UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

3 1761 09701688 5

Nietzsche's Werke

Zweite Abtheilung

Band XI

(Dritter Band der zweiten Abtheilung)

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1919

Philos
N677
1917

Nachgelassene Werke

Von

Friedrich Nietzsche

Unveröffentlichtes
aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen
und der Morgenröthe

(1875/76—1880/81)

Dritte Ausgabe

206792
3. 11. 26

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1919

Übersetzungsrecht vorbehalten
Gedruckt auf Kriegspapier im Jahre 1919
bei C. G. Naumann G. m. b. H., Leipzig

Germany

Inhalt.

Seite

Vorwort der Herausgeber IX

Aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen.

(1875/76—1879) 1

Zwei Vorreden und ein Epilog. (Vor Veröffentlichung des ersten Bandes vom Menschlichen, Allzumenschlichen: Mai 1878.) 3

I. Reisebuch, unterwegs zu lesen. Vorrede 5

II. Vorrede 7

III. Epilog 10

Aphorismen 11

I. Philosophie im Allgemeinen 13

II. Metaphysik 21

III. Moral.

1. Allgemeines 32

2. Verbrechen, Strafe, Verantwortlichkeit 40

3. Einzelbemerkungen 45

IV. Psychologie 47

V. Religion 63

VI. Kunst und Schriftstellerei.

1. Kunst, Künstler, Kunstbetrachtung 70

2. Musik; Wagner 81

3. Dichtkunst, Litteraturgeschichte 102

4. Schriftstellerei 113

5. Kritische persönliche Bemerkungen zu den eigenen Schriften und zu deren Entstehung 116

VII. Weib, Liebe, Ehe 126

VIII. Cultur und Staat; Erziehung.

1. Cultur 133

2. Staat, Socialismus 139

3. Erziehung 144

IX. Verschiedenes 150

Seite

Aus der Zeit der Morgenröthe. (1880/81) 157

I. Philosophie im Allgemeinen.

1. Philosophie, Philosophen 159
2. Philosophie und Wissenschaft 164
3. Einzelbemerkungen 173

II. Erkenntnisstheorie und Metaphysik.

1. Erkenntnisstheorie.
   a) Allgemeines 177
   b) Aussenwelt, Subject 179
   c) Trieb nach Wahrheit, Scepsis 185
2. Metaphysik 189

III. Moral.

1. Moralwissenschaft 191
2. Verhältniss höherer und niederer Culturen zur Moral 193
3. Physische und psychische Factoren als Grundlagen der Moral 199
4. Die Sitte 207
5. Ethische Gesetze und Ideale.
   a) Kritik absoluter Gesetze; der kategorische Imperativ, die Pflicht 213
   b) Kritik unerfüllbarer Ideale 217
   c) Kritik allgemeingültiger Ideale 219
   d) Das altruistische Ideal. Mitleid 221
   e) Das individualistische Ideal 230
   f) Wille zur Macht, Herren-Moral 251
6. Tugenden. Verbrechen, Sünde 256
7. Einzelbemerkungen 268

IV. Psychologie.

1. Allgemeines.
   a) Wahrnehmung, Phantasie, Gedächtniss, Denken 278
   b) Wille 285
2. Einzelbemerkungen 292

V. Religion.

1. Allgemeines 308
2. Christenthum.
   a) Die christliche Lenre 309
   b) Aus der Geschichte des Christenthums 313
3. Die Religion in der Gegenwart und der Zukunft . . 326

VI. Kunst.

1. Kunst im Allgemeinen 329
2. Der Künstler 333

Seite

3. Musik.
a) Allgemeines 336
b) Einzelne Musiker, Wagner 340
4. Dichtkunst 344
5. Malerei 346
VII. Weib, Liebe, Ehe 348
VIII. Cultur.
1. Allgemeines 354
2. Culturgeschichte 356
3. Die Deutschen 359
4. Modernität 367
5. Zukunft 373
IX. Kritische persönliche Bemerkungen 378

Nachbericht.

Aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen. (1875/76—1879) 395
Aus der Zeit der Morgenröthe. (1880/81) 408

Anmerkungen.

Aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen. (1875/76—1879) 415
Aus der Zeit der Morgenröthe. (1880/81) 418

Vorwort der Herausgeber.

Nietzsche's Nachlass, der neben durchgearbeiteten, der Vollendung nahe gekommenen Werken auch Unfertiges mannigfacher Art enthält, lässt sich nur in einer Auswahl herausgeben. Da der Charakter des Nachlasses in den einzelnen Epochen von Nietzsche's Schaffen verschieden ist, müssen die Grundsätze, nach denen die Auswahl zu treffen ist, für jede Epoche besonders festgestellt werden. Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1875/76 bis 1880/81. Er bringt mit Ausnahme zweier Vorreden und eines Epilogs nur Aphorismen. Für die Sichtung des hierbei in Betracht kommenden Stoffes sind folgende Gesichtspunkte bestimmend gewesen: Erstens wurde ausgeschieden, was zu flüchtig und ungenügend ausgedrückt ist, um einen fassbaren Gedanken zu ergeben, seien es einzelne Worte, angefangene Sätze oder ganze Aphorismen. Zweitens wurde ausgeschieden, was im Hinblick auf Nietzsche's Gesammtproduction nicht werthvoll genug erschien, um in dieser Ausgabe einen Platz beanspruchen zu dürfen, also gelegentliche

Notizen, weniger geglückte Einfälle. — Diese Gesichtspunkte lassen, wie man sieht, dem subjectiven Empfinden und dem Urtheil der Herausgeber einen beträchtlichen Spielraum, ein Übelstand, der sich bei unserer Aufgabe nicht vermeiden liess. Wir haben die Grenze möglichst weit gezogen, und man darf das Zutrauen haben, dass kein wichtigerer Gedanke aus dem Stoffe, den wir zu bearbeiten hatten, hier fehlt. Wo es sich um Gedanken handelte, die für Nietzsche's Philosophie der späteren Jahre von Wichtigkeit sind, haben wir sie trotz mangelhafter stilistischer Fassung mit aufgenommen, um einem Studium von Nietzsche's Entwickelungsgang den Weg zu ebenen. Eine Reihe Aufzeichnungen rein persönlicher Art, welche dieser Zeit angehören, sind ausgeschlossen worden, weil sie mit ähnlichen Aufzeichnungen aus anderen Perioden zusammen in einem autobiographischen Bande herausgegeben werden sollen. Die „kritischen persönlichen Bemerkungen" (S. 116 ff. und 378 ff.) sind von Frau Dr. Förster-Nietzsche selbst zusammengestellt worden.

Bei der Lectüre dieser vom Autor zurückgelassenen Gedanken muss man stets im Auge behalten, dass sie im Ausdruck nicht dieselbe Vollkommenheit haben können wie die von Nietzsche selbst veröffentlichten, durch eine Reihe formaler Entwickelungsphasen hindurchgegangenen, künstlerisch vollendeten Aphorismen. Der Nachlass enthält zum grössten Theil, wie es natürlich ist, erste Niederschriften, bei denen es dem Autor zunächst gar nicht um die Form, sondern lediglich um die vorläufige Fixirung eines

Gedankens zu thun ist. Wo das Thema ein schwierigeres ist, bedarf es sogar vielfach einer grossen Aufmerksamkeit, um den Sinn zu verstehen. — Die Unvollkommenheit des Ausdrucks hat uns nirgends verführt, Änderungen vorzunehmen. Nur wenige, durchaus unverständliche Worte und Sätze innerhalb oder am Schluss eines Aphorismus, den wir als Ganzes nicht missen wollten, haben wir weglassen müssen. Der Zusammenhang hat keinen Schaden dadurch erlitten. Fehler des Textes, die offenbar durch Schreibfehler, Versehen u. s. w. des Autors entstanden sind, haben wir selbstverständlich verbessert. Genaue Angaben über sämmtliche von uns gemachten Änderungen enthalten die „Anmerkungen“ am Schluss des Bandes. Auf diese und gleichzeitig auf den „Nachbericht“, der über die Geschichte der hier veröffentlichten Gedanken einige Mittheilungen macht, sei hiermit ausdrücklich verwiesen.

Die Manuscripte geben den Stoff in ungeordneter, rein zufälliger Aufeinanderfolge. Wollte man sie so, wie sie vorliegen, chronologisch hinter einander abdrucken, so würde ein wirres Bild entstehen und den Gedanken viel von ihrer Wirkung geraubt werden. Bei dem Umfang und der Verschiedenartigkeit des Nachlasses war andererseits die chronologische Ordnung die allein mögliche. Es wurde deshalb der Mittelweg eingeschlagen, den Gesammtstoff in einzelne Perioden zu zerlegen und innerhalb jeder Periode sachlich zu ordnen. Man musste darauf achten, dass das auf diese Weise Zusammengenommene ein in Anschauungs- und Ausdrucksweise einheitliches Bild ergab.

Nach Sonderung der Gebiete entstand also die Aufgabe, die sachliche Ordnung vorzunehmen. Es lag nahe, bei dem vorliegenden Bande Nietzsche's eigene Anordnung in dem gleichzeitigen Aphorismenbuch: „Menschliches, Allzumenschliches I“ als Schema zu nehmen. Dort giebt es bekanntlich neun Hauptstücke: 1. Von den ersten und letzten Dingen. 2. Zur Geschichte der moralischen Empfindungen. 3. Das religiöse Leben. 4. Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller. 5. Anzeichen höherer und niederer Cultur. 6. Der Mensch im Verkehr. 7. Weib und Kind. 8. Ein Blick auf den Staat. 9. Der Mensch mit sich allein. Eine genaue Übernahme dieser Eintheilung schien jedoch ungeeignet, weil Nietzsche's Überschriften mehr beabsichtigen, als eine rein stoffliche Abgrenzung der Gebiete, worauf es bei unserer Anordnung allein ankommen konnte. Wir haben — in Anlehnung an Nietzsche's Hauptstücke — eigene Capitel und eigene Überschriften gebildet, die wir so schlicht und sachlich wie möglich wählten. — Für die Einordnung der einzelnen Aphorismen innerhalb der Capitel haben wir jedesmal eine Disposition entworfen und uns — nach längerem Schwanken — entschlossen, durch kleinere Überschriften im Text und durch Abtheilungsstriche auf dieselbe hinzuweisen. Man könnte Anstoss daran nehmen, dass so unser Band ein von Nietzsche's Aphorismenbüchern abweichendes Aussehen erhalten hat. Wir bitten aber zu bedenken, dass unsere Aufgabe sein musste, neben der Anordnung dem Stoff auch Übersichtlichkeit zu geben und die Orientirung möglichst

zu erleichtern. Dieser Zweck schien uns mit der allgemeinen Gliederung nicht erreicht. Übrigens haben wir unser Verfahren mit möglichster Zurückhaltung angewendet und haben von schematischer Gleichmässigkeit vollständig abgesehen.

Sämmtliche Überschriften also, welche die Anordnung der Aphorismen betreffen, rühren von den Herausgebern her. Dagegen sind die für einen einzelnen Aphorismus geltenden, in der Regel auf gleicher Zeile mit ihm stehenden Überschriften so wie die der Vorreden und des Epilogs aus Nietzsche's Manuscripten übernommen.

Vor dem Drucke haben wir den Band Herrn Geheimrath Professor Dr. Heinze vorgelegt. Seiner Antheilnahme und der sehr thätigen Mitarbeit von Professor Dr. Holzer verdanken wir eine Reihe werthvoller Vorschläge, die unserer Arbeit zu Gute gekommen sind.

Weimar, im November 1900.

Ernst und August Horneffer.

Unveröffentlichtes

aus der Zeit des

Menschlichen, Allzumenschlichen

und der

Morgenröthe.

(1875/76—1880/81.)

Aus der Zeit

des

Menschlichen, Allzumenschlichen.

(1875/76—1879.)

Zwei Vorreden und ein Epilog.

(Vor Veröffentlichung des ersten Bandes vom Menschlichen, Allzumenschlichen: Mai 1878.)

I.

Reisebuch,
unterwegs zu lesen.

Vorrede.

Menschen, welche sehr viel innerhalb eines bestimmten Berufes arbeiten, behalten ihre allgemeinen Ansichten über die Dinge der Welt fast unverändert bei: diese werden in ihren Köpfen immer härter, immer tyrannischer. Deshalb sind jene Zeiten, in welchen der Mensch genöthigt ist seine Arbeit zu verlassen, so wichtig, weil da erst neue Begriffe und Empfindungen sich wieder einmal herandrängen dürfen, und seine Kraft nicht schon durch die täglichen Ansprüche von Pflicht und Gewohnheit verbraucht ist. Wir modernen Menschen müssen alle viel unserer geistigen Gesundheit wegen reisen: und man wird immer mehr reisen, je mehr gearbeitet wird. An den Reisenden haben sich also die zu wenden, welche an der Veränderung der allgemeinen Ansichten arbeiten.

Aus dieser bestimmten Rücksicht ergiebt sich aber eine bestimmte Form der Mittheilung: denn dem beflügelten und unruhigen Wesen der Reise widerstreben jene lang gesponnenen Gedankensysteme, welche nur der geduldigsten Aufmerksamkeit sich zugänglich zeigen und wochenlange Stille, abgezogenste Einsamkeit fordern. Es müssen Bücher sein, welche man nicht durchliest, aber häufig aufschlägt: an irgend einem Satze bleibt man

heute, an einem anderen morgen hängen und denkt einmal wieder aus Herzensgrunde nach: für und wider, hinein und drüber hinaus, wie einen der Geist treibt, so dass es einem dabei jedesmal heiter und wohl im Kopfe wird. Allmählich entsteht aus dem solchermaassen angeregten — ächten, weil nicht erzwungenen — Nachdenken eine gewisse allgemeine Umstimmung der Ansichten: und mit ihr jenes allgemeine Gefühl der geistigen Erholung, als ob der Bogen wieder mit neuer Sehne bespannt und stärker als je angezogen sei. Man hat mit Nutzen gereist.

Wenn nun, nach solchen Vorbemerkungen und Angesichts dieses Buches, noch eine wesentliche Frage übrig bleibt, so bin ich es nicht, der sie beantworten kann. Die Vorrede ist des Autors Recht; des Lesers aber — die Nachrede.

Rosenlaui-Bad, am 26. Juli 1877.

Friedrich Nietzsche.

II.

Vorrede.

Wenn es schon dem Autor begegnet, dass er, vor sein eigenes Buch hingestellt, demselben mit Befremdung in's Gesicht sieht und ihm die Frage über die Lippen läuft: bin ich's? bin ich's nicht? — um wie viel mehr müssen die Leser seiner früheren Schriften eine solche Empfindung haben, zumal wenn sie den Autor derselben nicht persönlich kennen und er ihnen nur als Geist und Charakter jener Schriften vor der Seele steht. Diesen Lesern, den mir allzeit gegenwärtigen, treuen, unerschrockenen Anspornern und Vertheidigern meines höheren Selbst — bin ich demnach eine Erklärung schuldig, nicht darüber, was das Buch ist, sondern was es für sie, für mich bedeutet: dieselbe Erklärung, welche ich mir gebe, wenn ich wie gesagt mitunter dem eigenen Kinde mit Verwunderung in die Augen sehe und es bald ein wenig unheimlich, bald allzu harmlos finde.

Jeder von uns, den ausgeprägteren Menschen dieses Zeitalters, trägt jene innere freigeisterische Erregtheit mit sich herum, welche in einem allen früheren Zeiten unzugänglichen Grade uns gegen den leisesten Druck irgend einer Autorität empfindlich und widerspänstig macht. Es ist ein Zufall, dass keiner von uns bis jetzt

ganz und gar zum Typus des Freigeistes der Gegenwart geworden ist, während wir den Ansatz zu ihm und den gleichsam vorgezeichneten Abriss seines Wesens wie mit Augen an uns allen wahrnehmen. Während nun der Verfasser dieses Buches seit geraumer Zeit jenen grossen typischen Menschen nachspürte, welche aus diesem Zeitalter heraus und über dasselbe hinauswachsen, um einmal die Stützen einer zukünftigen Cultur zu sein, entgieng ihm jener Mangel eines wesentlichen Typus nicht; er suchte sich dadurch zu helfen, dass er das Bild des Freigeistes der Gegenwart nach jenen inneren Fingerzeigen zu sehen und allmählich zu malen versuchte. Indem er auf die Stunden sorgsam Acht gab, in welchen jener Geist aus ihm redete, indem er das Gesetz der Stunden, den inneren Zusammenhang jener Geisterreden fand, wurde ihm aus jenem Geiste eine Person, aus einer Person beinahe eine Gestalt. Zuletzt gewann er es nicht mehr über sich, dieselbe, als den Typus des Freigeistes der Gegenwart, öffentlich nur zu malen; das Verwegenere gefiel ihm, den Geist reden zu lassen, ja ihm ein Buch unterzuschieben. Möge der Hörer dieser Reden mit Vertrauen seine Nähe fühlen, möge er empfinden, wie jene fast nervöse freigeisterische Erregbarkeit, jener Widerwille gegen die letzten Reste von Zwang und anbefohlener Mässigung an eine gefestete, milde und fast frohsinnige Seele angeknüpft ist, bei der niemand nöthig hat, gegen Tücken und plötzliche Ausbrüche auf der Hut zu sein! Namentlich fehlt diesem freien Gesellen der knurrende Ton und die Verbissenheit, die Eigenschaften alter Hunde und Menschen, welche lange an der Kette gelegen haben; der moderne Freigeist ist nicht wie seine Vorfahren aus dem Kampfe geboren, vielmehr aus dem Frieden der Auflösung, in welche er alle geistigen

Mächte der alten gebundenen Welt eingegangen sieht. Nachdem dieser grösste Umschwung in der Geschichte eingetreten ist, kann seine Seele ohne Neid und fast bedürfnisslos sein, er erstrebt für sich nicht vieles, nicht viel mehr; ihm genügt als der wünschenswertheste Zustand jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit; wer mehr von ihm will, den weist er, ein wenig Spott auf der Lippe, mit wohlwollendem Kopfschütteln hin zu seinem Bruder, dem freien Menschen der That: mit dessen „Freiheit“ es freilich eine eigene Bewandniss hat, über welche manche Geschichte zu erzählen wäre. —

Nachdem solchermaassen der Autor — fast hätte ich gesagt: der Dichter — den Prolog zu Gunsten seines Stückes und Helden gesprochen, mag dieser selbst auftreten und sein monologisches Spiel beginnen. Ob Trauerspiel, ob Komödie, ob Tragikomödie? Vielleicht fehlt das Wort, welches hier zur Bezeichnung völlig ausreichte: so möge ein Vers uns zu Hülfe kommen und den Zuhörer vorbereiten:

Spiel der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
o wie weidest den Sinn du mir! —
Weh! Was seh' ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit.

III.

Epilog. — Ich grüsse euch alle, meine Leser, die ihr nicht absichtlich mit falschen und schiefen Augen in dies Buch seht, ihr, die ihr mehr an ihm zu erkennen vermögt als eine Narrenhütte, in welcher ein Zerr- und Fratzenbild geistiger Freiheit zur Anbetung aufgehängt ist. Ihr wisst, was ich gab und wie ich gab; was ich konnte und wie viel mehr ich wollte — nämlich ein elektrisches Band über ein Jahrhundert hin zu spannen, aus einem Sterbezimmer heraus bis in die Geburtskammer neuer Freiheiten des Geistes. Mögt ihr nun für alles Gute und Schlimme, was ich sagte und that, eine schöne Wiedervergeltung üben! Es sind solche unter euch, welche Kleines mit Grossem und Gewolltes mit Gekonntem vergelten sollten: — mit welcher Empfindung ich an jeden von diesen denke, soll hier am Ende des Buches als rhythmischer Gruss ausgesprochen werden:

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, dass ich dem Grösseren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.

* * *

Aphorismen.

I.

Philosophie im Allgemeinen.

1.

Es ist vielleicht das wichtigste Ziel der Menschheit, dass der Werth des Lebens gemessen und der Grund, weshalb sie da ist, richtig bestimmt werde. Sie wartet deshalb auf die Erscheinung des höchsten Intellectes; denn nur dieser kann den Werth oder Unwerth des Lebens endgültig festsetzen. Unter welchen Umständen aber wird dieser höchste Intellect entstehen? Es scheint, dass die, welche die menschliche Wohlfahrt im Ganzen und Groben fördern, sich gegenwärtig noch ganz andere Ziele setzen, als diesen höchsten, werthbestimmenden Intellect zu zeugen.

2.

Es ist wahr, niemals ist in Deutschland so viel philosophirt worden wie jetzt: selbst zur Zeit der höchsten Gewalt Hegel's über die deutschen Köpfe erschienen nicht annähernd so viele philosophische Schriften wie in den letzten fünfzehn Jahren. Aber irre ich mich? Oder habe ich Recht zu vermuthen, dass eine grosse Gefahr in diesem Anzeichen liegt? Die Gattung des jetzt beliebten Philosophirens ist derart, das sie als Symptom einer überhand

nehmenden Abneigung gegen exacte, strenge, methodische Studien erscheint. Es ist ein vergnügliches, unter Umständen geistreiches Herumwerfen der philosophischen Ideen-Fangbälle, welche jetzt fast für jedes Verständniss fasslich geworden sind; ein solches Spiel nimmt sich besser aus als das ermüdende Wälzen schwerer einzelner Probleme der Wissenschaft und giebt in der That eine gewisse Ausbildung zum geselligen und öffentlichen Effectmachen. — Ich wünschte mich zu irren.

3.

Die Philosophen zweiten Ranges zerfallen in Nebendenker und Gegendenker, das heisst in solche, welche zu einem vorhandenen Gebäude einen Seitenflügel entsprechend dem gegebenen Grundplane ausführen (wozu die Tugend tüchtiger Baumeister ausreicht), und in solche, die in fortwährendem Widerstreben und Widersprechen so weit geführt werden, dass sie zuletzt einem vorhandenen System ein anderes entgegenstellen. Alle übrigen Philosophen sind Überdenker, Historiker dessen, was gedacht ist, derer, die gedacht haben: jene wenigen abgerechnet, welche für sich stehen, aus sich wachsen und allein „Denker“ genannt zu werden verdienen. Diese denken Tag und Nacht und merken es gar nicht mehr, wie die, welche in einer Schmiede wohnen, nicht mehr den Lärm der Ambose hören: so geht es ihnen wie Newton (der einmal gefragt wurde, wie er nur zu seinen Entdeckungen gekommen sei, und der einfach erwiderte: „dadurch dass ich immer daran dachte.“)

4.

Fast bei allen Philosophen ist die Benutzung des Vorgängers und die Bekämpfung desselben nicht streng,

und ungerecht. Sie haben nicht gelernt ordentlich zu lesen und zu interpretiren; die Philosophen unterschätzen die Schwierigkeit wirklich zu verstehen, was einer gesagt hat, und wenden ihre Sorgfalt nicht dahin. So hat Schopenhauer ebensowohl Kant als Plato völlig missverstanden. Auch die Künstler pflegen schlecht zu lesen, sie neigen zum allegorischen und pneumatischen Erklären.

5.

Was ist die Reaction der Meinungen? Wenn eine Meinung aufhört, interessant zu sein, so sucht man ihr einen Reiz zu verleihen, indem man sie an ihre Gegenmeinung hält. Gewöhnlich verführt aber die Gegenmeinung und macht einen neuen Bekenner: sie ist inzwischen interessanter geworden.

6.

Aristoteles meint, der Weise, σοφός, sei der, welcher sich nur mit dem Wichtigen, Wunderbaren, Göttlichen beschäftige. Da steckt der Fehler in der ganzen Richtung des Denkens. Gerade das Kleine, Schwache, Menschliche, Unlogische, Fehlerhafte wird übersehen und doch kann man nur durch sorgfältigstes Studium desselben weise werden. Der Weise hat sehr viel Stolz abzulegen, er hat nicht die Augenbrauen so hoch zu ziehen, zuletzt ist es der, welcher ein Vergnügen sich macht, das Vergnügen des Menschen zu stören.

7.

Ehemals definirte man, weil man glaubte, dass jedem Worte, Begriffe eine Summe von Prädicaten innewohne,

welche man nur herauszuziehen brauche. Aber im Worte steckt nur eine sehr unsichere Andeutung von Dingen: man definirt vernünftiger Weise nur, um zu sagen, was man unter einem Worte verstanden wissen will und überlässt es jedem, sich den Sinn eines Wortes neu abzugrenzen: es ist unverbindlich.

8.

Wenn jemand die Wissenschaft zum Schaden der Menschheit fördert, so kann man ihm sagen: willst du zu deinem Vergnügen die Menschheit deiner Erkenntniss opfern, so wollen wir dich dem allgemeinen Wohlbefinden opfern, hier heiligt der gute Zweck das Mittel. Wer die Menschheit eines Experimentes wegen vergiften wollte, würde von uns wie ein ganz gefährliches Subject in Banden gelegt werden. Wir fordern: das Wohl der Menschheit muss der Grenzgesichtspunkt im Bereich der Forschung nach Wahrheit sein (nicht der leitende Gedanke, aber der, welcher gewisse Grenzen zieht). Freilich ist da die Inquisition in der Nähe; denn das Wohl aller war der Gesichtspunkt, nach dem man die Ketzer verfolgte. In gewissem Sinne ist also eine Inquisitions-Censur nothwendig, die Mittel freilich werden immer humaner werden.

9.

Ein Zeichen von der Gesundheit der Alten, dass auch ihre Moral-Philosophie diesseits der Grenze des Glücks blieb. Unsere Wahrheits-Forschung ist ein Excess: dies muss man einsehen.

10.

Lob Epicur's. — Die Weisheit ist um keinen Schritt über Epicur hinausgekommen — und oftmals viele tausend Schritt hinter ihn zurück.

11.

Gegen Socrates kann man jetzt einwenden, dass es mit der menschlichen Tugend nichts ist, aber sehr viel mit der menschlichen Weisheit.

12.

Auf die reine Erkenntniss der Dinge lässt sich keine Ethik gründen: da muss man sein wie die Natur, weder gut noch böse.

13.

Der Weg vom Freidenken geht nicht zum Freihandeln (individuell), sondern zum regierungsweisen Umgestalten der Institutionen.

14.

Der neue Reformator nimmt die Menschen wie Thon. Durch Zeit und Institutionen ist ihnen alles anzubilden, man kann sie zu Thieren und zu Engeln machen. Es ist wenig Festes da. „Umbildung der Menschheit!“

15.

Die Verdunkelung von Europa kann davon abhängen, ob fünf oder sechs freiere Geister sich treu bleiben oder nicht.

16.

Vom Standpunkt des intellectualen Gewissens zerfallen die Menschen in gute, solche, welche den guten Willen haben, sich belehren zu lassen — und solche, welche diesen Willen nicht haben, — die bösen.

17.

Wer dem Verstand nicht zu trauen wagt, sucht ihn zu verdächtigen. Die Gefühls-Menschen.

18.

Ach, wenn die Mittelmässigen eine Ahnung hätten, wie sicher ihre Leistungen von den Oligarchen des Geistes — welche zu jeder Zeit leben — als mittelmässig empfunden werden! Nicht der grösste Erfolg bei der Masse würde sie trösten.

19.

Ich habe keinen Menschen mit Überzeugungen kennen gelernt, der mir nicht, wegen dieser Überzeugungen, bald Ironie erregt hätte.

20.

Gewisse Erkenntnisse schützen sich selbst: man versteht sie nicht.

21.

„Ein Geist ist gerade so tief als er hoch ist“ sagt jemand. Nun denkt man bei der Bezeichnung „hoher Geist“ an die Kraft und Energie des Aufschwunges, Fluges, bei der Bezeichnung „tiefer Geist“ an die Entferntheit des Zieles, zu welchem der Geist seinen Weg genommen hat. Der Satz will also sagen: ein Geist kommt ebenso weit, als er fliegen kann. Dies ist aber nicht wahr: selten kommt ein Geist soweit, als er überhaupt fliegen konnte. Also muss der Satz lauten: selten ist ein Geist so tief, als er hoch ist.

22.

Der Faden, auf dem die Gedanken manches Denkers laufen, ist so fein, dass wir ihn nicht sehen, und dass wir vermeinen, jener fliege oder schwebe und treibe die Kunst der beflügelten Dichter. Aber wie die Spinne oft an einem zarten Fädchen herabläuft —

23.

Die Seelenunruhe, welche die philosophischen Menschen an sich verwünschen, ist vielleicht gerade der Zustand, aus dem ihre höhere Productivität hervorquillt. Erlangten sie jenen völligen Frieden, so hätten sie wahrscheinlich ihre beste Thätigkeit entwurzelt und sich damit unnütz und überflüssig gemacht.

24.

Die zehn Gebote des Freigeistes.

Du sollst Völker weder lieben noch hassen.

Du sollst keine Politik treiben.

Du sollst nicht reich und auch kein Bettler sein.

Du sollst den Berühmten und Einflussreichen aus dem Wege gehen.

Du sollst dein Weib aus einem anderen Volke als dem eigenen nehmen.

Du sollst deine Kinder durch deine Freunde erziehen lassen.

Du sollst dich keiner Ceremonie der Kirche unterwerfen.

Du sollst ein Vergehen nicht bereuen, sondern seinetwegen eine Gutthat mehr thun.

Du sollst, um die Wahrheit sagen zu können, das Exil vorziehen.

Du sollst die Welt gegen dich und dich gegen die Welt gewähren lassen.

25.

Die Wahrheit zu sagen, wenn die Unwahrheit herrscht, ist mit so viel Vergnügen gemischt, dass der Mensch ihretwegen das Exil, ja noch Schlimmeres erwählt.

26.

Wer sich erlaubt, öffentlich zu sprechen, ist verpflichtet, sich auch öffentlich zu widersprechen, sobald er seine Meinungen ändert.

27.

„Über den Dingen“. — Wer die Präposition „über“ ganz begriffen hat, der hat den Umfang des menschlichen Stolzes und Elends begriffen. Wer über den Dingen ist, ist nicht in den Dingen — also nicht einmal in sich! Das Letztere kann sein Stolz sein.

28.

Aegrotantium est, sanitatem, medicorum aegritudinem cogitare. Qui vero mederi vult et ipse aegrotat, utramque cogitat.

29.

Wir können wie die leichtlebenden Götter leben, wenn wir das lebhafte Entzücken an der Wahrheit haben.

30.

Unser Denken soll kräftig duften wie ein Kornfeld am Sommer-Abend.

31.

Wenn Denken dein Schicksal ist, so verehre dies Schicksal mit göttlichen Ehren und opfere ihm das Beste, das Liebste.

II.

Metaphysik.

32.

Zeichen höherer Naturen. — Die metaphysischen Vorstellungen eines Menschen sind Zeugnisse für seine höhere Natur, edlere Bedürfnisse: insofern soll man immer im würdigsten Tone von ihnen reden.

33.

Nachtheil der Metaphysik: sie macht gegen die richtige Ordnung dieses Lebens gleichgültig — insofern gegen Moralität. Ist pessimistisch immer, weil sie kein hiesiges Glück erstrebt.

34.

Warum lässt man Metaphysik und Religion nicht als Spiel der Erwachsenen gelten?

35.

Dadurch dass man den Ernst weggiebt für Metaphysik und Religion, hat man ihn nicht mehr für's Leben und seine Aufgabe.

36.

Wir gewinnen eine neue Freude hinzu, wenn uns die metaphysischen Vorstellungen Humor machen, und die feierliche Miene, die Rührung der angeblichen Entdeckung, der geheimnissvolle Schauer wie eine alte Geistergeschichte uns anmuthet. Seien wir nicht gegen uns misstrauisch! Wir haben doch die Resultate langer Herrschaft der Metaphysik in uns, gewisse complexe Stimmungen und Empfindungen, welche zu den höchsten Errungenschaften der menschlichen Natur gehören; diese geben wir mit jenem unschuldigen Spotte keineswegs auf. — Aber warum sollen wir nicht lachen, wenn Schopenhauer die Abneigung vor der Kröte uns metaphysisch erklären will, wenn die Eltern Gelegenheitsursachen für den Genius der Gattung werden u. s. w.?

37.

Dankbar gegen die Folgen. — Manche metaphysische und historische Hypothesen werden nur deshalb so stark vertheidigt, weil man so dankbar gegen ihre Folgen ist.

38.

Auf die verfängliche Frage: „woher bist du Mensch?“ antworte ich: „aus Vater und Mutter“. Dabei wollen wir einmal stehen bleiben.

39.

Es gehört zu den Eigenheiten des metaphysischen Philosophirens, ein Problem zu verschärfen und als unlösbar hinzustellen, es sei denn dass man ein Wunder als

eine Lösung ansieht, zum Beispiel das Wesen des Schauspielers in der Selbstentäusserung und förmlichen Verwandlung zu sehen; während das eigentliche Problem doch ist, durch welche Mittel der Täuschung es der Schauspieler dahin bringt, dass es so scheint, als wäre er verwandelt.

40.

Dichter und phantastische Weise träumen, dass die Natur (Thiere und Pflanzen) ohne Wissenschaft und Methode einfach aus Liebe und Intuition verstanden werde. Ganz so stehen noch die Metaphysiker zum Menschen.

41.

Weil die Menschen an der Welt, so weit sie erklärlich ist, nicht viel finden, was werthvoll ist, so meinen sie, das Wahre und Wichtige müsse im Unerklärlichen liegen; sie knüpfen ihre höchsten Empfindungen und Ahnungen an das Dunkle, Unerklärliche an. Nun braucht in diesem unaufgehellten Reiche gar nichts Wesentliches zu liegen, es könnte leer sein: es würde für den Menschen dasselbe dabei herauskommen, wenn er nur in seiner Erkenntniss eine dunkle Stelle hätte: daraus zaubert er dann hervor, was er braucht, und bevölkert den dunklen Gang mit Geistern und Ahnungen.

42.

Es ist in der Art der gebundenen Geister, irgend eine Erklärung keiner vorzuziehen; dabei ist man genügsam. Hohe Cultur verlangt, manche Dinge ruhig unerklärt stehen zu lassen: ἐπέχω.

43.

Die wissenschaftlichen Methoden entlasten die Welt von dem grossen Pathos, sie zeigen, wie grundlos man sich in diese Höhe der Empfindung hineingearbeitet hat. Man lacht und wundert sich jetzt über einen Zank, der zwei Feinde und allmählich ganze Geschlechter rasend macht und zuletzt das Schicksal der Völker bestimmt, während vielleicht der Anlass längst vergessen ist: aber ein solcher Vorgang ist das Symbol aller grossen Affecte und Leidenschaften in der Welt, welche in ihrem Ursprunge immer lächerlich klein sind. Nun bleibt zunächst der Mensch verwundert vor der Höhe seines Gefühls und der Niedrigkeit des Ursprungs stehen; auf die Dauer mildert sich dieser Gegensatz, denn das beschämende Gefühl des Lächerlichen arbeitet still an dem Menschen, der hier einmal zu erkennen angefangen hat. — Es giebt anspruchsvolle Tugenden, welche ihre Höhe nur unter metaphysischen Voraussetzungen behaupten können, zum Beispiel Virginität; während sie an sich nicht viel bedeutet, als eine blasse unproductive Halbtugend, welche überdies geneigt macht, über die Mitmenschen recht ketzerrichterisch abzuurtheilen.

44.

Ist für etwas, zum Beispiel Eigenthum, Königthum, die Empfindung erst erregt, so wächst sie fort, je mehr man den Ursprung vergisst. Zuletzt redet man bei solchen Dingen von „Mysterien“, weil man sich einer überschwänglichen Stärke der Empfindung bewusst ist, aber genau genommen keinen rechten Grund dafür angeben kann. Ernüchterung ist auch hier von Nöthen, aber eine ungeheure Quelle der Macht versiegt freilich.

45.

Durch gewisse Ansichten über die Dinge ist das Pathos der Empfindung in die Welt gekommen, nicht durch die Dinge selbst: zum Beispiel alles, was Faust in der ersten Scene als Ursache seiner Leiden angiebt, ist irrthümlich, nämlich auf Grund metaphysischer Erdichtungen erst so bedeutungsschwer geworden: könnte er dies einsehen, so würde das Pathos seiner Stimmung fehlen.

46.

Ursprünglich sieht der Mensch alle Veränderungen in der Natur nicht als gesetzmässig, sondern als Äusserungen des freien Willens, das heisst blinder Zuneigungen, Abneigungen, Affecte, Wuth u. s. w. an: die Natur ist Mensch, nur so viel übermächtiger und unberechenbarer, als die gewöhnlichen Menschen, ein verhüllter, in seinem Zelte schlafender Tyrann; alle Dinge sind Action wie er, nicht nur seine Waffen, Werkzeuge sind belebt gedacht. Die Sprachwissenschaft hilft beweisen, dass der Mensch die Natur vollständig verkannte und falsch benannte: wir sind aber die Erben dieser Benennungen der Dinge, der menschliche Geist ist in diesen Irrthümern aufgewachsen, durch sie genährt und mächtig geworden.

47.

Selbst bei den freisinnigsten Denkern schleicht sich Mythologie ein, wenn sie von der Natur reden. Da soll die Natur das und das vorgesehen, erstrebt haben,

sich freuen oder: „die menschliche Natur müsste eine Stümperin sein, wenn sie —“. Wille, Natur sind Überlebsel des alten Götterglaubens.

48.

Man soll da, wo etwas gethan werden muss, nicht von Gesetz reden, sondern nur da, wo etwas gethan werden soll.

49.

Es war ein sehr glücklicher Fund Schopenhauers, als er vom „Willen zum Leben“ sprach: wir wollen diesen Ausdruck uns nicht wieder nehmen lassen und seinem Urheber dafür im Namen der deutschen Sprache dankbar sein. Aber das soll uns nicht hindern einzusehen, dass der Begriff „Wille zum Leben“ vor der Wissenschaft sich noch nicht das Bürgerrecht erobert hat, ebenso wenig als die Begriffe „Seele“, „Gott“, „Lebenskraft“ u.s.w. Auch Mainländers Reduction dieses Begriffs auf viele individuelle „Willen zum Leben“ bringt uns nicht weiter; man erhält dadurch statt einer universalen Lebenskraft (welche zugleich als ausser, über und in den Dingen gedacht werden soll!) individuelle Lebenskräfte, gegen welche dasselbe einzuwenden ist wie gegen jene universale. Denn bevor der Mensch ist, ist auch sein Individualwille noch nicht: oder was sollte dieser sein? Im Leben selber aber sich äussernd — ja ist denn das Wille zum Leben? Doch mindestens Wille im Leben zu bleiben, also, um den bekannteren Ausdruck zu wählen, Erhaltungstrieb. Ist es wahr, dass, wenn der Mensch in sein Inneres blickt, er sich als Erhaltungstrieb wahrnimmt? Vielmehr nimmt er nur wahr, dass er immer fühlt, genauer dass

er irgend an welchem Organe irgend welche gewöhnlich ganz unbedeutende Lust- oder Unlustempfindungen hat; die Bewegung des Blutes, des Magens, der Gedärme drückt irgend wie auf die Nerven, er ist immer fühlend, und immer wechselt dies Gefühl. Der Traum verräth diese innere fortwährende Wandlung des Gefühls und deutet sie phantastisch aus. Die Stellungen, die die Glieder im Schlafe einnehmen, machen eine Umstellung der Muskeln nöthig und beeinflussen die Nerven und diese wieder das Gehirn. Unser Sehnerv, unser Ohr, unser Getast ist immer irgendwie erregt. Aber mit dem Erhaltungstrieb hat diese Thatsache einer fortwährenden Erregtheit und Bemerkbarkeit des Gefühls nichts gemein. Der Erhaltungstrieb oder die Liebe zum Leben ist entweder etwas ganz Bewusstes oder nur ein unklares, irreführendes Wort für etwas anderes: dass wir der Unlust entgehen wollen, auf alle Weise, und dagegen nach Lust streben. Diese universale Thatsache alles Beseelten ist aber jedenfalls keine erste ursprüngliche Thatsache, wie es Schopenhauer vom Willen zum Leben annimmt: — Unlust fliehen, Lust suchen setzt die Existenz der Erfahrung und diese wieder den Intellect voraus. — Die Stärke der Wollust beweist nicht den Willen zum Leben, sondern den Willen zur Lust. Die grosse Angst vor dem Tode, mit der Schopenhauer ebenfalls zu Gunsten seiner Annahme vom Willen argumentirt, ist in langem Zeitraum grossgezüchtet durch einzelne Religionen, welche den Tod als entscheidende Stunde ansehen; sie ist hier und da so gross geworden. Falls sie aber unabhängig davon beobachtet wird, so ist sie nicht mehr als Angst vor dem Sterben, das heisst dem ungeprobten und vielleicht zu gross vorgestellten Schmerz dabei, dann vor den Verlusten, welche durch das Sterben eintreten.

Es ist nicht wahr, dass man das Dasein um jeden Preis will, zum Beispiel nicht als Thier, auf welches Schopenhauer so gern hinweist, um die ungeheure Macht des allgemeinen Willens zum Leben festzustellen.

50.

Warum überhaupt einen Erhaltungstrieb annehmen? Unter zahllosen unzweckmässigen Bildungen kamen lebensfähige, fortlebensfähige vor; es sind millionenjahrelange Anpassungen der einzelnen menschlichen Organe nöthig gewesen, bis endlich der jetzige Körper regelmässig entstehen konnte und bis jene Thatsachen regelmässig sich zeigen, welche man gewöhnlich dem Erhaltungstrieb zuschreibt. Im Grunde geht es dabei jetzt ebenso nothwendig, nach chemischen Gesetzen zu, wie beim Wasserfalle mechanisch. Der Finger des Klavierspielers hat keinen „Trieb", die richtigen Tasten zu treffen, sondern nur die Gewohnheit. Überhaupt ist das Wort Trieb nur eine Bequemlichkeit und wird überall dort angewendet, wo regelmässige Wirkungen an Organismen noch nicht auf ihre chemischen und mechanischen Gesetze zurückgeführt sind.

51.

Die geschickten Bewegungen des Fusses beim Ausgleiten, Stolpern, Klettern sind nicht die Resultate eines blind wirkenden, aber zweckmässigen Instinctes, sondern einmal angelernt, wie die Bewegungen der Finger beim Klavierspiel. Jetzt wird sehr viel von dieser Fertigkeit gleich vererbt.

52.

Der Darwinist. — St. Augustinus sagt: *ego sum veritas et vita, dixit Dominus; non dixit: ego sum consuetudo!* — Schade darum: so ist er nicht die Wahrheit und weiss nicht, was das Leben ist. —

53.

Die Philosophen finden den Willen zum Leben namentlich dadurch bewiesen, dass sie das Schreckliche oder Nutzlose des Lebens einsehen und doch nicht zum Selbstmord greifen — aber ihre Schilderung des Lebens könnte falsch sein! —

54.

Es giebt viel mehr Behagen als Unbehagen in der Welt: practisch ist der Optimismus in der Herrschaft. Der theoretische Pessimismus entsteht aus der Betrachtung, wie schlecht und absurd der Grund unseres Behagens ist; er wundert sich über die geringe Besonnenheit und Vernunft in diesem Behagen; er würde das fortwährende Unbehagen begreiflich finden.

55.

Unerwartete Belehrung. — Erst ein Leben voller Schmerzen und Entsagungen lehrt uns, wie das Dasein ganz mit Honigseim durchtränkt ist: weshalb die Askese nicht selten aus einem verschmitzten Epicureismus gewählt sein mag. — Die „Pessimisten“ sind kluge Leute mit verdorbenem Magen: sie rächen sich mit dem Kopf für ihre schlechte Verdauung.

56.

Die überfeinen Unglücklichen, wie Leopardi, welche für ihren Schmerz stolz am ganzen Dasein Rache nehmen, bemerken nicht, wie der göttliche Kuppler des Daseins dabei über sie lacht: eben jetzt trinken sie wieder aus seinem Mischkrug; denn ihre Rache, ihr Stolz, ihr Hang zu denken, was sie leiden, ihre Kunst, es zu sagen — ist das nicht alles wieder — Honigseim?

57.

Wenn man nicht das Leben für eine gute Sache hält, die erhalten werden muss, so fehlt all' unseren Bestrebungen der Wissenschaft der Sinn (der Nutzen). Selbst wozu Wahrheit?

58.

Wer das Nichtsein wirklich höher stellt als das Sein, hat im Verhalten zu dem Nächsten dessen Nichtsein mehr zu fördern als dessen Sein. Weil die Moralisten dieser Forderung ausbiegen wollen, erfinden sie solche Sätze, dass jeder nur sich selber in's Nichtsein erlösen könne.

59.

Schopenhauer concipirt die Welt als einen ungeheuren Menschen, dessen Handlungen wir sehen und dessen Charakter völlig unveränderlich ist: diesen können wir eben aus jenen Handlungen erschliessen. Insofern ist es Pantheismus oder vielleicht Pandiabolismus; denn er hat kein Interesse, alles, was er wahrnimmt, in's Gute und Vollkommene umzudeuten. Aber diese ganze Unter-

scheidung zwischen Handlungen als Wirkungen und einem an sich seienden Charakter als Ursache ist schon am Menschen falsch, erst recht in Hinsicht auf die Welt. So etwas wie der Charakter hat an sich keine Existenz, sondern ist eine erleichternde Abstraction. Und dies ist der Werth solcher Metaphysiker wie Schopenhauer: sie versuchen ein Weltbild: nur ist Schade, dass es die Welt in einen Menschen verwandelt: man möchte sagen, die Welt ist Schopenhauer im Grossen. Das ist aber nicht wahr.

III.

Moral.

1. Allgemeines.

60.

Unsere Aufgabe, alles Angeerbte, Herkömmliche, Unbewusst-gewordene zu inventarisiren und zu revidiren, auf Ursprung und Zweckmässigkeit zu prüfen, vieles zu verwerfen, vieles leben zu lassen.

61.

Der Weise kennt keine Sittlichkeit mehr ausser der, welche ihre Gesetze aus ihm selbst nimmt, ja schon das Wort „Sittlichkeit" passt für ihn nicht. Denn er ist völlig unsittlich geworden, insofern er keine Sitte, kein Herkommen, sondern lauter neue Lebensfragen und Antworten anerkennt. Er bewegt sich auf unbegangenen Pfaden vorwärts, seine Kraft wächst, je mehr er wandert. Er ist einer grossen Feuersbrunst gleich, die ihren eigenen Wind mit sich bringt und von ihm gesteigert und weiter getragen wird.

62.

Man kann zweifeln, ob dem guten Menschen, den es nach Erkenntniss dürstet, dadurch genützt wird, dass er immer besser wird. Ein wenig mehr Sünde gelegent-

lich macht ihn wahrscheinlich weiser. Jedermann von einiger Erfahrung wird wissen, in welchem Zustande er das tiefste verstehende Mitgefühl mit der Unsicherheit der Gesellschaft und der Ehen hatte.

63.

Menschen, welche sich in hervorragender Weise vom Ererbt-Sittlichen loslösen, „gewissen"-los sind, können dies nur in der gleichen Weise werden wie Missgeburten entstehen; das Wachsen und Sich-bilden geht ja nach der Geburt fort, in Folge der angeerbten Gewohnheiten und Kräfte. So könnte man in jenem Falle den Begriff der Missgeburt erweitern und etwa von Missgebilden reden. Gegen solche hat die übrige Menschheit dieselben Rechte wie gegen die Missgeburten und Monstra; sie darf sie vernichten, um nicht die Propagation des Zurückgebliebenen, Missrathenen zu fördern. Zum Beispiel der Mörder ist ein Missgebilde. —

64.

Man ist auch ungerecht, wenn man die grossen Männer zu gross findet und die Dinge in der Welt zu tief. Wer dem Leben die tiefste Bedeutung geben will, umspinnt die Welt mit Fabeln; wir sind alle noch tief hinein verstrickt, so freisinnig wir uns auch vorkommen mögen. Es giebt eine starke Neigung, uralt angeboren, die Abstände zu übertreiben, die Farben zu stark aufzutragen, das Glänzende als das Wahrscheinlichere zu nehmen. Die Kraft zeigt sich vornehmlich in diesem allzuscharfen Accentuiren; aber die Kraft in der Mässigung ist die höhere, Gerechtigkeit ist schwerer als Hingebung

und Liebe. — Wenn ein Mörder nicht das Böse seiner Handlung anerkennen will und sich das Recht nimmt, etwas gut zu nennen, was alle Welt böse nennt, so löst er sich aus der Entwicklung der Menschen: müssen wir ihm das Recht zugestehen? Wenn einer sogenannte schlechte Handlungen durch Loslösung von den hergebrachten Urtheilen und Aufstellung der Unverantwortlichkeit rechtfertigte, dürfen wir sagen: „nur rein theoretisch darf er so etwas aufstellen, nicht aber practisch danach handeln"? Oder: „als Denker hat er Recht, aber er darf nicht Böses thun". In wie weit darf sich das Individuum lösen von seiner Vergangenheit? So weit es kann? Und wenn es einsieht, dass in dieser Vergangenheit falsche Urtheile, Rücksichten auf grobe Nützlichkeit wirkten? Dass der Heiligenschein um das Gute, der Schwefelglanz um das Böse dabei verschwindet? Wenn die stärksten Motive, aus der Ehre und Schande des Mitmenschen entnommen, nicht mehr wirken, weil er die Wahrheit diesem Urtheile entgegenstellen kann?

65.

Das Christenthum sagt: „es giebt keine Tugenden, sondern Sünden." Damit wird alles menschliche Handeln verleumdet und vergiftet, auch das Zutrauen auf Menschen erschüttert. Nun secundirt ihm noch die Philosophie in der Weise La Rochefoucauld's, sie führt die gerühmten menschlichen Tugenden auf geringe und unedle Beweggründe zurück. Da ist es eine wahre Erlösung zu lernen, dass es an sich weder gute noch böse Handlungen giebt, dass in gleichem Sinne wie der Satz des Christenthums auch der entgegengesetzte des Alterthums aufgestellt werden kann: „es giebt keine Sünden, sondern nur Tugenden", das heisst Handlungen nach dem Gesichts-

punkte des Guten (nur dass das Urtheil über gut verschieden ist). Jeder handelt nach dem ihm Vortheilhaften, keiner ist freiwillig böse, das heisst sich schädigend. Es ist ein grosser Fortschritt zu lernen, dass alles Moralische nichts mit dem Ding an sich zu thun hat, sondern Meinung ist, in das Bereich des sehr veränderlichen Intellects gehört. Freilich: wie sich unser Ohr den Sinn für Musik geschaffen hat (der ja auch nicht an sich existirt), so haben wir als hohes Resultat der bisherigen Menschheit den moralischen Sinn. Er ist aber nicht auf logische Denkgesetze und auf strenge Naturbeobachtung gegründet, sondern wie der Sinn für die Künste auf mancherlei falsche Urtheile und Fehlschlüsse. Die Wissenschaft kann nicht umhin, das unlogische Fundament der Moral aufzudecken, wie sie das bei der Kunst thut. Vielleicht schwächt sie auf die Dauer diesen Sinn damit etwas ab: aber der Sinn für Wahrheit ist selber eine der höchsten und mächtigsten Effloreszenzen dieses moralischen Sinnes. Hier liegt die Compensation.

66.

Wie sehr wir auch die Moralität zersetzen — unsere eigene, im ganzen Wesen eingenistet, kann dabei nicht zersetzt werden. Unsere Art wahr und unwahr zu sein, bleibt undiscutirbar. „Der Ton des Suchens ist einer, und der Ton des Habens ist ein anderer."

67.

Die Kritik der Moralität ist eine hohe Stufe der Moralität — aber verschmolzen sind Eitelkeit, Ehrgeiz, Lust am Siege damit, wie bei aller Kritik.

68.

Die sittliche Reinheit der Menschen ist durch einige falsche Vorstellungen mehr gefördert worden, als es die Wahrheit zu thun vermöchte. Dass ein Gott das Gute wolle, dass der Leib zu besiegen sei, um die Seele frei zu machen, dass Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Gedanken existire, das hat die Menschheit hochgehoben und verfeinert. Allein schon die Aufstellung des „Guten"!

69.

Das, was erst herkömmlich ist, wird nicht nur mit Pietät, sondern auch mit Vernunft und Gründen nachträglich überhäuft und gleichsam durchsickert. So sieht zuletzt eine Sache sehr vernünftig aus (vieles an ihr ist zurechtgeschoben und verschönt). Dies täuscht über ihre Herkunft.

70.

Man denkt sich den moralischen Unterschied zwischen einem ehrlichen Manne und einem Spitzbuben viel zu gross; dagegen ist gewöhnlich der intellectuelle Unterschied gross. Die Gesetze gegen Diebe und Mörder sind zu Gunsten der Gebildeten und Reichen gemacht.

71.

Unterscheidet man Stufen der Moralität, so würde ich als erste nennen: Unterordnung unter das Herkommen, Ehrfurcht und Pietät gegen das Herkommen und seine Träger (die Alten) als zweite Stufe. Gebundensein des Intellects, Beschränkung seines Herumgreifens und Versuchens, Steigerung des Gefühls

innerhalb des abgegrenzten Bereichs erlaubter Vorstellungen. — Dagegen die Forderung des unegoistischen, unpersönlichen Handelns, worin man gewöhnlich den Ursprung der Moralität sieht, gehört den pessimistischen Religionen an, insofern diese von der Verwerflichkeit des *ego*, der Person ausgehen, also die metaphysische Bedeutung des „Radikal-Bösen" vorher in den Menschen gelegt haben müssen. Von der pessimistischen Religion her hat Kant sowohl das Radikal-Böse als den Glauben, dass das Unegoistische das Kennzeichen des Moralischen sei. Nun existirt dies aber nur, wie Schopenhauer richtig sah, im Nachgeben gegen bestimmte Empfindungen, zum Beispiel des Mitleidens, Wohlwollens. Empfindungen kann man aber nicht fordern, anbefehlen. Die Moral hat aber immer gefordert, sie wird somit „mitleidig und wohlwollend sein" (unegoistisch sein) nicht als entscheidendes Kennzeichen des „moralischen Menschen" gelten lassen: wie man ja thatsächlich oft von „unmoralischen Menschen" spricht, welche aber sehr gutmüthig und mitleidig sind.

72.

Wenn die Moral auf den Gesichtspunkt des gemeinsamen Nutzens und Schadens zurückgeht, so ist es consequent, das Moralische einer Handlung nicht nach den Absichten des Individuums, sondern nach der That und deren Erfolg zu bemessen. Das Seelenspalten und Nierenprüfen gehört einer Auffassung der Ethik an, bei der auf Nutzen und Schaden gar nichts ankommt. Man verlange die Handlung und kümmere sich nicht so ängstlich um die Motive (deren Verflechtung übrigens viel zu gross ist, als dass man nicht bei jeder psychologischen Analysis einer Handlung immer etwas irrte).

73.

Die edleren Motive sind die complicirten; alle einfachen Motive stehen ziemlich niedrig. Es ist wie bei den einfachen und complicirten Organismen. Die Länge und Schwierigkeit des ganzen Wegs wirft den Schein des Grossen und Hohen auf den, welcher ihn geht.

74.

Vielleicht ist der unegoistische Trieb eine späte Entwicklung des socialen Triebes; jedenfalls nicht umgekehrt. Der sociale Trieb entsteht aus dem Zwange, welcher ausgeübt wird, sich für ein anderes Wesen zu interessiren (der Sclave für seinen Herrn, der Soldat für seinen Führer), oder aus der Furcht mit ihrer Einsicht, dass wir zusammen wirken müssen, um nicht einzeln zu Grunde zu gehen. Diese Empfindung, vererbt, entsteht später, ohne dass das ursprüngliche Motiv mit in's Bewusstsein trete; es ist zum Bedürfniss geworden, welches nach der Gelegenheit ausschaut sich zu bethätigen. Für andere, für eine Gemeinsamkeit, für eine Sache (wie Wissenschaft) sich interessiren erscheint dann als unegoistisch, ist es aber im Grunde nicht gewesen. —

75.

Beim unegoistischen Triebe ist die Neigung zu einer Person das Entscheidende (wenn es die Lust am Mitleid nicht ist und ebensowenig die Abwehr der Unlust, welche wir beim Anblick des Leidens fühlen). Aber die Neigung macht einen solchen Vorgang doch nicht moralisch? Ist denn alles Interessirt-sein für etwas ausser uns Gelegenes moralisch? — Auch alles sachliche Interesse (bei

Kunst und Wissenschaft) gehört in's Bereich des Unegoistischen — aber auch des Moralischen?

76.

Das wollen, was der andere will und zwar seiner selbst wegen, nicht unsertwegen, das macht den Freund, sagt Aristoteles. Hier wird die unegoistische Handlung beschrieben; befinden wir uns gegen gewisse Personen dauernd in solcher Verfassung, so ist dies Freundschaft. Nach der jetzt üblichen Auffassung der Moralität ist das Freundesverhältniss das moralischeste, welches existirt.

77.

Man lobt das Unegoistische ursprünglich, weil es nützlich, das Egoistische tadelt man, weil es schädlich ist. Wie aber, wenn dies ein Irrthum wäre! Wenn das Egoistische in viel höherem Grade nützlich wäre, auch den anderen Menschen, als das Unegoistische! Wie wenn man beim Tadel des Egoistischen immer nur an den dummen Egoismus gedacht hätte! Im Grunde lobte man die Klugheit? — Freilich Güte und Dummheit gehen auch zusammen, *un bon homme* u. s. w.

78.

Wir haben ein Vergnügen an der kleinen Bosheit, weil sie uns wenig schadet, zum Beispiel am Sarkasmus; ja wenn wir uns völlig geschützt fühlen, so dient uns selbst die grosse Bosheit (etwa in dem giftigen Geifer eines Pamphletes) zum Behagen; denn sie schadet uns nicht und nähert sich dadurch der Wirkung des Komischen, — das überrascht, ein wenig erschreckt und doch nicht Schaden anstiftet.

79.

Man unterschätzt den Werth einer bösen That, wenn man nicht in Anschlag bringt, wie viel Zungen sie in Bewegung setzt, wie viel Energie sie entfesselt und wie vielen Menschen sie zum Nachdenken oder zur Erhebung dient.

2. Verbrechen, Strafe, Verantwortlichkeit.

80.

Eigentlich hat der einmal bestrafte Dieb einen Anspruch auf Vergütung, insofern er durch die Justiz seinen Ruf eingebüsst hat. Was er dadurch leidet, dass er von jetzt ab als Dieb gilt, geht weit über das Abbüssen einer einmaligen Schuld hinaus.

81.

Der Grundgedanke eines neuen menschlicheren Strafrechts müsste sein: ein Unrecht einmal insofern zu beseitigen, als der Schaden wieder gut gemacht werden kann; sodann die böse That durch eine Gutthat zu compensiren. Diese Gutthat brauchte nicht den Beschädigten und Beleidigten, sondern irgend jemandem erwiesen zu werden; man hat sich ja durch den Frevel selten am Individuum, sondern gewöhnlich am Gliede der menschlichen Gesellschaft vergangen, — man ist dadurch der Gesellschaft eine Wohlthat schuldig geworden. Dies ist nicht so gröblich zu verstehen, als ob ein Diebstahl durch ein Geschenk wieder gut zu machen wäre; vielmehr soll der, welcher seinen bösen Willen gezeigt hat, nun einmal seinen guten Willen zeigen.

82.

Man hält den Verbrecher so lange im Gefängniss, bis „seine Strafzeit abgelaufen“. Absurd! Bis er der Gesellschaft nicht mehr feindlich gesinnt ist! Bis er auch für seine Strafe kein Rachegefühl mehr hat! Ihn dann noch länger zu halten wäre erstens Grausamkeit, zweitens Vergeudung von Kraft, die im Dienste der Gesellschaft wirken könnte, drittens Gefahr ihn rachedurstig zu machen, da er die überflüssige Härte empfindet (also moralische Verschlechterung).

83.

Würde des Verbrechers. — Wenn der König das Recht hat, Gnade zu üben, so hat der Verbrecher das Recht, sie zurückzuweisen.

84.

Man spricht von Milderungsgründen: sie sollen die Schuld mindern und danach soll die Strafe geringer ausfallen. Aber geht man auf die Genesis der Schuld ein, so mildert man allmählich die Schuld weg, und dann dürfte es gar keine Strafe geben. Denn im Grunde giebt es eben, bei der Unfreiheit des Willens, keine Schuld. Lässt man die Strafe als Abschreckung gelten, so darf es keine Milderungsgründe geben, die sich auf die Entstehung der Schuld beziehen. Ist die That constatirt, so folgt die Strafe unerbittlich; der Mensch ist Mittel zum Wohle aller. Auch das Christenthum sagt: richtet nicht, freilich mit der Rücksicht auf den persönlichen Nachtheil. Christus: „Gott soll richten“. Dies ist aber ein Irrthum.

85.

In wiefern tröstet es einen Unglücklichen, eine Strafe nicht verdient zu haben? Er wird zum Besten der Menschheit als Mittel benutzt, um sie abzuschrecken: aber er hatte es nicht verdient, als Mittel betrachtet zu werden? Sobald man aber einsieht, dass niemand etwas verdient, tröstet jener Gesichtspunkt auch gar nicht mehr. Übrigens sollte man sich unter allen Umständen darüber freuen, als Mittel zur Verbesserung der Menschen zu dienen.

86.

Die Urtheile der Geschworenengerichte sind aus demselben Grunde falsch, aus dem die Censur einer Lehrerschaft über einen Schüler falsch ist: sie entstehen aus einer Vermittelung zwischen den verschieden gefällten Urtheilen: gesetzt den günstigsten Fall, einer der Geschworenen habe richtig geurtheilt, so ist das Gesammtresultat die Mitte zwischen dem richtigen und mehreren falschen Urtheilen, das heisst jedenfalls falsch.

87.

Unrecht hinterlässt mitunter in dem, welcher es thut, eine Wunde, doch nicht häufig. Gewissensbisse sind eher die Ausnahme als die Regel. Jemanden, der uns zuwider ist, so zu beleidigen, dass wir seinen Umgang los sind, erzeugt sogar ein seliges Aufathmen über die erlangte Freiheit. Vielleicht aber ist hier das Unrechtthun Nothwehr.

88.

Werth der Gewissensbisse für die geistige Befreiung. — Es ist kein Zweifel, dass zur Vermehrung

der geistigen Freiheit in der Welt die Gewissensbisse wesentlich beigetragen haben. Sie reizten häufig zu einer Kritik der Vorstellungen, welche, auf Grund früherer Handlungen, so schmerzhaft wirkten; und man entdeckte, dass nicht viel daran war, ausser der Gewöhnung und der allgemeinen Meinung innerhalb der Gesellschaft, in welcher man lebte. Konnte man sich von diesen beiden losmachen, so wichen auch die Gewissensbisse.

89.

Wenn die schlechte, ungeschickte Handlung irgend wann einmal keinen Unmuth mehr nach sich zieht, so würde diese kalte Gesinnung, an die man sich in Hinsicht auf das Vergangene gewöhnt hätte, auch die Freude am Gethanen entwurzelt haben. Nun wird aber das Handeln des Menschen durch die Anticipation der zu erwerbenden Lust oder Unlust bestimmt: fällt diese in Hinsicht auf sogenannte moralische Lust oder Unlust weg, so hält ihn keine Empfindung mehr von der schlechten Handlung zurück, und zöge ihn nichts mehr zu der guten That hin: es sei denn die Rücksicht auf das Nützliche oder Schädliche; die Moral wiche einer Nützlichkeitslehre. Der Mensch würde in Hinsicht auf das Kommende ebenso kalt und klug werden wie in Hinsicht auf das Vergangene. Dann würde er für die kalte Überlegung reif sein, welchen Werth sein gegenwärtiges Leben habe, das immer noch schmerzhaft genug sein könnte, nebst der Erwägung, ob nicht vielleicht das Nichtsein dem Sein vorzuziehen sei. In Erkenntniss oder Witterung dieses Sachverhalts sträubt sich jeder Mensch und auch jede philosophische Ethik gegen die Aufhebung der Verantwortlichkeit: letztere mit Unrecht, da die Philosophie

durchaus nicht auf die Consequenzen der Wahrheit, sondern nur auf sie selber zu achten hat. — Dass das Leben des Menschen als Ganzes keine Folge der Empfindung in Lust oder Unlust haben solle, sondern mit Vernichtung und völliger Empfindungslosigkeit schlösse, wird aus demselben Grunde gemeinhin abgelehnt: man fürchtet den Glauben an den Werth des Lebens zu schwächen und die Lust zum Selbstmorde zu ermuthigen. Der Wille zum Leben wehrt sich gegen die Schlüsse der Vernunft und versucht diese zu trüben: daher die Bedeutung, die man den letzten Augenblicken des Lebens auf dem Sterbebette beilegt, als ob da noch etwas zu fürchten oder zu hoffen wäre.

90.

Der Ausdruck „Lohn“ ist aus der Zeit her in unsere verschleppt, in welcher der Niedriggeborene, Unfreie, wenn man ihm überhaupt etwas gab oder gönnte, sich immer beglückt, begnadet fühlte, wo er wie ein Thier bald durch die Peitsche, bald durch Lockungen aufgemuntert wurde, aber niemals etwas „verdiente“. Wenn jener thut, was er thun muss, so ist kein Verdienst dabei: wird er trotzdem belohnt, so ist dies eine überschüssige Gnade, Güte.

91.

Der Mensch will nicht nur, dass seine Art zu leben angenehm oder nützlich sei: sie soll auch ein Verdienst sein, und zwar um so mehr ihm klar ist, dass die Annehmlichkeit nicht gross ist. Er will sich durch die Ehre schadlos halten.

3. Einzelbemerkungen.

92.

Je feiner der Geist, desto mehr leidet der Mensch beim Übermaass der Begierden. Insofern bringt geistige Verfeinerung auch dasselbe hervor, was die Moralität der gebundenen Geister.

93.

Nicht nur in dem Verhalten des Staates, welcher straft, um abzuschrecken, sondern im Verhalten jedes einzelnen, der lobt oder tadelt, wird der Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ befolgt: denn tadeln hat ebenfalls nur Sinn, als Mittel abzuschrecken und fürderhin als Motiv zu wirken; loben will antreiben, zum Nachmachen auffordern: insofern aber beides gethan wird, als ob es einer geschehenen Handlung gelte, so ist die Lüge, der Schein bei allem Loben und Tadeln nicht zu vermeiden; sie sind eben das Mittel, welches vom höheren Zwecke geheiligt wird. Vorausgesetzt freilich, dass alle, sowohl die Tadelnden als die Getadelten, von der Lehre der völligen Unverantwortlichkeit und Schuldlosigkeit überzeugt sind, so wirkt der Tadel nicht mehr, es sei denn dass die Gewohnheit, namentlich die der Eitelkeit und Ehrsucht stärker bliebe als alle durch Lehren beigebrachte Überzeugungen.

94.

Ein Mensch, der durch Lob und Tadel verdirbt — ein Baum, der durch Sonnenschein und Regen verdirbt —: beide sind schon verdorben, und alles wird ihnen zum Anlass des Untergangs.

95.

Man schenkt jemandem lieber sein ganzes Herz als sein ganzes Geld. Wie kommt das? — Man schenkt sein Herz und hat es noch, aber das Geld hat man nicht mehr.

96.

Die Unfreiheit der Gesinnung und Person wird durch den revolutionären Hang bewiesen.

Die Freiheit durch Zufriedenheit, Sich-einpassen und persönliches Bessermachen.

97.

Goethe definirt die Pflicht: „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.“ Gewöhnlich: „wo man sich befiehlt, was man liebt.“

IV.

Psychologie.

98.

Der, welcher über die inneren Motive des Menschen schreibt, hat nicht nur kalt auf sie hinzudeuten; denn so kann er seine Schlüsse nicht glaubhaft machen. Er muss die Erinnerung an diese und jene Leidenschaft, Stimmung erwecken können und muss also ein Künstler der Darstellung sein. Dazu wiederum ist nöthig, dass er alle diese Affecte aus Erfahrung kennt; denn sonst wird er indigniren durch Kälte und den Anschein von Geringschätzung dessen, was die anderen Menschen so tief bewegt und erschüttert hat. Daher muss er die wichtigsten Stufen der Menschheit durchgemacht haben und fähig sein, sich auf sie zu stellen: er muss religiös, künstlerisch, wollüstig, ehrgeizig, böse und gut, patriotisch und kosmopolitisch, aristokratisch und plebejisch gewesen sein und die Kraft der Darstellung behalten haben. Denn bei seinem Thema ist es nicht wie bei der Mathematik, wo ganz bestimmte Mittel des Ausdrucks, Zahlen, Linien da sind, welche ganz unzweideutig sind. Jedes Wort über die Motive des Menschen ist unbestimmt und andeutend, man muss aber stark anzudeuten verstehen, um ein starkes Gefühl darzustellen.

99.

Da sagt jemand: „mir soll jener Autor nicht nahe kommen; er sagt den Menschen so viel Schlechtes nach, er muss selber recht schlecht sein.“ Antwort: aber du selber musst dann noch schlechter sein, denn du sagst den besten Leuten, die es giebt, den Wahr-Redenden und Sich-selbst-nicht-Schonenden, Schlechtes nach und noch dazu Unwahres!

100.

Der grösste Theil unseres Wesens ist uns unbekannt. Trotzdem lieben wir uns, reden als von etwas ganz Bekanntem, auf Grund von ein wenig Gedächtniss. Wir haben ein Phantom vom „Ich“ im Kopfe, das uns vielfach bestimmt. Es soll Consequenz der Entwickelung bekommen. Das ist die Privat-Cultur-That — wir wollen Einheit erzeugen (aber meinen, sie sei nur zu entdecken!).

101.

Man kann nicht erklären, was die Empfindung ist: aber ich glaube, es ist nicht viel, wenn man es weiss, und gewiss steckt kein Welträthsel dahinter.

102.

Bewusstes Empfinden ist Empfindung der Empfindung, ebenso bewusstes Urtheilen enthält das Urtheil, dass geurtheilt wird. Der Intellect ohne diese Verdoppelung ist uns unbekannt, natürlich. Aber wir können seine Thätigkeit als die viel reichere aufzeigen. Es ergiebt sich, dass Empfindung in dem ersten Stadium empfindungslos ist. Erst der Verdoppelung kommt der Name zu.

Bei der Verdoppelung ist das Gedächtniss wirksam. Fühlen, ohne dass es durch das Gehirn gegangen ist: was ist das? — Lust und Schmerz reichen nur so weit, als es Gehirn giebt.

103.

Wenn Schopenhauer dem Willen das Primat zuertheilt und den Intellect hinzukommen lässt, so ist doch das ganze Gemüth, so wie es uns jetzt bekannt ist, nicht mehr zur Demonstration zu benutzen. Denn es ist durch und durch intellectual geworden (so wie unsere Tonempfindung in der Musik intellectual wurde). Ich meine: Lust und Schmerz und Begehren können wir gar nicht vom Intellect mehr losgetrennt denken. Die Höhe, Mannigfaltigkeit, Zartheit des Gemüths ist durch zahllose Gedankenvorgänge grossgezüchtet worden; wie die Poesie sich zur jetzigen Musik verhält, als die Lehrerin aller Symbolik, so der Gedanke zum jetzigen Gemüth. Diese Gedanken sind vielfache Irrthümer gewesen; zum Beispiel die Stimmung der Frömmigkeit ruht ganz auf dem Irrthume. Lust und Schmerz ist wie eine Kunst ausgebildet worden, genau durch dieselben Mittel wie eine Kunst. Die eigentlichen Motive der Handlungen verhalten sich jetzt so wie die Melodien der jetzigen Musik; es ist gar nicht mehr zu sagen, wo Melodie, wo Begleitung, Harmonie ist; so ist bei den Motiven der Handlungen alles künstlich gewebt, mehrere Motive bewegen sich neben einander und geben sich gegenseitig Harmonie, Farbe, Ausdruck, Stimmung. Bei gewissen Stimmungen meinen wir wohl den Willen abgesondert vom Intellect zu haben, es ist eine Täuschung; sie sind ein Resultat. Jede Regung ist intellectual geworden; was einer zum Beispiel bei der Liebe empfindet, ist das Er-

gebniss alles Nachdenkens darüber, aller je damit verbundenen Metaphysik, aller verwandten miterklingenden Nachbarstimmungen.

104.

Liebe und Hass nicht ursprüngliche Kräfte. — Hinter dem Hassen liegt das Fürchten, hinter dem Lieben das Bedürfen. Hinter Furcht und Bedürfniss liegt Erfahrung (Urtheilen und Gedächtniss). Der Intellect scheint älter zu sein als die Empfindung.

105.

Neigung und Abneigung unvernünftig. — Wenn Neigung oder Abneigung die Zähne erst eingebissen haben, so ist es schwer loszukommen, wie wenn eine Schildkröte sich in einen Stock verbissen hat. Die Liebe, der Hass und die Schildkröte sind dumm.

106.

Warum ist Neigung und Abneigung so ansteckend? Weil die Enthaltung von Für und Wider so schwer und das Zustimmen so angenehm ist.

107.

Menschen, deren Umgang uns unangenehm ist, thun uns einen Gefallen, wenn sie uns einen Anlass geben. uns von ihnen zu trennen: wir sind hinterdrein viel eher bereit, ihnen aus der Ferne Gutes zu erweisen oder zu gönnen.

108.

Loslösung von der nicht verstehenden Umgebung: — Eine tiefe Verwundung und Beleidigung entsteht, wenn Menschen, mit denen man lange vertraulich umgegangen ist und denen man vom Besten gab, das man hatte, gelegentlich Geringschätzung gegen uns merken lassen. Wer mit den Menschen vorsichtig umgeht und sie nicht verletzt, um nicht verletzt zu werden, erfährt gewöhnlich zu seinem Schrecken, dass die Menschen seine Vorsicht gar nicht gemerkt haben oder gar, dass sie sie merken und sich über sie hinwegsetzen, um ihren Spass dabei zu haben.

109.

Schimpfworte hat jedermann gern, aber nie hat jemand geglaubt, dass ihm selber eins mit Recht zukomme.

110.

Die bittersten Leiden sind die, welche keine grosse Erregung mit sich bringen — denn die hohe Leidenschaft, sie sei, welche sie wolle, hat ihr Glück in sich —, sondern jene, welche nagen, wühlen und stechen: also namentlich die, welche durch rücksichtslose Menschen, welche ihre Art von Übermacht benutzen, uns zugefügt werden: etwa mit dem erschwerenden Umstande, dass sie dabei von einer intimen Vertrautheit mit uns, durch einen Verrath der Freundschaft, Gebrauch machen. Das einzige grosse Gefühl, mit welchem man über solche Leiden hinwegflöge, wäre Hass mit der Aussicht auf Rache, auf Vernichtung des Anderen. Aber gewöhnlich sagt sich der bessere Mensch, dass der Übelthäter gar nicht so boshaft war, als er uns erscheint und dass manche

Verdienste für ihn sprechen: so unterdrückt er den Gedanken an Wiedervergeltung, wird aber dabei nicht froh; er ist an die Zeit gewiesen, an das Schwächerwerden aller Erinnerungen.

111.

Es ist entweder das Zeichen einer sehr ängstlichen oder sehr stolzen Gesinnung, in jedermann, auch in Freunden, Gönnern, Lehrern, die Gefahr eines tyrannischen Übergewichtes zu sehen, und sich in Acht zu nehmen, grosse Wohlthaten zu empfangen. Aber es wird keinen Freigeist geben, der nicht diese Gesinnung hätte.

112.

Die Eitelkeit hat zwei Quellen, entweder in dem Gefühl der Schwäche oder in dem der Macht. Der Mensch, sobald er seine Hülflosigkeit als Einzelner und das Maass seiner Kräfte und Besitzthümer wahrnimmt, sinnt auf Austausch mit dem Nächsten. Je höher diese seine Kräfte und Besitzthümer taxiren, um so mehr kann er für sich bei diesem Austausche gewinnen. Nun kennt er von allem, was er besitzt, die schwachen Seiten nur zu genau. Deshalb verdeckt er diese und stellt die starken, glänzenden Eigenschaften an's Licht. Dies ist die eine Art der Eitelkeit; dazu gehört die andere, welche den Schein von glänzenden Eigenschaften, die in Wahrheit nicht da sind, erwecken will: beide zusammen bilden die sehende Eitelkeit (welche Verstellung ist). Der auf diese Weise eitle Mensch will Begehrlichkeit nach sich und damit höhere Taxation erzeugen. Neid entsteht, wenn einer begehrlich ist, aber keine oder kaum eine Aussicht hat, seine Begehrlichkeit durch Tausch zu befriedigen.

Wir sind alle begehrlich nach fremdem Besitz. Einmal weil wir die Schwächen des eigenen Besitzes zu gut kennen und seine Vorzüge uns durch Gewöhnung reizlos geworden sind, sodann weil der Andere seinen Besitz in das günstigste Licht gestellt hat. Wir scheinen verliebter in unseren Besitz, um ihn begehrenswerther erscheinen zu lassen. Beim Tausch glaubt jeder den Anderen übervortheilt und selber den höheren Gewinn zu haben. Der Tauschende hält sich für klug; die sehende Eitelkeit vermehrt im Menschen den Glauben an seine Klugheit. Der Tauschende meint, er sei der Täuschende, aber der, mit welchem er tauscht, glaubt von sich dasselbe. — Wir schätzen das Beneidetwerden, weil die Anderen, welche uns nicht beneiden, sondern einen Tausch anbieten können, durch die gesteigerte Begehrlichkeit der Neidischen zu einer höheren Taxation unserer Güter gedrängt werden. — Das Gefühl der Macht, vererbt, erzeugt die blinde Eitelkeit (während jenes die sehende, nach dem Vortheile hin sehende war); die Macht discutirt und vergleicht nicht, sie hält sich für die höchste Macht, sie macht die höchsten Ansprüche; bieten andere ihre Begabungen und Kräfte mit demselben Anspruche an, so bleibt jetzt nur der Krieg übrig: durch einen Wettkampf wird über das Recht dieser Ansprüche entschieden oder durch Vernichtung des einen Mitbewerbers, mindestens seiner hervorragenden Fähigkeit. Eifersucht ist der gereizte Zustand des Mächtigen im Verhältniss zum mächtigen Mitbewerber; Neid, der hoffnungslose Zustand, ihm nicht zuvorkommen zu können: also wenn er im Kriege unterliegt. Der Neid bei sehender Eitelkeit entsteht aus ungestillter Begehrlichkeit; der Neid bei blinder Eitelkeit ist die Folge einer Niederlage.

113.

Verkleinerungssucht als nützlich. — Nicht wenige Menschen haben, um ihre Selbstachtung und eine gewisse Tüchtigkeit im Handeln aufrecht zu erhalten, durchaus nöthig, alle ihnen bekannten Menschen in ihrer Vorstellung herabzusetzen und zu verkleinern. Indem wir alle den Vortheil jener Tüchtigkeit haben, müssen wir das nothwendige Werkzeug dazu, den Neid und die Verkleinerungssucht, wohl oder übel gutheissen.

114.

Die Schätzung von Eigenschaften kann nur vergleichend sein; das eigene Interesse will die höchste Schätzung.

115.

Furcht (negativ) und Wille zur Macht (positiv) erklären unsere starke Rücksicht auf die Meinungen der Menschen.

116.

Aus der Furcht erklärt sich zumeist die Rücksicht auf fremde Meinungen; ein guter Theil der Liebenswürdigkeit (des Wunsches nicht zu missfallen) gehört hierher. So wird die Güte der Menschen, mit Hülfe der Vererbung, durch die Furcht grossgezogen.

117.

Das Hauptelement des Ehrgeizes ist, zum Gefühl seiner Macht zu kommen. Die Freude an der Macht ist nicht darauf zurückzuführen, dass wir uns freuen, in der Meinung anderer bewundert dazustehen. Lob und Tadel, Liebe und Hass sind gleich für den Ehrsüchtigen welcher Macht will.

118.

Lust an der Macht. — Die Lust an der Macht erklärt sich aus der hundertfältig erfahrenen Unlust der Abhängigkeit, der Ohnmacht. Ist diese Erfahrung nicht da, so fehlt auch die Lust.

119.

Man erstrebt Unabhängigkeit (Freiheit) um der Macht willen, nicht umgekehrt.

120.

Mittel, Leute von sich zu entfernen: — Man kann niemand mehr verdriessen und gegen sich einnehmen, als wenn man ihn zwingen will, an Dinge zu denken, welche er sich mit aller Gewalt aus dem Sinne schlagen will: zum Beispiel Theologen an die Ehrlichkeit im Bekennen. Philologen an die erziehende Kraft des Alterthums. Staatsmänner an den Zweck des Staates. Kaufleute an den Sinn alles Gelderwerbes. Weiber an die Zu- und Hinfälligkeit ihrer Neigungen und Bündnisse.

121.

Über den Fleiss machen die Gelehrten viele schöne Worte; die Hauptsache ist, dass sie sich ohne ihren Fleiss zu Tode langweilen würden.

122.

Das Ansehen der Ärzte beruht auf der Unwissenheit der Gesunden und Kranken: und diese Unwissenheit wiederum beruht auf dem Ansehen der Ärzte.

123.

Sie haben das Gebiet der *pudenda* so ausgedehnt, dass ein Gespräch über Verdauung, ja über Zahnbürsten, schon für unzart gilt: und die Feineren denken folglich auch nicht mehr über solche Dinge nach.

124.

Jeder, der geheimnissvoll von seinem Vorhaben spricht, oder der merken lässt, dass er gar nicht davon spreche, stimmt seine Mitmenschen ironisch.

125.

Der Vortheil, den der reine Mensch seinen Mitmenschen bringt, liegt in dem Vorbild, das er giebt: dadurch entreisst er sie ihrem wilden Dämon, wenn auch nur auf Augenblicke. — Es kommt sehr viel auf die Augenblicke an. —

126.

Die Menschen verkehren zu viel und büssen dabei sich ein. Wer wenig hat, dem wird durch Gesellschaft auch noch das Wenige genommen, was er hat.

127.

Wer sein Geld als Freigeist gut verwenden will, soll Institute gründen nach Art der Klöster, um ein freundschaftliches Zusammenleben in grösster Einfachheit für Menschen zu ermöglichen, welche mit der Welt sonst nichts mehr zu thun haben wollen.

128.

Ohne Productivität ist das Leben unwürdig und unerträglich; gesetzt aber, ihr hättet keine Productivität oder nur eine schwache, dann denkt über Befreiung vom Leben nach, worunter ich nicht sowohl die Selbsttödtung, als jene immer völligere Befreiung von den Trugbildern des Lebens verstehe — bis ihr zuletzt wie ein überreifer Apfel vom Baume fallt. Ist der Freigeist auf der Höhe angelangt, so sind alle Motive des Willens an ihm nicht mehr wirksam, selbst wenn sein Wille noch anbeissen möchte: er kann es nicht mehr, denn er hat alle Zähne verloren.

129.

Kurzer Sommer. — Manchen Naturen ist nur ein Augenblick Sommerzeit beschieden: sie hatten einen späten Frühling und sollen einen langen Herbst haben. Es sind die geistigeren Geschöpfe.

130.

Die zarteren Naturen, welchen auch die härtesten Bissen des Lebens unwillkürlich in Milch eingebrockt werden, wären zu glücklich, wenn sie ihr Gutes einsähen: und so plagt sie ein geheimer Neid auf die Gewaltsameren, Kräftigeren und gar zu gern heucheln sie deren Tugenden, das heisst deren zurückgebliebenes Menschenthum: was sich vor dem Unbefangenen so ausnimmt, als wenn das Lamm im Wolfskleide unter Lämmern Schrecken machen will. Das ist nun freilich eine Nachahmung zum Lachen: denn ihre Vorbilder, die sie beneiden, verstehen es, unter Wölfen selber Schrecken zu machen: und dazu gehört sich freilich nicht nur ein Wolfsfell, sondern ein Wolfsgebiss und eine Wolfsseele — und noch mehr.

131.

Einem Unglücklichen, der einen Trost will, muss man entweder zeigen, dass alle Menschen unglücklich sind: das ist eine Wiederherstellung seiner Ehre, insofern sein Unglück dann ihn doch nicht unter das Niveau herabdrückt: wie er geglaubt hat. Oder man muss zeigen, dass sein Unglück ihn unter den Menschen auszeichne.

132.

Jeder Mensch hat seine eigenen Recepte dafür, wie das Leben zu ertragen ist und zwar wie es leicht zu erhalten ist oder leicht zu machen ist, nachdem es sich einmal als schwer gezeigt hat.

133.

Die Hoffnung ist der Regenbogen über den herabstürzenden, jähen Bach des Lebens, hundertmal vom Gischt verschlungen und sich immer von neuem zusammensetzend, und mit zarter schöner Kühnheit ihn überspringend, dort wo er am wildesten und gefährlichsten braust.

134.

Gaudii maxima pars est oblivio. Dolor de se ipso meditatur.

135.

Glück und Unglück. — Bei manchen Menschen zeigt sich das Glück ergreifender als ihr Unglück. — Wer kann heitere Musik aus einem Irrenhause heraus tönend ohne Thränen hören?

136.

Die Resignation besteht darin, dass der Mensch die starke Anspannung aller Sehnen seines Denkens und Fühlens aufgiebt und sie in einen Zustand zurückversetzt, wo sein Denken und Fühlen gewohnheitsmässig und mechanisch wird. Dieses Nachlassen ist mit einer Lust verbunden, und die mechanische Bewegung ist wenigstens ohne Unlust.

137.

Traurigkeit und Sinnenlust. — Warum ist der Mensch im Zustand der Trauer geneigter, sich sinnlichen Vergnügungen blindlings zu überlassen? Ist es das Betäubende in ihnen, was er begehrt? Oder Bedürfniss von Emotion um jeden Preis? — Sancho Pansa sagt: „wenn der Mensch sich zu sehr der Traurigkeit überlässt, wird er zum Thier.“

138.

Werth einer gedrückten Stimmung: — Menschen, welche unter einem inneren Drucke leben, neigen zu Ausschweifungen, — auch des Gedankens.

139.

Sollten nicht viele, welche ehrgeizig sind, im Grunde nur die Emotion suchen, die mit ehrgeizigen Bestrebungen verbunden ist? Man kann solche Empfindung hemmen, ersticken oder gross wachsen machen; letzteres thun die Emotionsbedürftigen. Viele suchen ja sich zu ärgern — so weit geht jenes Bedürfniss der Emotion.

140.

Wer vom Reiz der Gefahr spricht, kennt die Lust an der Emotion der Furcht an sich.

141.

Manchmal überkommt uns, etwa bei der tiefsten Erschütterung durch einen Trauerfall, Treubruch, Liebeswerbung, eine Empörung, wenn wir die naturalistisch historische Erklärung hören. Aber solche Empfindungen beweisen nichts, sie sind wiederum nur zu erklären. Die Empfindungen sind tief geworden, aber nicht immer gewesen; und jenen höchsten Steigerungen entspricht kein realer Grund, sie sind Imaginationen.

142.

Im Grunde hält man das Streben und die Absichten eines Menschen, seien sie auch noch so gefährlich und absonderlich, für entschuldigt, oder mindestens für verzeihlich, wenn er sein Leben dafür einsetzt. Die Menschen können vielleicht durch nichts so deutlich ausdrücken, wie hoch sie den Werth des Lebens nehmen.

143.

Tragische Jünglinge. — In der Neigung der Jünglinge für die Tragödie, in ihrer Manier sich trübselige Geschicke zu prophezeien, von den Menschen schlecht zu denken, ist etwas von jener Lust versteckt, welche in ihnen rege wird, wenn einer ausruft: „Wie weise ist er für sein Alter: wie kennt er schon den Lauf der Welt!“

144.

Junge Leute klagen oft, dass sie keine Erfahrungen gemacht haben, während sie gerade daran leiden, zu viele

gemacht zu haben: es ist der Gipfel der modernen Gedankenlosigkeit.

145.

Die Jugend setzt auf den ihre Hoffnung, der sich immer zu stark ausdrückt, der Mann auf den, dessen Worte immer hinter seinem Vollbringen zurückbleiben.

146.

Mich setzen die Menschen in Erstaunen, welche nach ihrer Jugend zurückverlangen und zum Beispiel nach den Studentenjahren seufzen; es ist ein Zeichen, dass sie inzwischen geistig unfreier geworden sind und dass sie fühlen, wie sie damals noch höhere Menschen waren.

147.

Erfahrene Menschen kehren ungern zu Gegenden, zu Personen zurück, die sie einst sehr geliebt haben. Glück und Trennung sollen an ihren Enden zusammengeknüpft werden: da trägt man den Schatz mit fort.

148.

Man kann wenig sogleich haben, aber man kann alles haben, wenn man nur Zeit hat. Zeit ist das Capital, welches alle Tugenden und Talente in der Welt zu Zinsen trägt.

149.

Der Einsame sagt: jetzt lebt meine Uhr in den blauen Tag hinein. Früher war sie moralisch und ein Pflichten-Wegweiser.

150.

Suche die Einsamkeit, um vielen oder allen am besten nützen zu können: wenn du sie anders suchst, so wird sie dich schwach, krank und zu einem absterbenden Gliede machen.

151.

„Werde der, der du bist“: das ist ein Zuruf, welcher immer nur bei wenig Menschen erlaubt, aber bei den allerwenigsten dieser Wenigen überflüssig ist.

V.

Religion.

152.

Religiöse Betrachtung der Welt ohne Schärfe und Tiefe des Intellectes macht die Religion zur ekelhaftesten Sache der Welt.

153.

Wenn früher die Pocken die Kraft und Gesundheit einer körperlichen Constitution auf die Probe stellten und den Menschen, welche sie nicht bestanden, tödtlich wurden: so kann man vielleicht jetzt die religiöse Infection als eine solche Probe für die Kraft und Gesundheit der geistigen Constitution betrachten. Entweder überwindet man sie, oder man geht geistig daran zu Grunde.

154.

Den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit soll man wie die ersten Zähne verlieren; dann wächst einem erst das rechte Gebiss.

155.

Religiöse Meinungen gewöhnt man uns in den ersten fünfzehn Jahren unseres Lebens an und in den nächsten fünfzehn Jahren wieder ab, im zehnten Lebensjahr ist jetzt gewöhnlich ein Mensch am religiösesten. — Wenn

es nützlich sein sollte, den Menschen zuerst an die Brust der Amme Religion zu legen und ihn die Milch des Glaubens trinken zu lassen, so dass er erst später, und allmählich, an Brod und Fleisch der Erkenntniss gewöhnt wird: so scheint mir doch die Zeit zu lang, in Anbetracht der Kürze des menschlichen Lebens. Die jetzige Ökonomie würde vielleicht im Rechte sein, wenn der Mensch erst im sechzigsten Jahr in die Blüthezeit seiner Kraft und Vernunft träte. Aber thatsächlich wird er jetzt zu gleicher Zeit weise und kraftlos. —

156.

Dass die Juden das schlechteste Volk der Erde sind, stimmt damit gut überein, dass gerade unter Juden die christliche Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit des Menschen entstanden ist, — und dass sie dieselbe von sich stiessen.

157.

Das Cölibat hat die katholischen Länder fast um die Kinder von Geistlichen gebracht: milde, halb sich verneinende Menschen.

158.

Vielleicht sind die Götter noch Kinder und behandeln die Menschheit als Spielwerk und sind grausam ohne Wissen und zerstören in Unschuld. Werden sie älter —

159.

Wenn man an die höhere Nützlichkeit, an ökumenische Zwecke bei dem Wort Moral denkt, so ist im

Handel mehr Moralität enthalten als im Leben nach jener Kantischen Aufforderung „thue das, was du willst, dass dir gethan werde“, oder im christlichen Wandel nach der Richtschnur des Wortes „liebe den Nächsten um Gottes Willen“. Der Satz Kant's ergiebt eine kleinbürgerliche Privat-Achtbarkeit der Sitte und steht im Gegensatz zu ökumenischen Zwecken: von deren Existenz er nicht einmal einen Begriff hat. Wie wenig geforderte Liebe überhaupt zu bedeuten hat, namentlich aber eine Liebe dieser indirecten Art, wie die christliche Nächstenliebe, das hat die Geschichte des Christenthums bewiesen: welche im Gegensatz zu den Folgen der buddhaistischen, der reisessenden Moral, durchweg gewaltsam und blutig ist. Und was heisst es überhaupt: „ich liebe den Mitmenschen um Gottes Willen!“ Ist es mehr, als wenn jemand sagt: „ich liebe alle Polizeidiener um der Gerechtigkeit willen“, oder was ein kleines Mädchen sagte: „ich liebe Schopenhauer, weil Grossvater ihn gern hat: der hat ihn gekannt“?

160.

Die Ethik jeder pessimistischen Religion besteht in Ausflüchten vor dem Selbstmorde.

161.

Auch dem Frömmsten ist sein tägliches Mittagsessen wichtiger als das Abendmahl.

162.

Der Fromme fühlt sich dem Unfrommen überlegen: an christliche Demuth will ich glauben, wenn ich sehe, dass der Fromme sich vor dem Unfrommen erniedrigt.

163.

Die Laster haben vielen Anlass zur Freigeisterei gegeben. Ebenso die Furcht vor den ewigen Strafen: man schüttelte diesen lästigen Gedanken weg und wurde dabei die Religion los.

164.

Ebensowohl Gott als der Teufel kann mit Fug und Recht zu dem Menschen sprechen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, — so haben wir dich unbedingt.“ In diesem Punkte sind sie Verbündete. Übrigens sieht man dabei, dass es mit jenem „unbedingt“ nicht viel auf sich hat.

165.

Der ehemalige Wunderbeweis. — Wenn jemand seine Hand in glühend flüssiges Metall taucht und unversehrt herauszieht, so setzt es immer noch in Erstaunen, aber ehemals meinte man gewiss ein Wunder zu sehen: der es that, glaubte selber an eine geheimnissvolle Kraft und übernatürlichen Beistand. Auch der, welcher die Erklärung der Thatsache jetzt nicht weiss, meint doch, es gehe natürlich zu und es werde ihm so gut glücken wie jenem. Ehemals hätte man jede Behauptung damit beweisen können und jeder hätte einem solchen Beweise geglaubt.

166.

Aberglaube. — Menschen in grosser Erregung sind am abergläubischsten. Die Wiederherstellung der Religionen liegt in Perioden grosser Erschütterung und Unsicherheit. Wo alles weicht, greift man nach dem Strickwerk der Illusionen des Jenseits.

167.

Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christenthum völlig verleidet werden — deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus u. s. w.

Welcher Schrecken über restaurative Strömungen!

168.

Wenn man einen Glauben umwirft, so wirft man nicht die Folgen um, welche aus ihm herausgewachsen sind. Diese leben vermöge des Herkommens weiter: das Herkommen schliesst die Augen über den Verband von Glaube und Folge. Die Folge erscheint ihrer selbst wegen da zu sein. Die Folge verleugnet ihren Vater.

169.

Von der Todesfurcht zu erlösen ist vielleicht das eine Mittel: ein ewiges Leben zu lehren; ein anderes, sichereres jedenfalls, Todesverlangen einzuflössen.

170.

Es ist bekannt, dass Liebe und Verehrung nicht leicht in Bezug auf dieselbe Person mit einander empfunden werden können. Das Schwerste und Seltenste wäre aber dies, dass höchste Liebe und der niedrigste Grad der Achtung sich bei einander fänden; also Verachtung als Urtheil des Kopfes und Liebe als Trieb des Herzens. Und trotzdem, dieser Zustand ist möglich und durch die Geschichte bewiesen. Der, welcher sich selbst mit der

reinsten Art von Liebe lieben könnte, wäre der, welcher sich zugleich selbst verachtete, und welcher zu sich spräche: verachte niemanden, ausgenommen dich selbst, weil du dich allein kennen kannst. Dies ist vielleicht die Stellung des Stifters der christlichen Religion zur Welt. Selbstliebe aus Erbarmen mit sich und seiner völligen Verächtlichkeit ist Kern des Christenthums ohne alle Schaale und Mythologie. Das Gefühl dieser Verächtlichkeit entspringt aus Selbsterkenntniss und diese wieder aus Rachebedürfniss. Hat jemand genug an sich gelitten, sich selbst genug verletzt durch Sündhaftigkeit aller Art, so beginnt er gegen sich das Gefühl der Rache zu fühlen. Eindringende Selbstbetrachtung und zuletzt Selbstverachtung sind die natürlichen Folgen, bei manchen Menschen selbst Askese, das heisst Rache an sich in Thätlichkeit des Widerwillens und des Hasses. Auch darin, dass der Mensch sich mehr Mühe und Hast zumuthet, zeigt sich derselbe Hang zur Rache an sich. Dass bei alledem der Mensch sich noch liebt, erscheint dann wie ein Wunder, und gewöhnlich legt man eine solche geläuterte und unbegreifliche Liebe einem Gotte bei; aber der Mensch selbst ist es, der einer solchen Liebe fähig ist in einer Art von Selbstbegnadigung; denn er kann nicht aufhören, sich zu lieben, da seine Liebe nie Sache des Kopfes sein kann. In diesem Zustande wird die Liebe Herr über das Gefühl der Rache, der Mensch vermag wieder zu handeln und weiter zu leben; er hält freilich dieses Handeln und alles irdische Streben nicht sehr hoch, es ist fast zwecklos, aber er kann nicht anders als handeln. Wie der Christ der ersten Zeit sich durch den Hinblick auf den Untergang der Welt tröstet und dann endlich seiner verächtlichen, zum Handeln treibenden Natur verlustig zu gehen hofft, so

kann jetzt jeder Mensch wissen, dass es mit der Menschheit jedenfalls einmal vorbei sein wird, und damit muss sich der Ausdruck der Ziellosigkeit auf alles menschliche Streben legen. Dazu wird er immer mehr hinter die Grundirrthümer in allen Bestrebungen kommen und sie an's Licht bringen; ihnen allen liegt unreines Denken zu Grunde. Er wird zum Beispiel einsehen, dass alle Eltern ihr Kind ohne Verantwortung erzeugen und ohne Kenntniss des zu Erziehenden erziehen, so dass sie nothwendig Unrecht thun und sich an einer fremden Sphäre vergreifen. Es gehört dies eben zur Unseligkeit der Existenz, und so wird der Mensch zuletzt bei allem, was er thut, sich voller Ungenüge fühlen, und das Höchste, was er erreichen kann, wird sein: Mitleid mit sich zu haben. Die Liebe und das Mitleid mit sich selber sind für die höchsten Stufen der Erschwerung des Lebens aufgespart, als die stärksten Erleichterungsmittel.

171.

Die Trostmittel des Christenthums sind bald eine Antiquität, ein Oel, das sich verrochen hat. Dann treten die Trostmittel der antiken Philosophie wieder hervor, in neuem Glanze — und unsere neue Trostmittelgattung kommt hinzu, die historische.

VI.

Kunst und Schriftstellerei.

1. Kunst, Künstler, Kunstbetrachtung.

172.

Es giebt eine doppelte Ästhetik. Die eine geht von den Wirkungen der Kunst aus und schliesst auf entsprechende Ursachen; sie steht mit diesem Verfahren unter dem Zauber der Kunst und ist selber eine Art Dichtung und Rausch, ein Hineinerklingen der Kunst in die Saiten der Wissenschaft. Die andere Ästhetik geht von den vielfach absurden und kindischen Anfängen der Kunst aus: sie vermag die thatsächlichen Wirkungen daraus nicht abzuleiten und wird deshalb versuchen, die Empfindung über die Kunst überhaupt zu ermässigen und jene Wirkungen auf alle Weise zu verdächtigen, als ob sie erlogen oder krankhaft seien. Woraus klar wird, welche Ästhetik der Kunst nützt, welche nicht, und in wiefern beide keine Wissenschaft sein können.

173.

Bei dem Ursprunge der Kunst hat man nicht von ästhetischen Zuständen und dergleichen auszugehen; das sind späte Resultate, ebenso wie der Künstler. Sondern der Mensch wie das Thier sucht die Lust und ist darin

erfindsam. Die Moralität entsteht, wenn er das Nützliche sucht, das heisst das, was nicht sogleich oder gar nicht Lust gewährt, aber Schmerzlosigkeit verbürgt, namentlich im Interesse mehrerer. Das Schöne und die Kunst geht auf das directe Erzeugen möglichst vieler und mannichfaltiger Lust zurück. Der Mensch hat die thierische Schranke einer Brunstzeit übersprungen; das zeigt ihn auf der Bahn der Lust-Erfindung. Viele Sinnesfreuden hat er von den Thieren her geerbt (der Farbenreiz bei den Pfauen, die Gesangfreude bei den Singvögeln). Der Mensch erfand die Arbeit ohne Mühe, das Spiel, die Bethätigung ohne vernünftigen Zweck. Das Schweifen der Phantasie, das Ersinnen des Unmöglichen, ja des Unsinnigen macht Freude, weil es Thätigkeit ohne Sinn und Zweck ist. Mit den Armen und Beinen sich bewegen ist ein Embryo des Kunsttriebs. Der Tanz ist Bewegung ohne Zweck; Flucht vor der Langeweile ist die Mutter der Künste. Alles Plötzliche gefällt, wenn es nicht schadet, so der Witz, das Glänzende, Starktönende (Licht, Trommellärm). Denn eine Spannung löst sich dadurch, dass es aufregt und doch nicht schadet. Die Emotion an sich wird erstrebt, das Weinen, der Schrecken (in der Schauergeschichte), die Spannung; alles, was aufregt, ist angenehm, also die Unlust im Gegensatz zur Langeweile als Lust empfunden.

174.

Mit dem Zerrbild hebt die Kunst an. Dass etwas bedeutet, erfreut. Dass das Bedeutende verspottet, belacht wird, erfreut mehr. Das Belachen als erstes Zeichen des höheren seelischen Lebens (wie in der bildenden Kunst).

175.

Die Kunst gehört nicht zur Natur, sondern allein zum Menschen. — In der Natur giebt es keinen Ton, diese ist stumm; keine Farbe. Auch keine Gestalt, denn diese ist das Resultat einer Spiegelung der Oberfläche im Auge, aber an sich giebt es kein Oben und Unten, Innen und Aussen. Könnte man anders sehen, als vermöge der Spiegelung, so würde man nicht von Gestalten reden, sondern vielleicht in's Innere sehen, so dass der Blick ein Ding allmählich durchschnitte. Die Natur, von welcher man unser Subject abzieht, ist etwas sehr Gleichgültiges, Uninteressantes, kein geheimnissvoller Urgrund, kein enthülltes Welträthsel; wir vermögen ja durch die Wissenschaft vielfach über die Sinnesauffassung hinaus zu kommen, zum Beispiel den Ton als eine zitternde Bewegung zu begreifen; je mehr wir die Natur entmenschlichen, um so leerer, bedeutungsloser wird sie für uns. — Die Kunst beruht ganz und gar auf der vermenschlichten Natur, auf der mit Irrthümern und Täuschungen umsponnenen und durchwebten Natur, von der keine Kunst absehen kann; sie erfasst nicht das Wesen der Dinge, weil sie ganz an das Auge und das Ohr angeknüpft ist. Zum Wesen führt nur der schliessende Verstand. Er belehrt uns zum Beispiel, dass die Materie selbst ein uraltes eingefleischtes Vorurtheil ist, daher stammend, dass das Auge Spiegelflächen sieht und das menschliche Tastorgan sehr stumpf ist: wo man nämlich widerstrebende Punkte fühlt, so construirt man sich unwillkürlich widerstrebende continuirliche Ebenen (welche aber nur in unserer Vorstellung existiren), unter der angewöhnten Illusion des spiegelnden Auges, welches im Grunde eben auch nur ein grobes Tastorgan ist. Ein

Ball von elektrischen Strömungen, welche an bestimmten Punkten umkehren, würde sich als etwas Materielles, als ein festes Ding anfühlen: und das chemische Atom ist ja eine solche Figur, welche von den Endpunkten verschiedener Bewegungen umschrieben wird. Wir sind jetzt gewöhnt, Bewegtes und Bewegung zu scheiden; aber wir stehen damit unter dem Eindrucke uralter Fehlschlüsse; das bewegte Ding ist erdichtet, hineinphantasirt, da unsere Organe nicht fein genug sind, überall die Bewegung wahrzunehmen und uns etwas Beharrendes vorspiegeln, während es im Grunde kein „Ding", kein Verharrendes giebt.

176.

Naturgenuss. — Bei einer Kritik des Naturgenusses wird viel abzuziehen sein, was gar nicht auf ästhetische Erregung zurückgeht, zum Beispiel bei Besteigung eines hohen Berges die Wirkung der dünnen, leichten Luft, das Bewusstsein der besiegten Schwierigkeit, das Ausruhen, das geographische Interesse, die Absicht, dasselbe schön zu finden, was andere Leute schön fanden, der vorweggenommene Genuss, davon einmal zu erzählen.

177.

„In der Natur ist alles zum Nutzen, alles schön." Aber zu allerletzt, von Oben gesehen, beim Menschen auch. Schönheit ist da, nur das Auge fehlt, sie zu sehen. Wenigstens jene Natur-Schönheit, welche zugleich Nützlichkeit ist.

178.

Ich freue mich, dass die Natur nicht romantisch ist: die Unwahrheit ist allein menschlich: sich so weit als

möglich von ihr lösen heisst erkennen. den Menschen in die Natur und ihre Wahrheit zurückübersetzen. Was liegt mir da an der Kunst! — Aber kräftige Luft, Schutz vor der Sonne und der Nässe, Abwesenheit der Menschen — das ist meine Natur.

179.

Als Ersatz der Religion kann die Kunst nicht gelten: denn für den, welcher vollendet hat, ist sie überflüssig, für den, welcher im Kampfe ist, kein Ersatz der Religion, sondern höchstens eine Beihülfe der Religion. — Vielleicht ist ihre Stellung so, wie sie Mainländer nimmt, eine Beihülfe der Erkenntniss: sie lässt den Frieden und den grossen Erfolg der Erkenntniss von ferne wie blaue Berge sehen. Ersatz der Religion ist nicht die Kunst, sondern die Erkenntniss.

180.

In der Welt der Kunstwerke giebt es keinen Fortschritt, über die Jahrtausende weg. Aber in der Moral wohl: weil in der Erkenntniss und Wissenschaft.

181.

Das Grosse zu lieben, auch wenn es uns demüthigt. — Warum sollte der Künstler nicht vor der Wahrheit knieen, der Führer einer geistigen Bewegung sich beschämt vor der Gerechtigkeit niederwerfen und sagen: „ich weiss es, Göttin, meine Sache ist nicht deine Sache, vergieb, aber ich kann nicht anders!“

182.

Der hinwegthut, ist ein Künstler: der hinzuthut, ein Verleumder.

183.

Der Dichter muss ein Ding erst genau sehen und es nachher wieder ungenau sehen: es absichtlich verschleiern. Manche versuchen dies direct; aber da gelingt's nicht (wie bei Schiller). Die Natur muss durch das Gewand durchleuchten.

184.

Der Künstler hat Untreue des Gedächtnisses nöthig, um nicht die Natur abzuschreiben, sondern umzubilden.

185.

Das Pathos gehört in die Kunst. — Wer wird nicht giftig und innerlich aufgebracht, wenn er einen hört, der sein Leben gar zu pathetisch nimmt und von „Golgatha“ und „Gethsemane“ redet! — Wir vertragen das Pathetische nur in der Kunst; der lebende Mensch soll schlicht und nicht zu laut sein.

186.

Was wird aus einer Kunst, die an ihr Ende gekommen ist? Sie selbst stirbt ab — die von ihr gegebene Wirkung kommt anderen Gebieten zu Gute, ebenso die nunmehr, bei ihrem Ende, freiwerdende nicht verwendete Energie. Wo also zum Beispiel?

187.

Sentimentale Stimmungen (über die Vergänglichkeit aller Freude, oder melodisches Seufzen nach Befreiung aus dem Gefängniss) immer als Ausdruck depri-

mirter Nerventhätigkeit. Der grösste Theil der Musikfreude gehört hierher. — Es giebt Culturen der aufsteigenden Nerventhätigkeit und solche der absteigenden; ebenso Philosophieen, Dichtungen.

188.

Der classische Geschmack: nichts begünstigen, was die Kraft der Zeit nicht zu reinem und mustergültigem Ausdruck zu bringen vermöchte, also ein Gefühl der der Zeit eigenthümlichen Kraft und Aufgabe.

189.

Dieselbe Summe von Talent und Fleiss, die den Classiker macht, macht, eine Spanne Zeit zu spät, den Barockkünstler.

190.

Die Barockkunst trägt die Kunst der Höhe mit sich herum und verbreitet sie. Ein Verdienst!

191.

Wie es für den Menschen keine absolut menschlichen Gebärden giebt, sondern sie immer der Symbolik einer bestimmten Culturstufe, eines Volksthums, eines Standes eignen müssen, so giebt es bei keiner Kunst eine absolute Form. „Formen sprengen“ bedeutet nur eine neue Symbolik zur Herrschaft bringen. Alle Form aber ist Convention.

192.

Künstler könnten die glücklichsten Menschen sein, denn ihnen ist es erlaubt, das Vollkommene zu erzeugen als Ganzes und sogar oft: während die Anderen immer nur an kleinen Theilen eines Ganzen arbeiten. Aber die Künstler verwöhnen sich durch den Anblick des Vollkommenen, Ganzen und fordern es auch sonst. Sie machen höhere Ansprüche, sind neidisch, haben sich nicht gewöhnt sich zu beherrschen, sind dünkelhaft im Urtheil; und mitunter fehlen ihrem Schaffen die geniessenden und lobenden Empfänger.

193.

An der Art, wie das Genie bewundert, erkennt man leicht, ob es einem wilden Baume ungebändigter Selbstsucht aufgepfropft ist — in diesem Falle bewundert es an den Grössen früherer Zeiten sehr prunkvoll die eigenen Glanzseiten vereinzelt, es dreht nur jene Seiten an's Licht, es wirft einen Schatten auf die anderen — oder aber: ob es einem veredelten Baume als ebenbürtig erwuchs: dann liebt es das, was mehr und anders ist als bei ihm: wie Goethe.

194.

So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genie's vorstellte, haben nie existirt.

195.

Wenn Genie's unangenehme, ja schlechte Eigenschaften haben, so muss man ihren guten Eigenschaften um so dankbarer sein, dass sie in solchem Boden, mit dieser Nachbarschaft, bei solchem Clima, solchem Wurmfrass doch diese Früchte zeitigten.

196.

Um eine Traube und ein Talent zur Reife zu bringen, dazu gehören ebenso Regen- als Sonnentage.

197.

Der geniale Zustand eines Menschen ist der, wo er zu einer und derselben Sache zugleich im Zustand der Liebe und der Verspottung sich befindet.

198.

Ein Meister wird seinen Umgang unter Meistern anderer Künste wählen und unter seinen Schülern sein, aber nicht bei den Fachgenossen und überhaupt nicht bei denen, welche nur Fachleute sind, und keine Meister.

199.

Getränke und Luxus sind für die Gedanken-Armen, welche Empfindungen haben wollen. Deshalb entarten die Künstler so leicht.

200.

Dass Künstler kein Gefühl für geistiges Eigenthum haben, verriethen sie ehedem in der Kunst selber: jetzt am meisten, wenn sie sich als Denker und Schriftsteller vorführen.

201.

Der Thätige will sich durch die Kunst zerstreuen, der Künstler verlangt höchste Sammlung. Folglich müssen sie mit einander unzufrieden sein und sich in einander verbeissen. Die Kunst ist eben gar nicht für diese

Thätigen da, sondern für jene, welche einen Überschuss von Musse haben und also ihren höchsten Ernst ausnahmsweise dem Künstler schenken können: für die Existenz dieser Classe der müssigen Olympier haben jene Thätigen (seien sie Arbeiter oder Banquiers oder Beamte) mit ihrer Überarbeit zu sorgen. Ist die Existenz dieser Classe ein Übel, so ist auch die Kunst ein Übel.

202.

Wenn ein griechischer Künstler sich seine Zuhörer oder Zuschauer vor die Seele stellte, so dachte er nicht an die Frauen (weder an die Mädchen, wie deutsche Romanschriftsteller, noch an die jungen Frauen, wie alle französischen Romanschriftsteller, noch an die alten, wie die englischen Romanschriftsteller), auch dachte er nicht an das „Volk", an die grosse Masse, welche arbeitend und schwitzend die Strassen und Werkstätten seiner Vaterstadt füllte: ich meine die Sclaven; er vergass ganz die Bauern ringsumher, sowie die Fremden und zeitweilig Angesiedelten seines Heimwesens: sondern allein jene Hundert oder Tausend von regierenden Männern standen vor ihm, die eigentliche Bürgerschaft seines Ortes, also eine sehr kleine Minderheit der Einwohnerschaft, ausgezeichnet durch eine gleiche Erziehung und ähnliche Ansprüche in allen Dingen. Der Blick auf eine so feste und gleichartige Grösse gab allen seinen Schriften eine sichere Culturperspective: etwas, das heutzutage zum Beispiel allen fehlt, die an den Zeitungen arbeiten.

203.

Wie kommt es, dass der Verliebte die Wirkung der Tragödie und jeder Kunst stärker empfindet, während

doch völliges Schweigen des Willens als der eigentliche contemplative Zustand bezeichnet wird? Es scheint vielmehr, dass der Wille gleichsam erst aufgepflügt werden muss, um den Samen der Kunst in sich aufzunehmen.

204.

Will man über Kunst Erfahrungen machen, so mache man einige Kunstwerke, es giebt keinen anderen Weg zum ästhetischen Urtheil. Die meisten Künstler selbst sind dadurch allein nützlich, dass sie das Bewusstsein der grossen Meister gewinnen, festhalten und übertragen: also gleichsam als wärmeleitende Medien. Einige Novellen, einen Roman, eine Tragödie — das kann man machen, ohne mit seinen Hauptbeschäftigungen Schiffbruch zu leiden; auch soll man solcherlei keineswegs drucken. Überhaupt soll man lernen, mannichfach productiv zu sein; es ist das Hauptkunststück, um in vielen Dingen weise zu werden.

205.

Die gute Recension eines wissenschaftlichen Buches besteht darin, dass das aufgestellte Problem desselben besser gelöst wird: dem entsprechend wäre es, wenn die Kritik eines Kunstwerks darin bestünde, dass jemand das darzustellende Motiv des Kunstwerks besser darstellte, zum Beispiel ein Musiker durch die That zeigte, dass ein Anderer mit seinem Thema nicht genug zu machen gewusst habe, insgleichen ein Bildhauer, ein Romanschreiber. Alle gute Kritik heisst Bessermachen; deshalb ist Bessermachen-können unerlässliche Bedingung für den Kritiker. — Nun sehe man aber die gewöhnlichen Kritiker der Kunst und Philosophie an! Sie sagen: „es gefällt

uns nicht"; aber wodurch wollen sie beweisen, dass ihr Geschmack entwickelter ist, höher steht, wenn nicht durch die That?

206.

Man muss den Muth haben in der Kunst zu lieben, was uns wirklich zusagt, und es sich eingestehen, selbst wenn es ein schlechter Geschmack ist. So kann man vorwärts kommen.

207.

Es ist viel Charakter nöthig, die Sache des guten Geschmacks und der Vernunft aufrecht zu erhalten, wenn die grossen Talente sich alle auf die entgegengesetzte Seite stellen.

2. Musik; Wagner.

208.

Musik hat als gesammte Kunst gar keinen Charakter, sie kann heilig und gemein sein, und beides ist sie erst, wenn sie durch und durch symbolisch geworden ist. Jene sublimirten Verherrlichungen der Musik überhaupt, wie sie zum Beispiel bei Bettina zu finden sind, sind Beschreibungen von Wirkungen gewisser Musik auf ganz bestimmte Individuen, welche alle jene sublimirten Zustände in sich haben und durch sie nun auch der Musik sich nähern.

209.

Es ist erbärmlich wenig, wenn eine Musik „Stimmung" hat. Ein Instrument soll Stimmung haben: dann aber etwas Schönes verlauten lassen: ebenso ein Mensch und eine Schrift.

210.

Melodieen, die nicht fröhlich zu Ende laufen, sondern wie wasserscheue Hunde mit eingeklemmtem Schwanze plötzlich stehen bleiben —

211.

Wir stehen der Musik zu nahe, wir deuten nur hin; spätere Zeiten werden unsere Schriften über Musik gar nicht verstehen.

212.

Weshalb sind alle Musiker schlechte Schriftsteller, ohne Gehör für den Rhythmus, ohne Strenge der Gedankenfügung? Die Musik erschlafft das Denken und überfeinert das Ohr. Das unbestimmte Symbolisiren; — sich daran genügen lassen.

213.

Der denkende Geist bei Musikern ist gewöhnlich frisch, sie sind öfter geistreich als die Gelehrten; denn sie haben in der Ausübung ihrer Kunst das Mittel, dem reflectirenden Denken beinahe völlige Ruhe, eine Art Schlafleben zu verschaffen; deshalb erhebt sich dies so lustig und morgenfrisch, wenn der Musiker aufhört, Musik zu machen. — Man täuscht sich mitunter darüber, weil vielfach die Bildung des Musikers zu gering ist und er nicht genug Stoff hat, an dem er Geist zeigen könnte. — Ebenso steht es mit dem denkenden Geist der Frauen.

214.

Beethoven: — Jener edle, süsse Traum, welcher aus dem Herzen in den Geist dringt und ihn in roth-

umflossenen Dämmerungen nach den Weiten spähen heisst: Hunger einer einsamen Seele.

215.

Es giebt Stellen im Nebensatze des Allegretto der Adur-Symphonie, bei denen das Leben so angenehm hinschleicht wie die Minuten an einer Rosenhecke an Sommerabenden.

216.

Bei der deutschen Musik werden moralische Factoren zu hoch angerechnet.

217.

Den höchsten Formensinn, auf der einfachsten Grundform das Complicirteste folgerichtig entwickeln — finde ich bei Chopin.

218.

Mendelssohn, an dem sie die Kraft des elementaren Erschütterns (beiläufig gesagt: das Talent des Juden des alten Testaments) vermissen, ohne an dem, was er hat, Freiheit im Gesetz und edle Affecte unter der Schranke der Schönheit, einen Ersatz zu finden.

219.

Liszt, der Repräsentant aller Musiker, kein Musiker: der Fürst, nicht der Staatsmann. Hundert Musiker-Seelen zusammen, aber nicht genug eigene Person, um eigenen Schatten zu haben.

220.

Beethoven hat es besser gemacht als Schiller, Bach besser als Klopstock, Mozart besser als Wieland, Wagner besser als Kleist.

221.

Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, dass er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Weise — die freilich nicht gerade die Weise guter und einsichtiger Menschen ist — die Kunst als eine wichtige und grossartige Sache in's Gedächtniss brachte.

222.

Es ist schwer, im Einzelnen Wagner angreifen und nicht Recht zu behalten; seine Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen, alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen.

223.

Gegen Wagner bekommt man leicht zu sehr Recht.

224.

Die Liebe für Wagner's Kunst in Bausch und Bogen ist genau so ungerecht als die Abneigung in Bausch und Bogen.

225.

Über Wagner, über Schopenhauer kann man unbefangen reden, auch bei ihren Lebzeiten. — Ihre Grösse wird, was man auch gezwungen ist, in die andere Wagschale zu legen, immer siegreich bleiben. Um so mehr ist gegen ihre Gefährlichkeit in der Wirkung zu warnen.

226.

Wir müssen der falschen Nachahmung Wagner's widerstreben. Wenn er, um den Parcival schaffen zu können, genöthigt ist, aus der religiösen Quelle her neue Kräfte zu pumpen, so ist dies kein Vorbild, sondern eine Gefahr.

227.

Wagner's Natur macht zum Dichter, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche gegen ihn zuletzt sich wendet. So muss jeder Mensch sich über sich erheben, die Einsicht über sein Können sich erheben: der Mensch wird zu einer Stufenfolge von Alpenthälern, immer höher hinauf.

228.

Aller Genuss besteht darin, wie fein das Urtheilsvermögen ist. Jede Kritik eines Meisters eröffnet uns den Zugang zu anderen Meistern. Tausend Quellen in der Wüste!

229.

Wagner's Kunst nicht mehr nöthig haben oder noch nöthig haben.

Ungeheure Antriebe sind in ihr: sie treibt über sich hinaus.

230.

Weder so heftig am Leben leiden, noch so matt und emotionsbedürftig sein, dass uns Wagner's Kunst nothwendig als Medicin wäre. — Dies ist der Hauptgrund der Gegnerschaft, nicht unlautere Motive: man kann etwas, wozu uns kein Bedürfniss treibt, was wir nicht brauchen, nicht so hoch schätzen.

231.

Eine Kunst, welche die Harmonie des Daseins verleugnet und sie hinter die Welt verlegt. Alle diese Hinterweltler und Metaphysiker.

232.

Es ist wirklich die Kunst der Gegenwart: ein ästhetischeres Zeitalter würde sie ablehnen. Feinere Menschen lehnen sie auch jetzt ab. Vergröberung alles Ästhetischen. — Gegen Goethe's Ideal gehalten, tief zurückstehend. Der moralische Contrast dieser hingebenden, glühend-treuen Naturen Wagner's wirkt als Stachel, als Reizmittel: selbst diese Empfindung ist zur Wirkung benutzt.

233.

Bei Wagner's Verwerfung der Formen fällt einem Eckermann ein: „es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respect hat."

234.

Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Richard Wagner ist Musik für eine überreife Musikperiode.

235.

Eifersucht gegen alle Perioden des Maasses: er verdächtigt die Schönheit, die Grazie, er spricht dem „Deutschen" nur seine Tugenden zu und versteht auch alle seine Mängel darunter.

236.

Bei Wagner ehrgeizigste Combination aller Mittel zur stärksten Wirkung: während die älteren Musiker still die einzelnen Arten fortbildeten.

237.

Barockstil — es muss gesagt werden.

238.

Der Luxus der Mittel, der Farben, der Ansprüche des Symbolischen. Das Erhabene als das Unbegreifliche, Unausschöpfliche in Bezug auf Grösse. Appell an alles andere Grosse —

239.

Immer auf den extremsten Ausdruck bedacht — bei jedem Wort; aber das Superlativische schwächt ab.

240.

Wer auf Kunst der Inspiration rechnet, muss aus verwandten Gebieten viel zu Hülfe nehmen, um seine Kunst durchzusetzen, ewig ergreifen, erschüttern, der Besinnung und des Urtheils berauben, an die tiefsten Nöthe und Erfahrungen erinnern.

241.

Was sich alles als Kraft, Inspiration, Gefühls-Überfluss geben möchte — Kunstmittel der Schwäche (der Überreizten, Künstlichen), um zu täuschen.

242.

Die Wirkungen der Wagnerischen Rhetorik sind so heftig, dass unser Verstand hinterdrein Rache übt, — es ist wie beim Taschenspieler. Man kritisirt Wagner's Mittel der Wirkung strenger.

243.

Das Wogende, Wallende, Schwankende im Ganzen der Wagnerischen Musik.

244.

Unklarheit der letzten Ziele, unantike Verschwommenheit.

245.

Wagner's Kunst auf Kurzsichtige berechnet, — allzugrosse Nähe nöthig (Miniatur), zugleich aber fernsichtig. Aber kein normales Auge.

246.

Seiner Musik fehlt, was seinen Schriften fehlt: — Dialectik. Dagegen Kunst der Amplification sehr gross.

247.

Wagner kann mit seiner Musik nicht erzählen, nicht beweisen, sondern überfallen, umwerfen, quälen, spannen, entsetzen; — was seiner Ausbildung fehlt, hat er in sein Princip genommen. Die Stimmung ersetzt die Composition: er geht zu direct zu Wege.

248.

Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton, Rhythmus, Gebärdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art erlernter Sprache mit mässigem Vorrath von Worten und einer anderen Syntax.

249.

Ich vergleiche mit Wagner's Musik, die als Rede wirken will, die Relief-Sculptur, die als Malerei wirken will. Die höchsten Stilgesetze sind verletzt, das Edelste kann nicht mehr erreicht werden.

250.

Wagner kämpft gegen die „Frivolität“ in sich, zu der ihm, dem Unvornehmen (gegen Goethe), die Freude an der Welt wurde.

251.

Was ist Frivolität? Ich verstehe sie nicht. Und doch ist Wagner im Widerspruch zu ihr erwachsen.

252.

Wagner hat nicht die Kraft, den Menschen im Umgange frei und gross zu machen: er ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaassend. Seine Kunst wirkt so auf Künstler; sie ist neidisch gegen Rivalen.

253.

Es giebt etwas, das im höchsten Grade das Misstrauen gegen Wagner wachruft: das ist Wagner's Misstrauen.

254.

Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Charakter des Grossen zu geben. Er stimmt sich selber an anderem, er lässt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht.

255.

Wagner ahmt sich vielfach selber nach — Manier. Deshalb ist er auch am schnellsten unter Musikern nachgeahmt worden. Es ist leicht.

256.

Seine Fehler als Tugenden auszudeuten versteht niemand besser als Wagner. Eine tiefe Verschlagenheit seines Künstler-Sinnes zeigt sich hier. Alle Künstler haben etwas davon, die Frauen auch.

257.

Nach einem Thema ist Wagner immer in Verlegenheit, wie weiter. Deshalb lange Vorbereitung — Spannung. Eigene Verschlagenheit, seine Schwächen als Tugenden umzudeuten, so das Improvisatorische.

258.

Auch in der Musik giebt es eine Logik und eine Rhetorik als Stilgegensätze.

Wagner wird Rhetor, wenn er ein Thema behandelt.

259.

Alle „Ideen“ Wagner's werden sofort zur Manier, er wird durch sie tyrannisirt. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisiren lassen kann! Zum Beispiel durch seinen Judenhass. Er macht seine Themata wie seine „Ideen“ todt durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergrossen Breite und Länge — er plagt uns durch sein Entzücken.

260.

Armuth an Melodie und in der Melodie bei Wagner. Die Melodie ist ein Ganzes mit vielen schönen Proportionen. Spiegelbild der geordneten Seele. Er strebt darnach: hat er eine Melodie, so erdrückt er sie fast in seiner Umarmung.

261.

Stil-Tradition: hier will er monumentalisiren, wo es am wenigsten erlaubt ist: im tempo! —

262.

Wagner erinnert an die Lava, die ihren eigenen Lauf durch Erstarrung hindert und plötzlich sich durch Blöcke gehemmt fühlt, die sie selbst bildet. Kein *Allegro con fuoco* bei ihm.

263.

Furchtbare Wildheit, das Zerknirschte, Vernichtete, der Freudenschrei, die Plötzlichkeit, kurz die Eigenschaften, welche den Semiten innewohnen! — Ich glaube, semitische Rassen kommen der Wagnerischen Kunst verständnissvoller entgegen als die arische.

264.

Das Undeutsche an Wagner: es fehlt die deutsche Anmuth und Grazie eines Beethoven, Mozart, Weber, das flüssige, heitere Feuer *(Allegro con brio)* Beethoven's, Weber's, der ausgelassene Humor ohne Verzerrung. Mangel an Bescheidenheit, die lärmende Glocke. Hang zum Luxus. Kein guter Beamter wie Bach. Gegen Nebenbuhler nicht Goethisch ruhig.

265.

Anmuth und Innigkeit gesellt sind auch deutsch.

266.

Die grosse Oper aus französischen und italiänischen Anfängen. Spontini, als er die Vestalin schuf, hatte

wohl noch keine Note eigentlich deutscher Musik gehört. Tannhäuser und Lohengrin — für sie hat es noch keinen Beethoven, allerdings einen Weber gegeben. Bellini, Spontini, Auber gaben den dramatischen Effect; von Berlioz lernte er die Orchestersprache; von Weber das romantische Colorit. —

267.

Die Kunst der Orchester-Farben, mit feinstem Ohre den Franzosen, Berlioz, abgehört (frühzeitig).

268.

Wie Meister Erwin von Steinbach von seinen französischen Mustern und Meistern abhängig ist, frei und sie überragend, so Wagner von den Franzosen und Italiänern.

269.

Den Gang der inneren Entwickelung Wagner's zu finden, sehr schwer. Auf seine eigene Beschreibung innerer Erlebnisse ist nichts zu geben. Er schreibt Parteischriften für Anhänger.

270.

Wagner, der in seinen Prosaschriften mehr bewundert als verstanden werden will.

271.

Wagner hat in seinen Schriften nicht Grösse, Ruhe, sondern Anmaassung. Warum? —

272.

Ein Dramatiker spielt, wenn er von sich redet, eine Rolle; es ist unvermeidlich. Wagner, der von Bach und

Beethoven redet, redet als der, als welcher er gelten möchte. Aber er überredet nur die Überzeugten, seine Mimik und sein eigentliches Wesen streiten gar zu ingrimmig gegen einander.

273.

Wagner's Stil. — Die allzuzeitige Gewöhnung, über die wichtigsten Gegenstände ohne genügende Kenntnisse mitzureden, hat ihn so unbestimmt und unfassbar gemacht: dazu der Ehrgeiz es den witzigen Feuilletonisten gleich zu thun, — und zuletzt die Anmaassung, die sich gern mit Nachlässigkeit paart: „siehe, alles war sehr gut."

274.

Wagner hat den Sinn der Laien, die eine Erklärung aus einer Ursache für besser halten. So die Juden: eine Schuld, so ein Erlöser. So vereinfacht er das Deutsche, die Cultur. Falsch, aber kräftig.

275.

Die Etymologien bei Wagner sind ächt künstlerisch, obschon unwissenschaftlich: das ist das rechte Verhältniss zur Natur.

276.

Das psychologische Gesetz in der Entwickelung der Leidenschaft (Handlung, Rede, Gebärde) und der musikalischen Symphonie decken sich nicht: die Wagnerische Behauptung kann als widerlegt gelten, durch seine Kunst. — Alles Grosse ist da, wo die Musik dominirt, oder dort, wo die Dramatik dominirt — also nicht im Parallelismus.

277.

Richard Wagner sucht Musik zu den Empfindungen, welche er beim Anblick dramatischer Scenen hat. Nach dieser Musik zu schliessen, ist er der ideale Zuschauer des Dramas.

278.

Es entschlüpfen ihm kurze Stellen guter Musik: fast immer im Widerspruch zum Drama.

279.

Man höre den zweiten Act der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich reden wollte. Dies Reden, ohne etwas zu sagen, ist beängstigend. Das Drama ist die reine Erlösung. — Ist das ein Lob, dass diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen absichtlich isolirten Stellen abgesehen), als Ganzes? — Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Commentars, welcher die immer freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit lässt: überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) eingelernt hat, dann sie mit dem Auge in Action verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik

herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat — der hat dann einen ungemeinen Genuss. Aber wie anspruchsvoll! (Aber es ist unmöglich, ausser für kurze Augenblicke — weil zu angreifend, diese zehnfache Gesammtaufmerksamkeit von Auge, Ohr, Verstand, Gefühl, höchste Thätigkeit des Aufnehmens, ohne jede productive Gegenwirkung!) — Dies thun die Wenigsten: woher doch die Wirkung auf so viele? Weil man intermittirt mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Scene allein Acht giebt — also das Werk zerlegt. — Damit ist aber über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat, oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat Acht hier zu geben! Nicht die Künste immer nebeneinander, — sondern die Mässigung der Alten, welche der menschlichen Natur gemäss ist.

280.

Die Heftigkeit der erregten Empfindung und die Länge der Zeitdauer stehen im Widerspruch. Dies ist ein Punkt, worin der Autor selber keine entscheidende Stimme hat: er hat sich langsam an sein Werk gewöhnt und es in langer Zeit geschaffen: er kann sich gar nicht unbefangen auf den Standpunkt des Aufnehmenden versetzen. Schiller machte denselben Fehler.

281.

Seine Werke erscheinen wie gehäufte Massen grosser Einfälle; man wünscht einen grösseren Künstler herbei, sie zu behandeln.

282.

Gemälde, wo der Färber sagen will, was der Zeichner nicht sagen kann.

283.

Wagner, dessen Ehrgeiz noch grösser ist als seine Begabung, hat in zahllosen Fällen gewagt, was über seine Kraft geht. Aber es erweckt fast Schauer, jemanden so unablässig gegen das Unbesiegbare — das Fatum in ihm selber — anstürmen zu sehen.

284.

Der dramatische Musiker muss nicht nur Ohren, sondern auch Augen in den Ohren haben.

285.

Tannhäuser und Lohengrin keine gute Musik. Das Ergreifende, Rührende wird eben durchaus nicht von der reinsten und höchsten Kunst am sichersten erreicht. Vergröberung.

286.

Wagner's Nibelungen-Ring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen.

287.

Anwandlungen der Schönheit: Rheintöchterscene, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur. Glühendes Roth, Purpur, melancholisches Gelb und Grün fliessen durcheinander.

288.

Wotan: wüthender Ekel — mag die Welt zu Grunde gehen! Brünnhilde liebt — mag die Welt zu Grunde gehen! Siegfried liebt — was schiert ihn das Mittel des Betruges! Ebenso Wotan. Wie ist mir das alles zuwider!

289.

Diese wilden Thiere mit Anwandlungen eines sublimirten Zart- und Tiefsinns haben nichts mit uns zu thun. Dagegen zum Beispiel Philoctet.

290.

Völlige Abwesenheit der Moral bei Wagner's Helden. Er hat jenen wundervollen Einfall, der einzig in der Kunst ist: der Vorwurf des Sünders an den Schuldlosen gerichtet. „O König"! Tristan an Marke.

291.

Wie auf unseren Theatern Helden mit Lindwürmern kämpfen und wir an ihr Heldenthum glauben sollen, trotzdem wir sehen — also sehen und doch glauben —: so auch bei ganz Bayreuth.

292.

Untergang der letzten Kunst erleben wir: Bayreuth überzeugte mich davon. —

293.

Das Orchester in Bayreuth zu tief. Schon von der Mitte aus musste man die musikalische Richtigkeit auf Treu und Glauben hinnehmen.

294.

Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören: ja sie auch nur vergessen zu können.

295.

Am wenigsten stimme ich dem bei, welcher mit Decorationen, Scenerie, Maschinerie zu Bayreuth unzufrieden war. Viel zu viel Fleiss und Erfindung darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Gebärde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!

296.

Widerspruch im vorausgesetzten Zuhörer. Höchst künstlerisch als Empfänger und völlig unproductiv! Die Musik tyrannisirt die Empfindung durch allzupeinliche Ausführung des Symbolischen, die Bühne tyrannisirt das Auge. Etwas Sclavenhaft-Unterthäniges und doch ganz Feuer und Flamme zugleich bei dieser Kunst. Deshalb eine Parteizucht sonder Gleichen nöthig. Deshalb Judenthum u. s. w. als Hetzpeitsche.

297.

Wozu sind Wagner's Thorheiten und Ausschweifungen, und die seiner Partei nutz? Oder sind sie nützlich zu machen? Er trägt eine lärmende Glocke durch sie mit herum. Ich wünsche ihn nicht anders.

298.

Bei Wagner blinde Verleugnung des Guten (wie Brahms), bei der Partei sehende Verleugnung (Lipiner, Rée).

299.

Milton: „es ist fast einerlei, ob man einen Menschen oder ein gutes Buch tödtet.“ Gegen die Partei.

300.

„C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force“ (Doudan). Die Wagnerianer.

301.

Bei Ungenügen stellt sich leicht Geist-Vergiftung ein; so bei den Zielen der Bayreuther Blätter.

302.

Wagnerianer wollen nichts an sich ändern, leben im Verdruss über Fades, Conventionelles, Brutales. Die Kunst soll zeitweilig magisch sie darüber hinausheben. Willensschwäche.

303.

Statt in's Leben überzuströmen, fördert die Wagnerische Kunst bei den Wagnerianern nur die Tendenzen, (zum Beispiel religiöse, nationale).

304.

Was aus unserer Zeit drückt Wagner aus? Das Nebeneinander von Rohheit und zartester Schwäche, Naturtrieb-Verwilderung und nervöser Über-Empfindsamkeit, Sucht nach Emotion aus Ermüdung und Lust an der Ermüdung. — Dies verstehen die Wagnerianer.

305.

Das creatürliche Leben, das wild geniesst, an sich reisst, an seinem Übermaasse satt wird und nach Verwandlung begehrt — gleich bei Schopenhauer und Wagner. Zeit entsprechend bei beiden: keine Lüge und Convention, keine Sitte und Sittlichkeit, mehr thatsächlich — ungeheueres Eingeständniss, dass der wildeste Egoismus da ist — Ehrlichkeit, Berauschung, nicht Milderung.

306.

Wagner gegen die Klugen, die Kalten, die Zufriedenen — hier seine Grösse. Unzeitgemäss. Gegen die Frivolen und Eleganten. — Aber auch gegen die Gerechten, Mässigen, an der Welt sich Freuenden (wie Goethe), gegen die Milden, Anmuthigen, wissenschaftlichen Menschen — hier seine Kehrseite.

307.

Wagner's Kunst für solche, welche sich eines wesentlichen Fehlers in ihrer Lebens-Führung bewusst sind: entweder eine grosse Natur durch niedrige Thätigkeit eingeklemmt zu haben oder durch Müssiggang vergeudet oder durch Conventions-Ehen u. s. w. Weltflüchtig ist hier Ich-flüchtig.

308.

Wagner's Kunst für Gelehrte, die nicht Philosophen zu werden wagen: Missbehagen über sich, gewöhnlich dumpfe Betäubung; von Zeit zu Zeit im Gegentheile baden.

309.

Anscheinende Kunst für alle (bei Wagner), weil gröbere und feinere Mittel zugleich. Doch sehr an bestimmte musikalisch-ästhetische Erziehung gebunden, namentlich moralische Gleichgültigkeit.

310.

An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hülfsmitteln soll gewirkt werden. Nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehen.

311.

Ich habe die Besorgniss, dass Wagner's Wirkungen zuletzt in den Strom einmünden, der jenseits der Berge entspringt und der auch über Berge zu fliessen versteht.

312.

Schopenhauer verherrlicht im Grunde doch den Willen (das Allmächtige, dem alles dient). Wagner verklärt die Leidenschaft als Mutter alles Grossen. Wagner's Wirkung auf die Jugend.

313.

Mehrere Wege zur Musik stehen noch offen (oder standen noch offen ohne Wagner's Einfluss). Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) — und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benutzt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chormusik — Dithyrambus. Wirkung des Unisono. Musik aus geschlossenen Räumen in's Gebirge und Waldgehege.

314.

Wagner hat den Gang unterbrochen; unheilvoll; nicht wieder die Bahn zu gewinnen.

Mir schwebt eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd.

Aber die Oper, der Effect, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung.

315.

Heilsamste Erscheinung ist Brahms, in dessen Musik mehr deutsches Blut fliesst als in der Wagner's — womit ich viel Gutes, jedoch keineswegs allein Gutes gesagt haben möchte.

3. Dichtkunst, Litteraturgeschichte.

316.

In dem vorlitterarischen Zeitalter muss die höhere Intelligenz sich ganz anders dargestellt haben als im litterarischen: der Einzelne, durch keine schriftliche Tradition mit den früheren Weisen verbunden und an die Bedingtheit des Erkennens gemahnt, durfte sich fast für übermenschlich nehmen. Der Weise verliert immer mehr an Würde.

317.

Der rhythmische Sinn zeigt sich zuerst im Grossen: Gegenüberstellung von Kola (Hexameter und Hexameter). Hebräische Rhythmik darauf stehen geblieben. Ebenso die Periodik der Prosa. Allmählich wird das Zeitgefühl feiner, am Schlusse zuerst.

318.

Drama steht tiefer als Epos: roheres Publicum, demokratisch.

319.

Dramatiker sind constructive Genie's, nicht auffindende und originale, wie die Epiker.

320.

Der Mensch erstrebt mitunter eine Emotion an sich, und benutzt Menschen nur als Mittel. Am stärksten in der Grausamkeit. Aber auch in der Lust am Tragischen ist etwas davon (Goethe fand diesen Sinn für das Grausame bei Schiller). In der dramatischen Kunst überhaupt will der Mensch Emotion, zum Beispiel des Mitleids, ohne helfen zu müssen. Man denke an Seiltänzer, Gaukler. — Die Leidenschaften gewöhnen den Menschen an sich: deshalb haben sehr leidenschaftliche Völker, zum Beispiel Griechen und Italiäner, solches Vergnügen an der Kunst der Leidenschaft, der Emotion an sich; ohne diese haben sie Langeweile.

321.

Der Irrthum hat die Dichter zu Dichtern gemacht. Der Irrthum hat die Schätzung der Dichter so hoch gemacht. Der Irrthum liess dann wieder die Philosophen sich höher erheben.

322.

Der Dichter lässt seinen Geist für sein Herz gelten, der Denker trägt unvermerkt sein Herz in seinen Geist; ersterer als Schauspieler.

323.

Wenn der Mensch sich gewöhnt, sich streng an die Wahrheit zu halten und vor allem Metaphysischen, Unaufgehellten sich zu hüten, so wäre vielleicht einmal der Genuss von Dichtungen mit dem Gefühl, etwas Verbotenes zu thun, verbunden: es wäre eine süsse Lust, aber nicht ohne Gewissensbisse hinterdrein und dabei.

324.

Wer schärfer denkt, mag die Bilder der Dichter nicht: es wird zuviel des Ungleichartigen zugleich mit in's Gedächtniss gebracht; wie einer, der scharf hört, die Obertöne eines Tons als misstönenden Accord hört.

325.

Alle kleinen Dichter glauben, der gesunde Menschenverstand sei wohlfeil, und sie hätten ihn, sobald sie ihn nur haben wollten. — Und sie ahnen nicht, dass sie ebendeshalb kleine Dichter bleiben müssen, weil sie ihn nie haben werden.

326.

Die Dichtkunst ist älter bei den Griechen als die andern Künste: sie also muss das Volk an den Sinn für Maass gewöhnt haben; ihnen mussten dann die andern Künstler folgen. Aber was mässigte die Dichter?

327.

Die Griechen waren fertig, als ein Homer ihnen Kunstwerke zeigte. Er konnte auf das Verstehen langer

überschaulicher Compositionen rechnen; da muss ein Volk weit sein! Man denke an die Germanen mit ihren Augenblicks-Effecten der Edda!

Was Homer konnte, componiren, sieht man an dem Wetteifer Hesiod's, der auch componirt.

328.

In welchem Gedichte wird soviel geweint wie in der Odyssee? — Und höchst wahrscheinlich wirkte das Gedicht auch ebenso auf die zuhörenden Griechen der älteren Zeit; jeder genoss dabei unter Thränen die Erinnerung an alles Erlittene und Verlorene. Jeder ältere Mann hatte eine Anzahl Erlebnisse mit Odysseus gemein, er fühlte dem Dulder alles nach. — Mich rührt oft das gar nicht Rührende, sondern das Einfache, Schlichte, Tüchtige bei Homer und ebenso in Hermann und Dorothea zu Thränen, zum Beispiel Telemachos im ersten Gesang.

329.

Griechischer Dithyrambus ist Barockstil der Dichtkunst.

330.

Der platonische Socrates ist im eigentlichen Sinne eine Carricatur; denn er ist überladen mit Eigenschaften, die nie an einer Person zusammensein können. Plato ist nicht Dramatiker genug, um das Bild des Socrates auch nur in einem Dialoge festzuhalten. Es ist also sogar eine fliessende Carricatur. Dagegen geben die Memorabilien des Xenophon ein wirklich treues Bild, das gerade so geistreich ist, als der Gegenstand des Bildes war, man muss dieses Buch aber zu lesen verstehen.

Die Philologen meinen im Grunde, dass Socrates ihnen nichts zu sagen habe, und langweilen sich deshalb dabei. Andere Menschen fühlen, dass dieses Buch zugleich sticht und beglückt.

331.

Epicur's Stellung zum Stil ist typisch für viele Verhältnisse. Er glaubte zur Natur zurückzukehren, weil er schrieb, wie es ihm einfiel. In Wahrheit war so viel Sorge um den Ausdruck in ihm vererbt und an ihm gross gezogen, dass er nur sich gehen liess und doch nicht völlig frei und ungebunden war. Die „Natur", die er erreichte, war der durch Gewohnheit anerzogene Instinct für den Stil. Man nennt das naturalisiren, man spannt den Bogen etwas schlaffer, zum Beispiel Wagner im Verhalten zur Musik, zur Gesangskunst. Die Stoiker und Rousseau sind im gleichen Sinne Naturalisten: Mythologie der Natur!

332.

Die Dichter, gemäss ihrer Natur, welche eben die von Künstlern, das heisst seltsamen Ausnahmemenschen ist, verherrlichen nicht immer das, was von allen Menschen verherrlicht zu werden verdient, sondern ziehen das vor, was gerade ihnen als Künstlern gut erscheint. Ebenso greifen sie selten mit Glück an, wenn sie Satiriker sind. Cervantes hätte die Inquisition bekämpfen können, aber er zog es vor, ihre Opfer, das heisst die Ketzer und Idealisten aller Art auch noch lächerlich zu machen. Nach einem Leben voller Unfälle und Misswenden hatte er doch noch Lust zu einem litterarischen Hauptangriff auf eine falsche Geschmacksrichtung der spanischen Leser; er kämpfte gegen die Ritterromane. Unvermerkt wurde dieser Angrift

unter seinen Händen zur allgemeinsten Ironisirung aller höheren Bestrebungen: er machte ganz Spanien, alle Tröpfe eingeschlossen, lachen und sich selber weise dünken: es ist eine Thatsache, dass über kein Buch so gelacht wurde wie über den Don Quixote. Mit einem solchen Erfolge gehört er in die Decadence der spanischen Cultur, er ist ein nationales Unglück. Ich meine, dass er die Menschen verachtete und sich nicht ausnahm; oder macht er sich nicht nur lustig, wenn er erzählt, wie man am Hofe des Herzogs mit dem Kranken Possen trieb? Sollte er wirklich nicht über den Ketzer auf dem Scheiterhaufen noch gelacht haben? Ja, er erspart seinem Helden nicht einmal jenes fürchterliche Hellwerden über seinen Zustand, am Schlusse des Lebens: wenn es nicht Grausamkeit ist, so ist es Kälte, Hartherzigkeit, welche ihn eine solche letzte Scene schaffen hiess, Verachtung gegen die Leser, welche, wie er wusste, auch durch diesen Schluss nicht in ihrem Gelächter gestört wurden.

333.

Ein gutes Buch sollte, als Ganzes, einer Leiter der Empfindungen gleichen, es müsste nur von einer Seite her einen Zugang haben, der Leser müsste sich verwirrt fühlen, wenn er es auf eigne Faust versuchte, darin sich seinen Weg zu machen. Jedes gute Buch würde sich so selber schützen; wer schleppt gerne einen Strick mit aufgereihten Worten hinter sich drein, welche er zunächst nicht versteht? Im Gleichniss gesprochen: als man mir den standhaften Prinzen Calderon's in der Schlegel'schen Übersetzung vorlas, gieng mir's so: ich zog meinen Strick eine Zeitlang und liess ihn endlich missmuthig fahren. machte einen neuen Versuch und zog wieder einen

Faden voller Worte hinter mir, aber selten kam das erklärende, erlösende Wort: Qual, Verdruss, wie bei einem Bilde, auf dem alle Zeichnung verblasst ist und eines vieles bedeuten kann.

334.

Man verwundert sich immer von Neuem, wie Shakespeare im Stande gewesen sei, seine Helden jedesmal so passend, so gedankenreich reden zu lassen, so dass sie Sentenzen äussern, welche an sich bedeutend sind, aber doch auch wiederum ihrem Charakter entsprechend lauten? Da vermuthet man wohl, um es zu erklären, dass solche Gespräche ein Mosaik von gelegentlich gefundenen Einzelsätzen seien. Dieser Vermuthung möchte ich entgegnen, dass es bei dem Dramatiker eine fortwährende Gewöhnung giebt, jede Bemerkung nur dem Charakter einer bestimmten Person gemäss, im Verhältniss zu einer Situation zu erfinden: eine Gewohnheit, welche eben eine ganz andere als die unsere ist: die Bemerkung ihrer Wahrheit halber zu machen, ganz abgesehen von Person und Situation. Aber auch wir fragen uns mitunter: „was würdest du sagen, wenn du dies erlebtest?“ An dieses hypothetische Reden ist der Dramatiker gewöhnt, es ist seine Natur geworden, immer unter solchen Voraussetzungen seine Gedanken zu erfinden.

335.

Der Reiz mancher Schriften, zum Beispiel des Tristram Shandy, beruht unter anderem darauf, dass der angeerbten und anerzogenen Scheu, manche Dinge nicht zu sehen, sich nicht einzugestehen, in ihnen widerstrebt wird, dass also mit einer gewissen „Keuschheit der Seele“

ein schelmisches Spiel getrieben wird. Dächte man sich diese Scheu nicht mehr angeerbt, so würde jener Reiz verschwinden. Insofern ist der Werth der vorzüglichsten Schriften sehr abhängig von der ziemlich veränderlichen Constitution des inneren Menschen. Die Stärkung des einen, die Schwächung des anderen Gefühls lässt diesen und jenen Schriftsteller ersten Ranges langweilig werden: wie uns zum Beispiel die spanische Ehre und Devotion in den Dramatikern, das Mittelalterlich-Symbolische bei Dante mitunter unerträglich ist.

336.

Wenn sich einer an das Buchmachen gewöhnt hat, so zieht er seine vielleicht ganz hellen Gedanken so auseinander, dass sie schwerfällig und dunkel werden. So hat sich selbst Kant durch die Gelehrten-Manier des Büchermachens (welches ja sogar im herkömmlichen Urtheil als akademische Verpflichtung gilt) zu jener weitschweifigen Art der Mittheilung bestimmen lassen, welche bei ihm doppelt bedauerlich ist, weil es ihm (jener akademischen Pflichten wegen) immer an Zeit gefehlt hat: er musste während des Schreibens sich häufig erst wieder in seine Gedankenkreise eindenken. Hätte er sich begnügt, das in kürzester Form, in der Weise Hume's, mitzutheilen, was er vor dem Schreiben (vielleicht auf einem Spaziergange) in sich festgestellt hatte, so wäre der ganze Streit über das richtige Verständniss Kant's, der jetzt noch fortlebt, überflüssig gewesen.

337.

Fast jeder gute Schriftsteller schreibt nur ein Buch. Alles Andere sind nur Vorreden, Vorversuche, Erklärungen,

Nachträge dazu; ja mancher sehr gute Schriftsteller hat sein Buch nie geschrieben: zum Beispiel Lessing, dessen intellectuelle Bedeutsamkeit sich hoch über jede seiner Schriften, jeden seiner dichterischen Versuche erhebt.

338.

Was Goethe bei Heinrich von Kleist empfand, war sein Gefühl des Tragischen, von dem er sich abwandte: es war die unheilbare Seite der Natur. Er selbst war conciliant und heilbar. Das Tragische hat mit unheilbaren, die Komödie mit heilbaren Leiden zu thun.

339.

Das Ideale bei Schiller, Humboldt: — eine falsche Antike wie die Canova's, etwas zu glasirt, weich, durchaus der harten und hässlichen Wahrheit nicht in's Angesicht zu sehen wagend, tugendstolz, vornehmen Tones, affectvoller Gebärde, aber kein Leben, kein ächtes Blut.

340.

Die Mängel des Stils geben ihm bisweilen seinen Reiz. — Alexander von Humboldt's Stil. Die Gedanken haben etwas Unsicheres, soweit es sich nicht um Mittheilung von Facta handelt. Dazu ist alles in die Höhe gehoben und durch ausgewählte, schöne Worte mit Glanz überzogen: die langen Perioden spannen es aus. So erzeugt dieser Stil als Ganzes eine Stimmung, einen Durst, man macht die Augen klein, weil man gar zu gern etwas Deutliches sehen möchte, alles schwimmt in anreizender Verklärung in der Ferne: wie eine jener welligen Luftspiegelungen, welche dem Müden, Durstenden ein Meer, eine Oase, ein Wald zu sein scheinen.

341.

Grosse Wirkungen falsch abgeleitet. — Grosse Wirkungen auf grosse Ursachen zurückführen ist ein sehr gewöhnlicher Fehlschluss. Erstens können es kleine Ursachen sein, welche aber eine lange Zeit wirken. Dann kann das Object, auf welches gewirkt wird, wie ein vergrössernder Spiegel sein: ein schlechter Dichter kann grosse Wirkung thun, weil das Publicum gerade ihm homogen ist, zum Beispiel Uhland unter seinen schwäbischen Landsleuten.

342.

Durch Jean Paul ist Carlyle zu Grunde gerichtet und zum schlechtesten Schriftsteller England's geworden: und durch Carlyle wieder hat sich Emerson, der reichste Amerikaner, zu jener geschmacklosen Verschwendung verführen lassen, welche Gedanken und Bilder händevoll zum Fenster hinauswirft.

343.

In einer Tragödie wird nothwendig die Beredsamkeit herrschen, welche in einer Zeit gerade geübt und hochgeschätzt wird. So bei den Griechen, so bei den Franzosen, so auch bei Shakespeare. Bei ihm ist der spanische Einfluss, der am Hofe Elisabeth's herrschte, unverkennbar: die Überfülle der Bilder, ihre Gesuchtheit ist nicht allgemein menschlich, sondern spanisch. In der italiänischen Novelle wie in Le Sage herrscht die vornehme Redecultur des Adels und der Renaissance. — Wir haben keine höfische Beredsamkeit und auch keine öffentliche wie die Griechen: deshalb ist es mit der Rede im Drama nichts, es ist Naturalisiren. Goethe im Tasso

geht auf das Vorbild der Renaissance zurück. Schiller hängt von den Franzosen ab. Wagner giebt die Kunst der Rede ganz auf.

344.

Ein Dichter muss keinen so bestimmten Begriff seines Publicums in der Seele haben wie der Maler eine bestimmte Entfernung vom Bilde, wenn es richtig beschaut werden soll, und eine bestimmte Sehschärfe der Beschauer verlangt. Die neueren Dichtungen werden nur theilweise von uns genossen, jeder pflückt sich, was ihm schmeckt; wir stehen nicht in dem nothwendigen Verhältnisse zu diesen Kunstwerken. Die Dichter selber sind unsicher und haben bald diesen, bald jenen Zuhörer im Auge; sie glauben selber nicht daran, dass man ihre ganze Intention fasst und suchen durch Einzelheiten oder durch den Stoff zu gefallen. Wie jetzt alles, was ein Erzähler gut macht, beim heutigen Publicum verloren geht: welches nur den Stoff der Erzählung will und interessirt, fortgerissen, überwältigt sein möchte: durch das Factum, welches die Criminalacten zum Beispiel am besten enthalten, nicht durch die Kunst des Erzählens.

345.

Unsere Schwarzseherei, unsere Sentimentalität in Tragödie und Lyrik ist Ermüdung des Kopfes, bei Völkern und Einzelnen. Nervenschwäche.

346.

Warum erdichtet man nicht ganze Geschichten von Völkern, von Revolutionen, von politischen Parteien? Weshalb rivalisirt der Dichter des Romans nicht mit dem Historiker? Hier sehe ich eine Zukunft der Dichtkunst.

4. Schriftstellerei.

347.

Ich unterscheide grosse Schriftsteller, nämlich sprachbildende — solche, unter deren Behandlung die Sprache noch lebt oder wiederauflebt — und classische Schriftsteller. Letztere werden classisch in Hinsicht auf ihre Nachahmbarkeit und Vorbildlichkeit genannt, während die grossen Schriftsteller nicht nachzuahmen sind. Bei den classischen Schriftstellern ist die Sprache und das Wort todt; das Thier in der Muschel lebt nicht mehr, und so reihen sie Muschel an Muschel. Aber bei Goethe lebt es noch.

348.

Das gute Kunstwerk der Erzählung wird das Hauptmotiv so entfalten, wie die Pflanze wächst, immer deutlicher sich vorbildend, bis endlich, als neu und doch geahnt, die Blüthe sich erschliesst. Die Kunst des Novellisten ist namentlich die, das Thema präludiren zu lassen, es symbolisch mehrere Male vorwegzunehmen, die Stimmung vorzubereiten, in welcher man den Ausbruch des Gewitters anticipirt, benachbarte Töne der Hauptmelodie erklingen zu machen und so auf jede Weise die erfindende Fähigkeit des Lesers zu erregen, als ob er ein Räthsel rathen sollte, dieses aber dann so zu lösen, dass es den Leser doch noch überrascht. — Wie der Knabe spielt, so wird der Mann arbeiten, ein Schulereigniss kann alle handelnden Personen eines politisch grossen Vorgangs schon deutlich erkennen lassen. — Vielleicht ist auch eine Philosophie so darzustellen, dass man die eigentliche Behauptung erst zuletzt stellt, und zwar mit ungeheurem Nachdruck.

349.

Kein Schriftsteller hat bis jetzt genug Geist gehabt, um rhetorisch schreiben zu dürfen.

350.

Oft ist es Eitelkeit, was die Periode so voll macht; es ist das begleitende Gegacker der Henne, welche nur auf das Ei aufmerksam machen will, nämlich auf irgend einen inmitten der vollen Periode steckenden kleinen Gedanken.

351.

Ziel: einen Leser so elastisch zu stimmen, dass er sich auf die Fussspitzen stellt.

352.

Die Zeit, wo Bücher und Gespräche von Gedanken überladen sind, ist nicht die des Gedankenreichthums. Wenn letzterer da ist, zwingt er zur Ordnung und Schlichtheit im Haushalt. Junge Leute lieben das Überladene, weil es den Schein bei den Armen (die die Mehrzahl sind) erweckt.

353.

Meine Art, Historisches zu berichten, ist eigentlich, eigene Erlebnisse bei Gelegenheit vergangener Zeiten und Menschen zu erzählen. Nichts Zusammenhängendes: einzelnes ist mir aufgegangen, anderes nicht. Unsere Litteraturhistoriker sind langweilig, weil sie sich zwingen, über alles zu reden und zu urtheilen, auch wo sie nichts erlebt haben.

354.

Eine Sentenz ist im Nachtheil, wenn sie für sich steht; im Buche dagegen hat sie in der Umgebung ein Sprungbrett, von welchem man sich zu ihr erhebt. Man muss verstehen, unbedeutendere Gedanken um bedeutende herumzustellen, sie damit einzufassen, also den Edelstein mit einem Stoff von geringerem Werthe. Folgen Sentenzen hinter einander, so nimmt man unwillkürlich die eine als Folie der andern, schiebt diese zurück, um eine andere hervorzuheben, das heisst, man macht sich ein Surrogat eines Buches.

355.

Eine Sentenz ist ein Glied aus einer Gedankenkette; sie verlangt, dass der Leser diese Kette aus eigenen Mitteln wiederherstelle: dies heisst sehr viel verlangen. Eine Sentenz ist eine Anmaassung. — Oder sie ist eine Vorsicht: wie Heraclit wusste. Eine Sentenz muss, um geniessbar zu sein, erst aufgerührt und mit anderem Stoff (Beispielen, Erfahrungen, Geschichten) versetzt werden. Das verstehen die Meisten nicht, und deshalb darf man Bedenkliches unbedenklich in Sentenzen aussprechen.

356.

Wer in der deutschen Sprache Sentenzen bildet, hat die Schwierigkeit, dass sie gerade am Ende nicht scharf und streng abgeschliffen werden können, sondern dass Hilfszeitwörter hinterdrein stürzen wie Schutt und Gerümpel einem rollenden Steine.

357.

Einen Autor, der sich nicht nennt, zu errathen und zu verrathen heisst ihn so behandeln, als ob man mit

einem verkleideten Verbrecher oder mit einer schelmischen Schönen zu thun habe, was oft genug erlaubt sein mag: aber es giebt Fälle, wo man seine Verschwiegenheit mindestens ebenso zu ehren hat, wie die eines incognito reisenden Fürsten.

358.

Richtig lesen. — Die Kunst richtig zu lesen ist so selten, dass fast jedermann eine Urkunde, ein Gesetz, einen Vertrag sich erst interpretiren lassen muss; namentlich wird durch die christlichen Prediger viel verdorben, welche fortwährend von der Kanzel herab die Bibel mit der verzweifeltsten Erklärungskunst heimsuchen und weit und breit Respect vor einer solchen künstlich spitzfindigen Manier, ja sogar Nachahmung derselben erwecken.

359.

Man bildet sich ein bei einem Buche, der Grundton sei das Erste, was man aus ihm heraushöre: aber es hört einer gewöhnlich etwas hinein, was er so nennt.

---

5. Kritische persönliche Bemerkungen zu den eigenen Schriften und zu deren Entstehung.

360.

Wie einer, der auf immer Abschied nimmt, auch den weniger beachteten Bekannten mit wärmerem Gefühle entgegentritt und die Hand reicht, so fühle ich mich gewissen Arbeiten früherer Jahre gerade jetzt gewogener, wo ich mich von den Ufern, an die ich damals mein Schiff lenkte, unaufhaltsam entferne.

361.

Darstellung der Geburt der Tragödie: schwebende Wolkenguirlanden, weiss bei Nachthimmel, durch welche Sterne hindurchschimmern — undeutlich, allzudeutlich, geisterhaft erhelltes Thal.

362.

Damals glaubte ich, dass die Welt vom ästhetischen Standpunkt aus ein Schauspiel und als solches von ihrem Dichter gemeint sei, dass sie aber als moralisches Phänomen ein Betrug sei: weshalb ich zu dem Schlusse kam, dass nur als ästhetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse.

363.

Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Verstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem Irrthum verdankt werden — und wie insofern der Ursprung einer solchen Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei — wobei ich meinte, dass einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne des Christenthums (welches den Gott der Güte und Liebe aufstellt) gebühre und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inoculirt worden ist, auch gewaltsam wieder entrissen werden könnte. Damit meinte ich in Wagner's Kunst den Weg zu einem deutschen Heidenthum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer specifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend: sie verdienen den

Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine schönere Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind“ — so werde ich damals mein Glaubensbekenntniss formulirt haben; während ich jetzt —

364.

Ich war verliebt in die Kunst mit wahrer Leidenschaft und sah zuletzt in allem Seienden nichts als Kunst — im Alter, wo sonst vernünftigermaassen andere Leidenschaften die Seele ausfüllen.

365.

Wenn ich auf den Gesammtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte, so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. In wie weit dies an den Griechen, in wie weit aber auch nur an meinen Ohren (den Ohren eines sehr kunstbedürftigen Menschen) lag, — das kann ich auch jetzt noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen.

366.

Unzeitgemässe Betrachtungen. — Ich habe zusammengebunden und gesammelt, was Individuen gross und selbständig macht, und auch die Gesichtspunkte, auf welche hin sie sich verbünden können. Ich sehe, wir sind im Aufsteigen: wir werden der Hort der ganzen Cultur in Kürze sein. Alle anderen Bewegungen sind culturfeindlich (die socialistische ebenso als die des Grossstaates, die der Geldmächte, ja die der Wissenschaften).

367.

Ich habe mir hier und da in den Unzeitgemässen Betrachtungen Ausfallspforten noch gelassen.

368.

Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten Unzeitgemässen Betrachtung. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straussischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht, und die unbändige Genusssucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!

369.

Nach dem Kriege missfiel mir der Luxus, die Franzosenverachtung, das Nationale. Wie weit zurück gegen Goethe! Ekelhafte Sinnlichkeit.

370.

Mir schien es nach dem Kriege, dass Macht Pflicht sei und eine Verschuldung in sich enthalte.

371.

„Bildungsphilister.“ Aber es ist wohl gut, den Winden predigen, dass sie uns den Staub nicht in's Gesicht blasen; sie laufen doch, wohin sie müssen.

372.

Unsere Jugend empörte sich gegen die Nüchternheit der Zeit. Sie warf sich auf den Cultus des Excesses, der Leidenschaft, der Exstase, der schwärzesten, herbsten Auffassung der Welt.

373.

„Bildungsphilister“ und „historische Krankheit“ fingen an mich zu beflügeln.

374.

Bei Schopenhauer: zuerst im Grossen ihn festhaltend gegen das Einzelne, später im Einzelnen gegen das Ganze.

375.

Das grösste Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerschen Menschen entwarf: den zerstörenden Genius, gegen alles Werdende. Als Gegenbedürfniss brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchem unheimlichen Tagewerk.

376.

Der Schopenhauersche Mensch trieb mich zur Scepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntniss. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe, mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. Dort gieng mir die Unnöthigkeit von Bayreuth für mich auf.

377.

Ich kann Glocken läuten (Schrift über Richard Wagner).

378.

Wiederschöpfung des Porträts aus Ahnung, angesichts der Werke: „Richard Wagner in Bayreuth“. Wie

das Werk das Bild des Lebenden verzaubert! Es giebt Idealbildungen —

379.

Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell; sehr viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst.

380.

Ich habe dabei das Loos der Idealisten gezogen, welchen der Gegenstand, aus dem sie soviel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.

381.

Mein Gemälde Wagner's gieng über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfniss, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.

382.

Dies sah ich ein, mit Betrübniss, manches sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich, dass ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehmen würde; ein viel grösseres Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte.

383.

Ich habe gesagt: „man könne sehr viel über die Entstehung des Kunstwerks aus Wagner's Schriften lernen.“ Nämlich die tiefe Ungerechtigkeit, Selbstlust und Überschätzung, die Verachtung der Kritik u. s. w.

384.

Schrecken, bis zu welchem Grade ich selbst an Wagner's Stil Vergnügen haben konnte, der so nachlässig ist, dass er eines solchen Künstlers nicht würdig ist.

385.

Mein Fehler war der, dass ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so musste ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Hässlichen, Verzerrten, Überwürzten stiess mich heftig zurück.

386.

Einsicht in die Ungerechtigkeit des Idealismus, darin, dass ich mich für meine getäuschten Erwartungen an Wagner rächte.

387.

Ich rathe jedem, sich vor gleichen Pfaden (Wagner und Schopenhauer) nicht zu fürchten. Das ganz eigentlich unphilosophische Gefühl, die Reue, ist mir ganz fremd geworden.

388.

Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit.

389.

Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethe's Einsicht der grossen Kunst und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, dass kein vergiftender Pessimismus daraus wurde. Schopenhauer wurde „historisch", nicht als Menschenkenner.

390.

Das „Lied an die Freude" (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. „Froh wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder eure Bahn." — Was für ein gedrücktes und falsches „Fest" war das von 1876. Und jetzt qualmt aus den Bayreuther Blättern alles gegen das Lied an die Freude.

391.

Ich sah in Wagner den Gegner der Zeit, auch in dem, wo diese Zeit Grösse hat und wo ich selber in mir Kraft fühlte.

Eine Kaltwasserkur schien mir nöthig. Ich knüpfte an die Verdächtigung des Menschen an, an seine Verächtlichkeit, die ich früher benützte, um mich in jenen übermüthigen metaphysischen Traum zu heben. Ich kannte den Menschen gut genug, aber ich hatte ihn falsch gemessen und beurtheilt: der Grund zum Verwerfen fehlte.

392.

Die Freude über Rée's „psychologische Beobachtungen" eine der allergrössten. Woher? So empfand ich:

die Motive des Menschen sind nicht viel werth. Wie Socrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich Ausnahmen; um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und missverstand dabei gewiss den Autor).

393.

Wie kann man nur solchen Genuss an der Trivialität haben, dass Selbstliebe die Motive aller unserer Handlungen abgiebt! 1) Weil ich lange nichts davon wusste (metaphysische Periode); 2) weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unseren Scharfsinn anregt und so uns Freude macht; 3) weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten; 4) weil es die Sprache von Männern und nicht von schwärmerischen Jünglingen ist (Schopenhauer fand seine Jugendphilosophie, namentlich das vierte Buch, sich ganz fremd); 5) weil es antreibt, es auf unsere Art mit dem Leben aufzunehmen, und falsche Maassstäbe abweist; es ermuthigt.

394.

Ich hatte die Lust an den Illusionen satt. Selbst in der Natur verdross es mich, einen Berg als ein Gemüthsfactum zu sehen! — Endlich sah ich ein, dass auch unsere Lust an der Wahrheit auf der Lust der Illusion ruht.

395.

Ich glaubte mich Wunder wie fern vom Philosophen und gieng in Nebel und Sehnsucht vorwärts. Plötzlich —

396.

Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit.

Ruhe, Einfachheit und Grösse!

Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur.

VII.

Weib, Liebe, Ehe.

397.

Wären die Weiber so beflissen auf die Schönheit der Männer, so würden endlich der Regel nach die Männer schön und eitel sein — wie es jetzt der Regel nach die Weiber sind. Es zeigt die Schwärmerei und vielleicht die höhere Gesinnung des Mannes, dass er das Weib schön will. Es zeigt den grösseren Verstand und die Nüchternheit der Weiber (vielleicht auch ihren Mangel an ästhetischem Sinne), dass die Weiber auch die hässlichen Männer annehmen; sie sehen mehr auf die Sache, das heisst hier: Schutz und Versorgung, die Männer mehr auf den schönen Schein, auf Verklärung der Existenz, selbst wenn diese dadurch mühseliger werden sollte.

398.

Frauen, welche ihre Söhne besonders lieben, sind meistens eitel und eingebildet. Frauen, welche sich nicht viel aus ihren Söhnen machen, haben meistens Recht damit, geben aber zu verstehen, dass von einem solchen Vater kein besseres Kind zu erwarten gewesen sei: so zeigt sich ihre Eitelkeit.

399.

Und was kam ihrer Tugend zu Hülfe? Die Stimme des Gewissens? — O nein, die Stimme der Nachbarin.

400.

Eine schöne Frau hat doch etwas mit der Wahrheit gemein (was auch die Lästerer sagen mögen!): beide beglücken mehr, wenn sie begehrt, als wenn sie besessen werden.

401.

Unterschätzen wir auch die flacheren, lustigen, lachsüchtigen Weiber nicht, sie sind da zu erheitern, es ist viel zu viel Ernst in der Welt. Auch die Täuschungen auf diesem Gebiete haben ihren Honigseim. — Wenn die Frauen tüchtiger, inhaltsreicher werden, so giebt es gar keine sichere Stätte für harmlose Thorheit auf der Welt mehr. Liebeshändel gehören unter die Harmlosigkeiten des Daseins.

402.

Die Welt ohne Eros. — Man bedenke, dass vermöge des Eros zwei Menschen an einander gegenseitig Vergnügen haben: wie ganz anders würde diese Welt des Neides, der Angst und der Zwietracht ohne dies aussehen!

403.

In einen heftigen Affect der Liebe geräth man leichter aus einem Zustande der Verliebtheit, welche auf eine andere Person gerichtet ist, als aus dem der völligen Kälte und Freiheit des Gemüthes.

404.

Die Illusion des Geschlechtstriebes ist ein Netz, das, wenn es zerrissen wird, sich immer von selbst wieder strickt.

405.

Ein socratisches Mittel. — Socrates hat Recht: man soll, um vom Eros nicht ganz unterjocht zu werden, sich mit den weniger schönen Weibern einlassen.

406.

Man denkt nie soviel an einen Freund oder eine Geliebte, als wenn die Freundschaft oder Liebschaft im letzten Viertel steht.

407.

Es setzt die Liebe tief unter die Freundschaft, dass sie ausschliesslichen Besitz verlangt, während einer mehrere gute Freunde haben kann, und diese Freunde unter sich einander wieder Freund werden.

408.

Wenn ich überall eine Erniedrigung der Deutschen finde, so nehme ich als Grund an, dass seit vier Jahrzehnten ein gemeinerer Geist bei den Ehestiftungen gewaltet hat, zum Beispiel in den mittleren Classen die reine Kuppelei um Geld und Rang; die Töchter sollen versorgt werden und die Männer wollen Vermögen oder Gunst erheirathen; dafür sieht man den Kindern auch den gemeinen Ursprung dieser Ehen an.

409.

Einen Freigeist wird sein Gewissen mehr beissen, wenn er seine Ehe mit kirchlichen Ceremonieen begonnen, als wenn er ein Mädchen verführt hat; obwohl letzteres tadelns- und strafenswerth, ersteres es nicht ist.

410.

Um die Monogamie und ihre grosse Wucht zu erklären, soll man sich ja vor feierlichen Hypothesen hüten. Zunächst ist an einen moralischen Ursprung gar nicht zu denken; auch die Thiere haben sie vielfach. Überall, wo das Weibchen seltener ist als das Männchen oder seine Auffindung dem Männchen Mühe gemacht hat, entsteht die Begierde, den Besitz desselben gegen neue Ansprüche anderer Männchen zu vertheidigen. Das Männchen lässt das einmal erworbene Weibchen nicht wieder los, weil es weiss, wie schwer ein neues zu finden ist, wenn es dies verloren hat. Die Monogamie ist nicht freiwillige Beschränkung auf ein Weib, während man unter vielen die Auswahl hat, sondern die Behauptung eines Besitzthums in weiberarmen Verhältnissen. Deshalb ist die Eifersucht bis zu der gegenwärtigen Stärke angeschwollen und aus dem Thierreich her in überaus langen Zeiträumen auf uns vererbt. In den Menschenstaaten ist das Herkommen der Monogamie vielfach aus verschiedenen Rücksichten der Nützlichkeit sanctionirt worden, vor allem zum Wohle der möglichst fest zu organisirenden Familie. Auch wuchs die Schätzung des Weibes in derselben, so dass es von sich aus später das Verhältniss der Monogamie allen übrigen vorzog. Wenn thatsächlich das Weib ein Besitzstück nach Art eines Haussclaven war, so stellte sich doch bei dem Zusammenleben zweier Menschen, bei gemeinsamen Freuden und Leiden, und weil das Weib auch manches verweigern konnte, in manchem dem Mann als Stellvertreter dienen konnte, eine höhere Stellung des Eheweibes ein. — Jetzt, wo die Weiber in den civilisirten Staaten thatsächlich in der Mehrheit sind, ist die Monogamie nur noch durch die

allmählich übermächtig gewordene Sanction des Herkommens geschützt; die natürliche Basis ist gar nicht mehr vorhanden. Ebendeshalb besteht hinter dem Rücken der feierlich behandelten und geheiligten Monogamie thatsächlich eine Art Polygamie.

411.

Frauen in Colonien. — Die Achtung und Artigkeit, welche die Amerikaner den Frauen erweisen, ist vererbt aus jener Zeit, in der diese bedeutend in der Minderheit waren: sie ist eine Eigenthümlichkeit colonialer Staaten. Manches bei den Griechen erklärt sich hieraus. Ein Ausnahmefall: wo die Colonisten viele Weiber antreffen, entsteht gewöhnlich ein Sinken der Schätzung der Weiber.

412.

Ein Bündniss ist fester, wenn die Verbündeten an einander glauben als von einander wissen: weshalb unter Verliebten das Bündniss fester vor der ehelichen Verbindung als nach derselben ist.

413.

Ein schönes Weib in der Ehe muss sehr viele gute Eigenschaften haben, um darüber hinwegzuhelfen, dass sie schön ist.

414.

Nicht der Mangel der Liebe, sondern der Mangel der Freundschaft macht die unglücklichen Ehen.

415.

Zu dem Rührendsten in der guten Ehe gehört das gegenseitige Mitwissen um das widerliche Geheimniss,

aus welchem das neue Kind gezeugt und geboren wird. Man empfindet namentlich in der Zeugung die Erniedrigung des Geliebtesten aus Liebe.

416.

Die Eltern sind nicht, wie der metaphysische Philosoph will, die Gelegenheitsursache der Kinder — vielmehr sind die Kinder die Gelegenheitswirkungen der Eltern; diese wollen im Grunde Lust und gelegentlich kommen sie dabei zu Kindern.

417.

Väter, welche ihr eigenes Ungenügen recht herzlich fühlen und sich nach der Höhe des Intellects und des Herzens fortwährend hinauf sehnen, haben ein Recht, Kinder zu zeugen. Einmal geben sie diesen Hang, diese Sehnsucht mit, sodann ertheilen sie schon dem Kinde manchen grossen Wink über das Wahrhaft-Erstrebenswerthe, und für solche Winke pflegt der Erwachsene seinen Eltern einzig wirklich dankbar zu sein.

418.

Der Zweck der Kindererzeugung ist, freiere Menschen, als wir sind, in die Welt zu setzen. Kein Nachdenken ist so wichtig, wie das über die Erblichkeit der Eigenschaften.

419.

Der Ungehorsam und die Unabhängigkeit, namentlich innerliche, der Söhne gegen die Väter geht gewöhnlich gerade soweit als möglich, das heisst als es der Vater irgendwie noch erträgt; woraus sich ergiebt, dass es viel unangenehmer ist Vater zu sein als Sohn.

420.

Der Mensch ist dazu bestimmt, entweder Vater oder Mutter zu sein, in irgend welchem Sinne.

421.

Bei der Wahl zwischen einer leiblichen und geistigen Nachkommenschaft hat man zu Gunsten letzterer zu erwägen, dass man hier Vater und Mutter in einer Person ist und dass das Kind, wenn es geboren ist, keiner Erziehung mehr, sondern nur der Einführung in die Welt bedarf.

VIII.

Cultur und Staat; Erziehung.

1. Cultur.

422.

Es ist ein herrliches Schauspiel: aus localen Interessen, aus Personen, welche an die kleinsten Vaterländer geknüpft sind, aus Kunstwerken, die für einen Tag, zur Festfeier, gemacht werden, aus lauter Punkten kurzum in Raum und Zeit erwächst allmählich eine dauernde, die Länder und Völker überbrückende Cultur; das Locale bekommt universale, das Augenblickliche bekommt monumentale Bedeutung. Diesem Gange in der Geschichte muss man nachspüren; freilich stockt einem mitunter der Athem, so zersponnen ist das Garn, so dem Zerreissen nahe der Knoten, welcher das Fernste mit dem Späten verbindet! — Homer, erst für alle Hellenen, dann für die ganze hellenische Culturwelt und jetzt für jedermann — ist eine Thatsache, über die man weinen kann.

423.

Man soll gar nicht mehr hinhören, wenn Menschen über die verlorene Volksthümlichkeit klagen (in Tracht, Sitten, Rechtsbegriffen, Dialecten, Dichtungsformen u.s.w.). Gerade um diesen Preis erhebt man sich ja zum Über-Nationalen, zu allgemeinen Zielen der Menschheit, zum gründlichen

Wissen, zum Verstehen und Geniessen des Vergangenen, nicht Einheimischen — kurz, damit eben hört man auf, Barbar zu sein.

424.

Noch eine Eule nach Athen. — Dass Wissenschaft und Nationalgefühl Widersprüche sind, weiss man, mögen auch politische Falschmünzer gelegentlich dies Wissen verleugnen: und endlich! wird auch der Tag kommen, wo man begreift, dass alle höhere Cultur nur zu ihrem Schaden sich jetzt noch mit nationalen Zaunpfählen umstecken kann. Es war nicht immer so: aber das Rad hat sich gedreht und dreht sich fort.

425.

Die Verschiedenheit der Sprachen verhindert am meisten, das zu sehen, was im Grunde vor sich geht — das Verschwinden des Nationalen und die Erzeugung des europäischen Menschen.

426.

Reist man von Ort zu Ort weiter, und fragt man überall, welche Köpfe an jedem Ort die höchste Geltung haben, so findet man, wie selten überlegene Intelligenzen sind. Gerade mit den geachteten und einflussreichen Intelligenzen möchte man am wenigsten auf die Dauer zu thun haben, denn man merkt ihnen an, dass sie nur als Anführer der vortheilhaften Ansichten diese Geltung haben, dass der Nutzen vieler ihnen ihr Ansehen giebt. Ein Land von vielen Millionen Köpfen schrumpft bei einem solchen Blicke zusammen, und alles, was Geltung hat, wird einem verdächtig.

Bei den Schutzzöllen und dem Freihandel handelt es sich um den Vortheil von Privatpersonen, welche sich einen Saum von Wissenschaft und Vaterlandsliebe angelogen haben.

427.

Befreien und sich vom Befreiten verachten lassen — ist das Loos der Führer der Menschheit, kein trauriges: sie jubeln darüber, dass ihr Weg fortgesetzt wird.

428.

Nichts ist schädlicher einer guten Einsicht in die Cultur als den Genius und sonst nichts gelten zu lassen. Das ist eine subversive Denkart, bei der alles Arbeiten für die Cultur aufhören muss.

429.

In den einzelnen Geschlechtern strebt der Wille darnach, matt und gut zu werden und abzusterben. Ebenso in einzelnen Culturperioden.

430.

Wer seine Zeit angreift, kann nur sich angreifen: was kann er denn sehen, wenn nicht sich? So kann man in anderen auch nur sich verherrlichen. Selbstvernichtung, Selbstvergötterung, Selbstverachtung — das ist unser Richten, Lieben, Hassen.

431.

Denkt man sich die Griechen als wenig zahlreiche Stämme, auf einem reichbevölkerten Boden, wie sie das

Festland im Innern mit einer Race mongolischer Abkunft bedeckt fanden, die Küste mit einem semitischen Streifen verbrämt und dazwischen Thrazier angesiedelt fanden, so sieht man die Nöthigung ein, vor allem die Superiorität der Qualität festzuhalten und immer wieder zu erzeugen; damit übten sie ihren Zauber über die Massen aus. Das Gefühl, allein als höhere Wesen unter einer feindseligen Überzahl es auszuhalten, zwang sie fortwährend zur höchsten geistigen Spannung.

432.

Die Empfindung kann nicht gleich und auf einer Höhe bleiben, sie muss wachsen oder abnehmen. Die Verehrung der griechischen Polis summirte sich zu einer unendlichen Summe auf, endlich vermochte das Individuum diese Last nicht mehr zu tragen.

433.

Die Griechen der Kaiserzeit sind matt und nehmen sich ganz gut als Typen der zukünftigen, müde gewordenen Menschheit aus; sie erscheinen menschenfreundlich, namentlich im Vergleich mit Rom, und haben allein unter den damaligen Menschen einen Abscheu gegen Gladiatorenkämpfe.

434.

Das vorige Jahrhundert hatte weniger Historie, wusste aber mehr damit anzufangen.

435.

Der günstigste Zeitpunkt dafür, dass ein Volk die Führerschaft in wissenschaftlichen Dingen übernimmt, ist der, in welchem genug Kraft, Zähigkeit, Starrheit dem

Individuum vererbt werden, um ihm eine siegreiche, frohe Isolation von den öffentlichen Meinungen zu ermöglichen: dieser Zeitpunkt ist jetzt wieder in England eingetreten, welches unverkennbar in Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, auf dem Gebiete der Entdeckungen und der Culturverbreitung gegenwärtig allen Völkern vorangeht. Die wissenschaftlichen Grössen verhandeln da mit einander wie Könige, welche sich zwar alle als Verwandte betrachten, aber Anerkennung ihrer Unabhängigkeit voraussetzen. In Deutschland glaubt man dagegen alles durch Erziehung, Methoden, Schulen zu erreichen: zum Zeichen dafür, dass es an Charakteren und bahnbrechenden Naturen mangelt, welche zu allen Zeiten für sich ihre Strasse gezogen sind. Man züchtet jene nützlichen Arbeiter, welche mit einander, wie im Tacte, arbeiten und denen das Pensum in jenen Zeiten schon vorgeschrieben worden ist, als Deutschland, vermöge seiner originalen Geister, die geistige Führerschaft Europa's innehatte: also um die Wende des vorigen Jahrhunderts.

436.

Es ist den Deutschen wieder einmal so gegangen, wie nach der Reformation; ebenso haben sie jetzt Schiller's und Goethe's Reformation, den hohen Geist, in dem sie wirkten, völlig eingebüsst; alles, was jetzt gelobt wird, ist ein volles Gegenstück dazu, und so hat sich bei den Ehrlichen eine Art Verachtung gegen jenen Geist ausgebildet. Es kommt durchaus darauf an, dass der Mensch gross ist; was dazu gehört, ist nicht zu schnell zu taxiren; aber das Nationale, wie es jetzt verstanden ist, fordert als Dogma geradezu die Beschränktheit. Wie fühlen sich die Schächer über Schiller hinaus!

437.

Es liegt vor aller Augen, dass nach dem letzten Kriege der Deutschen und der Franzosen ungefähr jeder Deutsche um einen Grad mehr unehrlich, genussgierig, habsüchtig, gedankenlos geworden war: die allgemeine Bewunderung von Strauss war das Denkmal, welches man dem tiefsten Stande des Stromes der deutschen Cultur gesetzt hat: ein freier, denkender, altgewordener Theologe wurde der Herold des öffentlichen Behagens.

438.

Deutschland in seiner Action und Reaction zeigt sich barbarisch.

439.

Sie nennen die Vereinigung der deutschen Regierungen zu einem Staate eine „grosse Idee". Es ist dieselbe Art von Menschen, welche eines Tages sich für die vereinigten Staaten Europa's begeistern wird: es ist die noch „grössere Idee".

440.

Vorhistorische Zeitalter werden unermessliche Zeiträume hindurch vom Herkommen bestimmt, es geschieht nichts. In der historischen Zeit ist jedesmal das Factum eine Lösung vom Herkommen, eine Differenz der Meinung; es ist die Freigeisterei, welche die Geschichte macht. Je schneller der Umschwung der Meinungen erfolgt, um so schneller läuft die Welt; die Chronik verwandelt sich in das Journal, und zuletzt stellt der Telegraph fest, worin in Stunden sich die Meinungen der Menschen verändert haben.

441.

Zukunft in einigen Jahrhunderten: — Ökonomie der Erde, Aussterbenlassen von schlechten Racen, Züchtung besserer, eine Sprache. Ganz neue Bedingungen für den Menschen, sogar für ein höheres Wesen? Jetzt ist es der Handelsstand, welcher ein völliges Zurücksinken in die Barbarei verhindert (Telegraphie, Geographie, industrielle Erfindungen u. s. w.).

442.

Wenn das Leben im Verlauf der Geschichte immer schwerer empfunden werden soll, so kann man wohl fragen, ob die Erfindungsgabe der Menschen zuletzt auch für die höchsten Grade dieser Erschwerung ausreicht.

2. Staat. Socialismus.

443.

Verträge europäischer Staaten gelten jetzt genau so lange, als der Zwang da ist, welcher sie schuf. Das ist also ein Zustand, in welchem die Gewalt (im physischen Sinne) entscheidet und zu ihrer Consequenz führt. Dies ist folgende: die Grossstaaten verschlingen die Kleinstaaten, der Monstrestaat verschlingt den Grossstaat — und der Monstrestaat platzt auseinander, weil ihm endlich der Gurt fehlt, der seinen Leib umspannte: die Feindseligkeit der Nachbarn. Die Zersplitterung in atomistische Staatengebilde ist die fernste noch scheinbare Perspective der europäischen Politik. Kampf der Gesellschaft in sich trägt die Gewöhnung des Krieges fort.

444.

Die politische Krankheit einer Nation ist gewöhnlich die Ursache ihrer geistigen Verjüngung und Macht.

445.

Der Staatsmann muss seinen Unternehmungen ein gutes Gewissen vorhängen können und braucht dazu die begeisterten Ehrlichen und noch mehr die, welche so zu scheinen vermögen.

446.

Ein Staatsmann zertheilt die Menschen in zwei Gattungen, erstens Werkzeuge, zweitens Feinde. Eigentlich giebt es also für ihn nur eine Gattung von Menschen: Feinde.

447.

Ein dummer Fürst, der Glück hat, ist vielleicht das glücklichste Wesen unter der Sonne; denn der Anstand des Hofes lässt ihn sich gerade so weise dünken, als er zum Glücke nöthig hat. Ein dummer Fürst, der Unglück hat, lebt immer noch erträglich; denn er kann seinen Unmuth und sein Misslingen an anderen auslassen. Ein kluger Fürst, der Glück hat, ist gewöhnlich ein glänzendes Raubthier; ein kluger Fürst, der Unglück hat, dagegen ein sehr gereiztes Raubthier, welches man in einen Käfig sperren soll; er täuscht sich nicht über seine Fehlgriffe, und das macht ihn so böse. Ein kluger Fürst, der dabei gut ist, ist meistens sehr unglücklich; denn er muss vieles thun, für das er zu gut oder zu klug ist.

448.

Man wirft dem Socialismus vor, dass er die thatsächliche Ungleichheit der Menschen übersehe; aber das ist kein Vorwurf, sondern eine Charaktèristik; denn der Socialismus entschliesst sich, jene Ungleichheit zu übersehen und die Menschen als gleich zu behandeln, das heisst zwischen allen das Verhältniss der Gerechtigkeit eintreten zu lassen, welches auf der Annahme beruht, dass alle gleich mächtig, gleich werthvoll seien; ähnlich wie das Christenthum in Hinsicht auf sündhafte Verdorbenheit und Erlösungsbedürftigkeit die Menschen als gleich nahm. Die thatsächlichen Differenzen (zwischen gutem und schlechtem Lebenswandel) erscheinen jenem zu gering, so dass man sie bei der Gesammtrechnung nicht in Anschlag bringt; so nimmt auch der Socialismus den Menschen als vorwiegend gleich, den Unterschied von gut und böse, intelligent und dumm als geringfügig oder als wandelbar, worin er übrigens in Hinsicht auf das Bild des Menschen, welches ferne Pfahlbauten-Zeiten gewähren, jedenfalls Recht hat: die Menschen dieser Zeit sind im Wesentlichen gleich. In jenem Entschluss, über die Differenzen hinweg zu sehen, liegt eine begeisternde Kraft.

449.

Gegen die Schädlichkeit der Maschine. Heilmittel:

1) Häufiger Wechsel der Functionen an derselben Maschine und an verschiedenen Maschinen.

2) Verständniss des Gesammtbaues und seiner Fehler und Verbesserungsfähigkeit. (Der demokratische Staat, der seine Beamten oft wechselt.)

450.

Man klagt über die Zuchtlosigkeit der Masse; wäre diese erwiesen, so fiele der Vorwurf schwer auf die Gebildeten zurück; die Masse ist gerade so gut und böse, wie die Gebildeten sind. Sie zeigt sich in dem Maasse böse und zuchtlos, als die Gebildeten zuchtlos sich zeigen; man geht ihr als Führer voran, man mag leben, wie man will; man hebt oder verdirbt sie, je nachdem man sich selber hebt oder verdirbt.

451.

Socialismus.

Erstens: Man täuscht sich als Zuschauer über die Leiden und Entbehrungen der niederen Schichten des Volkes, weil man unwillkürlich nach dem Maasse der eigenen Empfindung misst, wie als ob man selber mit seinem höchst reizbaren und leidensfähigen Gehirn in die Lage jener versetzt werde. In Wahrheit nehmen die Leiden und Entbehrungen mit dem Wachsthum der Cultur des Individuums zu; die niederen Schichten sind die stumpfesten; ihre Lage verbessern heisst: sie leidensfähiger machen.

Zweitens: Fasst man nicht das Wohlbefinden des Einzelnen in's Auge, sondern die Ziele der Menschheit, so fragt es sich sehr, ob in jenen geordneten Zuständen, welche der Socialismus fordert, ähnliche grosse Resultate der Menschheit sich ergeben können, wie die ungeordneten Zustände der Vergangenheit sie ergeben haben. Wahrscheinlich wächst der grosse Mensch und das grosse Werk nur in der Freiheit der Wildniss auf. Andere Ziele als grosse Menschen und grosse Werke hat die Menschheit nicht.

Drittens: Weil sehr viele harte und grobe Arbeit gethan werden muss, so müssen auch Menschen erhalten werden, welche sich derselben unterziehen, soweit nämlich Maschinen diese Arbeit nicht ersparen können. Dringt in die Arbeiterclasse das Bedürfniss und die Verfeinerung höherer Bildung, so kann sie jene Arbeit nicht mehr thun, ohne unverhältnissmässig sehr zu leiden. Ein soweit entwickelter Arbeiter strebt nach Musse und verlangt nicht Erleichterung der Arbeit, sondern Befreiung von derselben, das heisst: er will sie jemand anderem aufbürden. Man könnte vielleicht an eine Befriedigung seiner Wünsche und an eine massenhafte Einführung barbarischer Völkerschaften aus Asien und Africa denken, so dass die civilisirte Welt fortwährend die uncivilisirte Welt sich dienstbar machte, und auf diese Weise Nicht-Cultur geradezu als Verpflichtung zum Frohndienste betrachtet würde. In der That ist in den Staaten Europa's die Cultur des Arbeiters und des Arbeitgebers oft so nahegerückt, dass die noch längere Zumuthung aufreibender mechanischer Arbeit das Gefühl der Empörung hervorruft.

Viertens: Hat man begriffen, wie der Sinn der Billigkeit und Gerechtigkeit entstanden ist, so muss man den Socialisten widersprechen, wenn sie die Gerechtigkeit zu ihrem Princip machen. Im Naturzustande gilt der Satz nicht: „was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig", sondern da entscheidet die Macht. Insofern die Socialisten den völligen Umsturz der Gesellschaft wollen, appelliren sie an die Macht. Erst wenn die Vertreter der Zukunftsordnung denen der alten Ordnungen im Kampfe gegenüberstehen und beide Mächte sich gleich oder ähnlich stark finden, dann sind Verträge möglich, und auf Grund der Verträge entsteht nachher eine Gerechtigkeit. — Menschenrechte giebt es nicht.

Fünftens: Wenn ein niedriger Arbeiter zu dem reichen Fabrikanten sagt: „Sie verdienen Ihr Glück nicht“, so hat er Recht, aber seine Folgerungen daraus sind falsch: niemand verdient sein Glück, niemand sein Unglück.

Sechstens: Nicht durch Veränderung der Institutionen wird das Glück auf der Erde vermehrt, sondern dadurch, dass man das finstere, schwächliche, grüblerische, gallichte Temperament aussterben macht. Die äussere Lage thut wenig hinzu oder hinweg. Insofern die Socialisten meistens jene üble Art von Temperament haben, verringern sie unter allen Umständen das Glück auf der Erde, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, neue Ordnungen zu stiften.

Siebentens: Nur innerhalb des Herkommens, der festen Sitte, der Beschränkung giebt es Wohlbehagen auf der Welt; die Socialisten sind mit allen Mächten verbündet, welche das Herkommen, die Sitte, die Beschränkung zerstören; neue constitutive Fähigkeiten sind bei ihnen noch nicht sichtbar geworden.

Achtens: Das Beste, was der Socialismus mit sich bringt, ist die Erregung, die er den weitesten Kreisen mittheilt: er unterhält die Menschen und bringt in die niedersten Schichten eine Art von practisch-philosophischem Gespräch. Insofern ist er eine Kraftquelle des Geistes.

3. Erziehung.

452.

Erziehung. – Zwei Haupt-Epochen: erstens Schleier-Zuziehen, zweitens Schleier-Aufheben. Fühlt man sich hinterdrein wohl, so war es die rechte Zeit.

453.

Da die neue Erziehung den Menschen eine viel grössere Gehirnthätigkeit zumuthet, so muss die Menschheit viel energischer nach Gesundheit ringen, um nicht eine nervös überreizte, ja verrückte Nachkommenschaft zu haben (denn sonst wäre eine Nachwelt von Verrückten und Überspannten sehr wohl möglich — wie die überreifen Individuen des späteren Athens mitunter in das Irrsinnige hineinspielen): also durch Paarung gesunder Eltern, richtige Kräftigung der Weiber, gymnastische Übungen, die so sehr gewöhnlich und begehrt sein müssen wie das tägliche Brod, Prophylaxis der Krankheiten, rationelle Ernährung, Wohnung, überhaupt durch Kenntnisse der Anatomie u. s. w.

454.

Alle öffentlichen Schulen sind auf die mittelmässigen Naturen eingerichtet, also auf die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden. Ihnen werden die höheren Geister und Gemüther zum Opfer gebracht, auf deren Reif-werden und Früchte-tragen eigentlich alles ankommt. Auch darin zeigen wir uns als einer Zeit angehörig, deren Cultur an den Mitteln der Cultur zu Grunde geht. Freilich die begabte Natur weiss sich zu helfen: ihre erfinderische Kraft zeigt sich namentlich darin, wie sie, trotz dem schlechten Boden, in den man sie setzt, trotz der schlechten Umgebung, der man sie anpassen will, trotz der schlechten Nahrung, mit der man sie auffüttert, sich bei Kräften zu erhalten weiss. Darin liegt aber keine Rechtfertigung für die Dummheit derer, welche sie in diese Lage versetzen.

455.

Unser Ziel muss sein: eine Art der Bildungsschule für das ganze Volk — und ausserdem Fachschulen.

456.

Demokratische aufrichtige Staaten haben die höchste Erziehung um jeden Preis allen zu gewähren.

457.

Frühzeitige Redefertigkeit schleift sich alle Gedanken zum sofortigen wirkungsvollen Gebrauche zurecht und ist deshalb leicht ein Hinderniss tiefen Erfassens und überhaupt einer gründlichen Einkehr in sich selbst. — Deshalb pflegen demokratische Staaten die Redefertigkeit auf den Schulen. —

458.

Die Lehrer ganzer Classen setzen einen falschen Ehrgeiz hinein, ihre Schüler individuell verschieden zu behandeln. Nun ist aber im höchsten Maasse wahrscheinlich, dass der Lehrer, bei seiner geringen und einseitigen Beziehung zu den Schülern, sie nicht genau kennt und einige grobe Fehler in der Beurtheilung des einen oder anderen Charakters macht (welche zudem bei jungen Leuten noch biegsam sind und nicht als vollendete Thatsache behandelt werden sollten). Der Nachtheil, welchen die Erkenntniss der Classe, dass einige Schüler grundsätzlich immer irrthümlich behandelt werden, mit sich bringt, wiegt alle etwaigen Vortheile einer individualisirenden Erziehung auf, ja überwiegt bei weitem. Im Allgemeinen sind alle Lehrer-Urtheile über ein Individuum falsch und voreilig: und kein Beweis von wissenschaft-

licher Sorgfalt und Behutsamkeit. Man versuche es nur immer mit einer Gleichsetzung und Gleichschätzung aller Schüler und nehme das Niveau ziemlich hoch, ja man behandele alles Censurengeben mit ersichtlicher Geringschätzung und beschränke sich darauf, den Gegenstand des Unterrichts interessant zu machen, so sehr, dass der Lehrer es sich, vor der Classe, anrechnet, wenn ein Schüler sich auffällig uninteressirt zeigt —: es ist ein bewährtes Recept und lässt überdies das Gewissen des Lehrers ruhiger. — Es versteht sich übrigens von selbst, dass Classenerziehung eben nur ein Nothbehelf ist, wenn der einzelne Mensch durchaus nicht von einem einzelnen Lehrer erzogen werden kann und somit der individuelle Charakter und die Begabung ihren eigenen Wegen überlassen werden müssen: was freilich gefahrvoll ist. Aber ist der einzelne Erzieher nicht ebenfalls eine Gefahr? —

459.

Manches darf der Mann der Männer wegen nicht zurückhalten: aber mit Schmerz gedenkt er der Jünglinge, welche seine Aufrichtigkeit verwirren, vom guten Wege ablenken könnte: je mehr sie bis jetzt gewohnt waren, auf die Worte ihres leitenden Lehrers zu hören. Da bleibt ihm, um ihre Erziehung nicht zu stören, nur übrig, sich gründlich und hart von ihnen zu entfernen und den Zügel seines Einflusses auf sie ihnen selber zuzuwerfen. Mögen sie wider ihn sich selber treu bleiben. So bleiben sie ihm treu, ohne es zu wissen.

460.

Die Schule der Erzieher entsteht auf Grund der Einsicht: dass unsere Erzieher selber nicht erzogen sind,

dass das Bedürfniss nach ihnen immer grösser, die Qualität immer geringer wird, dass die Wissenschaft durch die natürliche Zertheilung der Arbeitsgebiete bei dem Einzelnen die Barbarei kaum verhindern kann, dass es kein Tribunal der Cultur giebt, welches von nationalen Interessen abgesehen die geistige Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechts erwägt: ein internationales Ministerium der Erziehung.

461.

In Betreff der griechischen Dichter wurden wir angeleitet, uns selber zu betrügen. Wollte doch jeder sagen: dies mag ich nicht, jenes gilt mir nichts, dort empfinde ich wider die herkömmliche Abschätzung, — so hätte man mehr Achtung vor Philologen als ehrlichen Leuten, selbst wenn sie in Gefahr kämen, dass ihr classischer Geschmack angezweifelt würde.

462.

1) Philologie ist die Kunst, in einer Zeit, welche zu viel liest, lesen zu lernen und zu lehren. Allein der Philologe liest langsam und denkt über sechs Zeilen eine halbe Stunde nach. Nicht sein Resultat, sondern diese seine Gewöhnung ist sein Verdienst.

2) Die Geschichte der Philologie ist die Geschichte einer Gattung von fleissigen, aber unbegabten Menschen. Daher die unsinnige Bekämpfung und spätere Überschätzung einiger scharfsinnigeren und reicheren Naturen, welche unter die Philologen gerathen sind.

3) Dass die Philologen dazu befähigt sind (mehr als zum Beispiel die Mediciner), die Jugend zu erziehen, ist ein Vorurtheil, welches noch dazu täglich durch die Er-

fahrung Lügen gestraft wird. Man macht es also hier, wie bei den Strassenfegern, welche auch niemand daraufhin prüft, ob sie am besten verstehen, die Strasse zu fegen; genug, dass sie den Willen zu diesem unsauberen Geschäft haben. Ebenso weist jeder Stand das Geschäft der Jugenderziehung von sich ab und ist zufrieden, dass die Philologen es — nicht thun.

4) Das Alterthum ist in allen Hauptsachen von Künstlern, Staatsmännern und Philosophen entdeckt worden, nicht von Philologen: und dies bis auf den heutigen Tag.

5) Dass man eine sophocleische Tragödie an hundert Stellen falsch verstehen und an vielen verdorbenen Stellen einfach vorübergehen, aber doch die Tragödie besser verstehen und erklären kann als der gründlichste Philologe, das wollen die Philologen nicht glauben.

Unglückliche Naivität dessen, welcher glaubt, dass er nur die Stellen nicht verstehe, wo der Text verdorben ist!

6) Ich glaube Shakespeare besser zu verstehen als neuenglische Sprachlehrer, obwohl ich viele Fehler mache. Im Allgemeinen wird sogar jedermann einen alten Autor besser verstehen als der philologische Sprachlehrer: woher kommt das? — Daher, dass Philologen nichts ausser altgewordenen Gymnasiasten sind.

IX.

Verschiedenes.

463.

Es war Abend, Tannengeruch strömte heraus, man sah hindurch auf graues Gebirge, oben schimmerte der Schnee. Blauer, beruhigter Himmel darüber aufgezogen. — So etwas sehen wir nie, wie es an sich ist, sondern legen immer eine zarte Seelenmembran darüber — diese sehen wir dann. Vererbte Empfindungen, eigene Stimmungen werden bei diesen Naturdingen wach. Wir sehen etwas von uns selber — insofern ist auch diese Welt unsere Vorstellung. Wald, Gebirge, ja das ist nicht nur Begriff, es ist unsere Erfahrung und Geschichte, ein Stück von uns.

464.

Beim Gehen an einem Waldbach scheint die Melodie, die uns im Sinne liegt, hörbar zu werden, in starken zitternden Tönen; ja sie scheint mitunter dem inneren Bild der Melodie, welche wir verfolgen, vorauszulaufen um einen Ton und erlangt eine eigene Selbständigkeit, welche aber nur Täuschung ist.

465.

„Jene sonnigen langmüthigen Octobertage, an denen unser gemässigtes Clima zu seiner Seligkeit und Fülle kommt.“

466.

„In der sommerlichen Nachmittagsstille, wenn die Wanduhr vernehmlicher spricht und die fernen Thurmglocken einen tieferen Klang haben.“

467.

„Jene fahle Gesichtsfarbe des Hochthals, wenn es eben vom Winter zu genesen beginnt und der Schnee abgethaut ist.“

468.

„Jetzt liegt alles so hell, so stille da: ist dies die Stille des Lebensmüden, die Helle des Weisen? Man weiss es nicht. Der Wind läuft inzwischen an den Berghalden hin und bläst die Spätsommerweise: bald schweigt er wieder ganz: das Gesicht der Natur macht ihm bange? das verblichene, regungslose? Man weiss es nicht; es ist alles ungewiss wie die ersten Träume eines Wanderers, der den ganzen Tag gegangen ist.“

469.

Ein Mittagläuten vom Dorfthurm, bei dem Frömmigkeit und Hunger zugleich wach werden.

470.

Schläfrig und zufrieden, wie die Sonne in den Gassen einer kleinen Stadt am Feiertage.

471.

Bei der Nähe des Gewitters, wenn das graue Gebirge furchtbar und tückisch blickt.

472.

Zur Zeit der lauen Februarwinde, wenn die kleinen übereisten Gewässer unter den Füssen der Kinder knistern.

473.

Der schöne Ernst, schwarze Seide, mit rothen Fäden gleichmässig durchsponnen, ein gedämpftes Leuchten.

474.

Die schlichte und blasse Rose, die auf den Berghängen wächst, rührt mich mehr als der vollste Farbenglanz der Gartenblumen.

475.

„Durch ein Dorf muss man am Nachmittage des Sonnabends gehen, wenn man die wahre Feiertags-Ruhe in den Gesichtern der Bauern sehen will: da haben sie noch den ganzen Ruhetag unangebrochen vor sich und sind fleissig im Ordnen und Säubern zu Ehren desselben, mit einer Art Vorgenuss, welchem der Genuss nicht gleich kommt. Der Sonntag selber ist doch schon der Vor-Montag.“

476.

Eine alte Stadt, Mondschein auf den Gassen, eine einsame männliche Stimme — das wirkt, als ob die Vergangenheit leibhaftig erschienen sei und zu uns reden wollte. — Das Heillose des Lebens, das Ziellose aller Bestrebungen, der Glanz von Strahlen darum, das tiefe Glück in allem Begehren und Vermissen: das ist ihr Thema.

477.

Vorgestern gegen Abend war ich ganz in Claude Lorrain'sche Entzückungen untergetaucht und brach endlich in langes, heftiges Weinen aus. Dass ich dies noch erleben durfte! Ich hatte nicht gewusst, dass die Erde dies zeige und meinte, die guten Maler hätten es erfunden. Das Heroisch-Idyllische ist jetzt die Entdeckung meiner Seele: und alles Bucolische der Alten ist mit einem Schlage jetzt vor mir entschleiert und offenbar geworden — bis jetzt begriff ich nichts davon.

478.

Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten, sondern solche zu finden, welche sich an ihm freuen. Meistens ist ein Fest ein Schauspiel ohne Zuschauer, ein Tisch voller Speisen ohne Gäste. Wer mitspielt, Fürsten und Soldaten, haben ihre Pflichten und Ermüdungen dabei: und die Neugierde des Gassenjungen ist die einzige lebendige Zuthat.

479.

Hast du eine grosse Freude an etwas gehabt? so nimm Abschied, nie kommt es zum zweiten Male.

480.

An den Tagesstunden, wo der Geist seinen Fluthstand hat, — wer wird da nach einem Buche greifen! Da wollen wir unsere eigenen Bootsmänner und Lootsen sein.

481.

Was hat man davon, wenn man etwas aller Welt und doch nicht sich zu Danke macht!

482.

Das sterbende Kind. — Man giebt einem Kinde, das sterben muss, alles, was es will, Zuckerbrod — was thut es, wenn es sich den Magen verdirbt? — Und sind wir nicht alle in der Lage eines solchen Kindes? —

483.

Sehnsucht nach dem Tode. — Wie der Seekranke vom Schiff in erstem Morgengrauen nach der Küste zu späht, so sehnt man sich oft nach dem Tode — man weiss, dass man den Gang und die Richtung seines Schiffes nicht verändern kann.

484.

Freunde, nichts verbindet uns, aber wir haben Freude an einander, bis zu dem Grade, dass der Eine des Anderen Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft.

485.

Freunde, wir haben Freude an einander als an frischen Gewächsen der Natur und Rücksicht gegen einander: so wachsen wir wie Bäume neben einander auf, und gerade deshalb straff aufwärts und gerade, weil wir durch einander uns ziehn.

486.

Man muss nur etwas Gutes und Neues vollbringen: dann erlebt man an seinen Freunden, was es heisst: zum guten Spiel eine böse Miene machen

487.

Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung und das Urtheil nicht mehr zusammen gehen

wollen, bringt uns einer Person am nächsten und wir schlagen gewaltsam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihr und uns errichtet hat.

488.

Die ausgeschlüpfte Seidenraupe schleppt eine Zeitlang die leere Puppe nach sich; Gleichniss.

489.

Montaigne: „wer einmal ein rechter Thor gewesen, wird niemals wieder recht weise werden.“ Das ist, um sich hinter den Ohren zu krauen.

490.

Man muss von einer Phase des Lebens zu scheiden verstehen wie die Sonne, mit grösstem Glanze, auch wenn man nicht wieder aufgehen will.

491.

Es giebt gewiss viel feinere Köpfe, stärkere und edlere Herzen, als ich habe: aber sie frommen mir nur soweit, als ich ihnen gleich komme und wir uns helfen können. Was dann übrig bleibt, könnte, für mich, von mir aus gesehen, fehlen: die Welt bliebe immer noch ganz als meine Welt.

Aus der Zeit

der

Morgenröthe.

(1880/81.)

I.

Philosophie im Allgemeinen.

1. Philosophie, Philosophen.

1.

Das Neue an unserer jetzigen Stellung zur Philosophie ist eine Überzeugung, die noch kein Zeitalter hatte: dass wir die Wahrheit nicht haben. Alle früheren Menschen „hatten die Wahrheit“: selbst die Sceptiker.

2.

Die meisten Philosophien sind erdacht, um Übelstände so für die Empfindung zu verändern, dass man sie in's Nothwendige der Welt verlegt: während die Verstimmung und der Übelstand fugitiv sind!

3.

Manche Philosophen entsprechen vergangenen Zuständen, manche gegenwärtigen, manche zukünftigen und manche unwirklichen.

4.

Ich habe keine Personen kennen gelernt, welche eine solche Ehrfurcht einflössen, wie die griechischen Philosophen.

5.

Plato hielt sich nicht in der Bahn des Socrates, die ersten Eindrücke des Heraclit schlugen vor, Pythagoras war das geheime, neidisch angeschaute Ideal.

6.

Plato im Grunde Pantheist, doch in der Verkleidung des Dualisten.

7.

Glaube nur niemand, dass, wenn Plato jetzt lebte und platonische Ansichten hätte, er ein Philosoph wäre, — er wäre ein religiös Verrückter.

8.

Der Hauptvorwurf Plato's geht nicht gegen die Sophisten, sondern gegen die Dichter: sie lenken die Jünglinge, welche für Höheres angelegt sind, auf die Bahn des politischen Ehrgeizes — während er sie auf die des philosophischen Ehrgeizes bringen möchte. Die gewöhnliche Art der Befriedigung des Machtgefühls ist der tiefe Schatten, welchen Plato sieht, er will eine andere zeigen. Jetzt könnte man den Vorwurf wiederholen, aber umgekehrt. Die Philosophen befriedigen den Stolz der Jünglinge, wie die Dichter, — sie bringen sie ab von der Wissenschaft.

9.

Plato musste es noch erleben, dass die Lehre von den Ideen von einem helleren und umfänglicheren Geiste, als er war, widerlegt wurde: und der Widerlegende war noch jüngst sein Schüler gewesen. So lange die Denker ihre Erkenntnisse als ihre Erzeugnisse betrachten, so lange

noch jene lächerliche Vater-Eitelkeit in ihnen wüthet, wird die Widerlegung die Dornenkrone der Philosophen sein — wie viele haben sie schon tragen müssen! — während ein Freund der Wahrheit, das heisst ein Feind des Betrogenwerdens, das heisst ein Freund der Unabhängigkeit, bei einer Widerlegung ausrufen sollte: „ich bin einer grossen Gefahr entronnen, fast hätte ich mich in meiner eigenen Schlinge erdrosselt.“ Einem so ingrimmigen und herrschsüchtigen Menschen wie Schopenhauer war, kann man Glück wünschen, dass er es nicht errathen hat, wie kurz der Triumph seiner Philosophie sein sollte, und wie bald alle Prachtstücke seiner Erfindung als Trugbilder erkannt würden.

10.

Sobald die Schulweisheit es sich träumen lässt, giebt es ein Ding mehr zwischen Himmel und Erde; wenn aber eine Wahrheit erkannt ist, so nimmt die Zahl solcher Dinge ab, und eine Anzahl angeblicher Sterne löscht aus. Freilich nicht etwa sogleich! Sondern wie man von Sternen spricht, deren Lichtstrahlen uns erst erreichen, nachdem sie längst schon zerfallen sind, so strahlen die Irrthümer noch lange ihren Glanz fort, nachdem sie widerlegt sind. Denkt man an die Kürze des Menschenlebens, so reicht auch wohl ein Irrthum aus, um das Leben vieler Geschlechter ganz in Licht zu tauchen. Wenn endlich sein Glanz verbleicht und stirbt, so sind sie längst dahin und haben die äusserste Bitterkeit, die es giebt, nicht erfahren, den Stern erlöschen zu sehen.

11.

Schopenhauer's Lehre ist eine verkappte Teleologie, aber die eines bösen und blinden Wesens, welches Zwecke

erstrebt, die nicht zu bewundern und nicht zu lieben sind. Schien es bei der früheren Teleologie, als ob der Kopf des Universums und die hellste, gerechteste Einsicht in ihm die Welt und die Menschen gemacht habe — wo man nicht begreifen konnte, warum beide nicht um etwas vernünftiger und gerechter ausgefallen sind —, so scheint bei Schopenhauer der Unterleib des Universums die Wurzel der Dinge zu sein: und die Begierden desselben erfinden sich erst einen Intellect, um sich mit seiner Hülfe besser Nester zu bauen. Eins ist so falsch wie das Andere: aber das Letztere ist unklarer, weil es vom Wollen redet, ohne von vornherein einen Intellect anzunehmen, der sich vorstellen konnte, was er will: einen solchen Willen in's Blaue (oder in's Dasein!) giebt es nicht, es ist ein leeres Wort.

12.

Dass sich Schopenhauer's Lehre vom „Willen" so leicht einschmeichelt, liegt darin, dass wir auf das Wesentliche derselben schon eingeübt worden sind — durch den jüdischen Begriff „Herz", wie er uns durch Luther's Bibel geläufig geworden ist. Die Empfindung, dass uns etwas leicht fällt und an lauter schon vorhandene Empfindungen anknüpft, gilt uns als Zeugniss der Wahrheit.

13.

Ich finde Schopenhauer etwas oberflächlich in seelischen Dingen, er hat sich wenig gefreut und wenig gelitten; ein Denker sollte sich hüten, hart zu werden: woher soll er dann sein Material bekommen? Seine Leidenschaft für die Erkenntniss war nicht gross genug, um ihrethalben leiden zu wollen: er verschanzte sich.

Auch sein Stolz war grösser als der Durst nach Erkenntniss, er fürchtete für seinen Ruf, im Widerrufen.

14.

Schopenhauer hatte sich seinen Ruhm zu früh festgestellt und war nicht stolz genug, sich gegen seine ausgesprochenen Grundsätze weiter zu entwickeln. Er fürchtete für seinen Ruhm und zog die verhältnissmässige Unfruchtbarkeit der Beschämung vor, sich widersprechen zu müssen.

15.

Gegen Schopenhauer: er hat die Miene eines Menschen, der zufrieden mit sich ist, so gut zu reden wie die Personen Racine's und Schiller's (nach Stendhal). Gut, er ist voll von Leidenschaft, aber zunächst ist er zufrieden damit, schön zu sprechen.

16.

Stark empfinden, eine starke Empfindung lange anhalten lassen können und auf einer Saite viele Melodien spielen — das macht die grossen Pathetiker unter den grossen Schriftstellern, zu denen auch Schopenhauer gehört: sie unterscheiden sich von den Philosophen, ob sich schon Schopenhauer zu diesen rechnete: sie wollen nämlich nicht um jeden Preis erkennen, sondern um jeden Preis ihr Lied singen.

17.

Verglichen mit den Brahmanen kennen wir die Menschheit nur in einer ungeheuren Ermattung ihres Kraftgefühls und ihres Glaubens an sich: selbst bei unsern stolzesten Philosophen.

18.

Die Rangordnung der denkenden Geister ist erst noch zu machen. Bisher hat man die Philosophen zu sehr als Künstler behandelt, ihre Gabe der Darstellung, ihre Phantasie, ihr Coloritgebenkönnen als Argumente ihrer Genialität behandelt: aber den Grad ihrer Gerechtigkeit, Selbstbändigung ausser Acht gelassen: eigentlich sie ausserhalb der Moral beurtheilt. Ihre Wirkung entschied, und wer auf die empfänglichsten Menschen, solche, welchen ihr Dank rhythmisch über die Lippen quoll, wirkte, galt als der grösste: also der Begeisterer der Jugend!

2. Philosophie und Wissenschaft.

19.

Die Fälschung der Wahrheit zu Gunsten der Dinge, die wir lieben (zum Beispiel auch Gott) — fluchwürdigste Unart bei erleuchteten Geistern, denen die Menschheit zu vertrauen pflegt und die so dieselbe verderben, im Wahne festhalten. Und oft war es ein so schweres Opfer für euch, *sacrificium intellectus propter amorem!*

20.

Jenes heisse, brennende Gefühl der Verzückten: „dies ist die Wahrheit“, dies mit Händen Greifen und mit Augen Sehen bei denen, über welche die Phantasie Herr geworden ist, das Tasten an der neuen anderen Welt — ist eine Krankheit des Intellects, kein Weg der Erkenntniss.

21.

Die „Erkenntnisse mit einem Schlage“, die „Intuitionen“ sind keine Erkenntnisse, sondern Vorstellungen von hoher Lebhaftigkeit: so wenig eine Hallucination Wahrheit ist.

22.

Der höchste Werth des phantasirenden Denkens (das einige wohl auch gleich das productive Denken nennen) ist, Möglichkeiten auszudenken und ihre Mechanismen des Gefühls einzuüben, welche später als Werkzeuge verwandt werden können zur Ergründung des wirklichen Seins. Es muss dies durch alle möglichen Versuche gleichsam erst errathen und als Beute des Zufalls entdeckt werden. Alle Mechanismen bei der grossen Arbeit der strengen Forschung sind zuerst als „die Wahrheit“ selber aufgestellt und eingeübt worden. Dichter und Metaphysiker sind insofern immer noch höchst wünschenswerth, sie suchen nach der möglichen Welt und finden hier und da etwas Brauchbares. Es sind Versuchsstationen, ebenfalls. Blinde Thiere, die fortwährend um sich greifen und etwas zu essen versuchen, entdecken Nahrungsmittel (gehn aber auch leicht zu Grunde oder entarten). Andere Thiere leben von den anerkannten Nahrungsmitteln.

23.

Ich halte es für möglich, dass ein mit Thatsachen reichlich angefüllter und logisch meisterlicher Geist in einer ungeheuren Aufregung des Intellects eine unerhörte Masse von Schlüssen hintereinander macht und so zu Resultaten kommt, welche ganze Generationen von Forschern erst einholen: ein Phantasiren ist es auch — er wird es büssen müssen.

24.

Es ist vollkommen falsch, dass die grossen Geister wesentlich gleich über das Dasein und den Menschen geurtheilt hätten: diese Gleichheit nachzuweisen geht man vom Glauben aus, dass die Genie's dem Wesen der Welt näher ständen und insofern auch richtiger, das heisst gleichmässiger sagen müssten, was sie sei. Aber die Genie's haben individuelle Ansichten gehabt — und sich in die Dinge hineingetragen: weshalb sie sich tief widersprechen und immer alle andern vernichten zu müssen glauben.

25.

Bei unsern jetzigen inductiven Forschern ist der Scharfsinn und die Vorsicht geist- und erfindungsreicher (auch phantasievoller) als bei den eigentlichen Philosophen.

26.

In den wissenschaftlichen Menschen leben die Tugenden der Soldaten und ihre Art Heiterkeit — es fehlt ihnen die letzte Verantwortlichkeit. Sie sind streng gegen sich, gegen einander und erwarten für das Gute nicht gelobt zu werden. Sie sind männlicher und haben eine Vorliebe für Gefahr, sie müssen sich tüchtig machen, das Leben für die Erkenntniss auf's Spiel zu setzen: sie hassen die grossen Worte und sind harmlos, und etwas geckenhaft.

27.

Ich weiss, wie armselig ihr euch neben dem Schwunge dieses Idealismus ausnehmt (der den Materialismus und die Scepsis auf seinen Rücken nimmt und gegen die Sonne trägt), aber ich gehe mit euch um und stelle mich euch gleich, mehr noch, ich mache mich schlecht.

28.

Man erreicht einen Höhepunkt seiner Unredlichkeit: und da werden wir uns verhasst und wenden den Spiegel gegen uns und haben nun Vergnügen auch bei dem Anblick des Hässlichen, denn wir rächen uns dabei, oder haben Ekel an der Sättigung, der Berauschung durch Illusionen. — Wahrheits-Trieb!

29.

„Wissenschaft!“ Was ist sie! Die Erfahrung der Menschheit aus ihren Trieben, und ein Trieb, von den Trieben zu wissen. Alle Kräfte in ihren Dienst!

30.

Ich weiss so wenig von den Ergebnissen der Wissenschaft. Und doch scheint mir bereits dies Wenige unerschöpfbar reich zu sein zur Erhellung des Dunkelen und zur Beseitigung der früheren Arten zu denken und zu handeln.

31.

Ich wünsche der Wissenschaft etwas die Feierlichkeit zu nehmen — es ist jetzt eine Lustbarkeit geworden, da keine Sorgen hinter ihr sind. Ich glaube, es ist bald ein Überschuss von Geist da, der verschwendet werden muss!

32.

Wenn doch die Künstler wüssten, was für Phantasie jede grössere Erkenntniss zur Voraussetzung hat, wie viel erdacht werden und erblühen muss, um unbarmherzig abgeschnitten zu werden! Wir sind ein Fruchtgarten: meint ihr denn, es sei so leicht, die anmuthigsten Erfin-

dungen und Hypothesen einfach zu annulliren? Wir sind gegen uns fast grausam, aber um der Früchte willen, die ihr und alle haben sollt! — Goethe wusste es, was zum wissenschaftlichen Menschen gehört: er ist ein Ideal, in dem alle menschlichen Tüchtigkeiten sich vereinigen wie alle Ströme im Meer. Warum beurtheilt ihr ihn nach den Arbeitern des Geistes? Wir beurtheilen euch ja auch nicht nach euren Farbenreibern und Statisten.

33.

Die Vorstellung, dass etwas Fürchterliches an uns gekettet ist, färbt alle Empfindungen um. Oder: ein verbannter Gott zu sein, oder Schulden früherer Zeiten abzubüssen. Alle diese schrecklichen Geheimnisse um uns — machten uns vor uns sehr interessant! aber ganz egoistisch! Man konnte und durfte nicht von sich wegsehen! Das leidenschaftliche Interesse für uns verlieren und die Leidenschaft ausser uns wenden, gegen die Dinge (Wissenschaft) ist jetzt möglich. Was liegt an mir! Das hätte Pascal nicht sagen können.

34.

In Dingen des Geistes ist jeder gross, der, als grosse Ausnahme, die Dinge des Wissens stark empfindet und gegen ferne Dinge sich so verhält wie gegen die nächsten, so dass sie ihm wehe thun, Leidenschaft erregen, grosse Erhebungen geben können, kurz, dass sie mit den stärksten Trieben bei ihm verschmolzen sind. (Redlichkeit zum Beispiel wäre wohl Neugierde, Stolz, Herrschsucht, Milde, Grossmuth, Tapferkeit in Bezug auf Sachen, die für die Meisten ganz kalt und abstract bleiben). Passion für Abstracta und Unfähigkeit, ein Abstractum sich fern und gleichgültig zu halten, macht den Denker.

35.

Der Trieb der Erkenntniss ist noch jung und roh und folglich, gegen die älteren und reicher entwickelten Triebe gehalten, hässlich und beleidigend: alle sind es einmal gewesen! Aber ich will ihn als Passion behandeln und als etwas, womit die einzelne Seele bei Seite gehen kann, um hülfreich und versöhnlich auf die Welt zurückzublicken: einstweilen thut Welt-Entsagung wieder noth, aber keine ascetische!

36.

Ja, wir gehen an dieser Leidenschaft zu Grunde! Aber es ist kein Argument gegen sie. Sonst wäre ja der Tod ein Argument gegen das Leben des Individuums. Wir müssen zu Grunde gehen, als Mensch wie als Menschheit! Das Christenthum zeigte die eine Art, durch Aussterben und Verzicht auf alle rohen Triebe. Wir kommen durch Verzicht auf das Handeln, das Hassen, das Lieben ebendahin, auf dem Wege der Leidenschaft der Erkenntniss. Friedliche Zuschauer — bis nichts mehr zu sehen ist! Verachtet uns deshalb, ihr Handelnden! Wir werden eure Verachtung anschauen —: los von uns, von der Menschheit, von der Dingheit, vom Werden —

37.

Plato hat den Erkenntnisstrieb als idealisirten aphrodisischen Trieb geschildert: immer dem Schönen nach! Das höchste Schöne offenbart sich dem Denker! Dies ist doch ein psychologisches Factum: er muss beim Anblick und Denken seiner Allgemeinheiten einen sinnlichen Genuss gehabt haben, der ihn an den aphrodisischen erinnerte.

38.

Wollen wir durch die Wissenschaft den Menschen ihren Stolz wiedergeben, wie sie ihn aus Kriegen davon trugen, so muss die Wissenschaft gefährlicher werden, mehr Aufopferung bedingen: sich selber preisgeben.

39.

Ich will es dahin bringen, dass es der heroischen Stimmung bedarf, um sich der Wissenschaft zu ergeben.

40.

Die Wissenschaft, die das Loben und Tadeln aufheben will, will das Verwundern beseitigen und die Menschen so leiten, dass sie immer das Billige und Rechte erwarten. Zuletzt sollen sie, selbst wenn ein Vulcan ausbricht, sich sagen: es ist billig und gerecht, er kann ja nicht anders; was ist da zu verwundern!

41.

Die Wissenschaft hat viel Nutzen gebracht, jetzt möchte man, im Misstrauen gegen die Religion und Verwandtes, sich ihr ganz unterwerfen. Aber Irrthum! Sie kann nicht befehlen, Weg weisen; sondern erst, wenn man weiss wohin? kann sie nützen. Im Allgemeinen ist es Mythologie, zu glauben, dass die Erkenntniss immer das, was der Menschheit am nützlichsten und unentbehrlichsten sei, erkennen werde — sie wird eben so sehr schaden können als nützen. — Die höchsten Formen der Moralität sind vielleicht unmöglich bei voller Helle.

42.

Ich meinte, das Wissen tödte die Kraft, den Instinct, es lasse kein Handeln aus sich wachsen. Wahr ist nur, dass einem neuen Wissen zunächst kein eingeübter Mechanismus zu Gebote steht, noch weniger eine angenehme leidenschaftliche Gewöhnung! Aber alles das kann wachsen! ob es gleich heisst auf Bäume warten, die eine spätere Generation abpflücken wird — nicht wir! Das ist die Resignation des Wissenden! Er ist ärmer und kraftloser geworden, ungeschickter zum Handeln, gleichsam seiner Glieder beraubt — er ist ein Seher und blind und taub geworden!

43.

Ein Schritt weiter im Sinn für Wirklichkeit und er unterdrückt den abenteuernden Sinn, den Flug in's Freie, es erscheint als unerlaubt, auf so weniges Wissen, auf so schwache Analogieen hin zu behaupten und auf diese Behauptungen hin zu vermuthen. Die spontane Überkraft geht im Joch der Vorsichtsmaassregeln. Aufsammlung des Materials, Scepsis in der Beurtheilung der einzelnen Materialstücke. Also — die intellectuelle Immoralität ist nothwendig bis zu irgend einem undefinirbaren Grade.

44.

Fast überall auf Erden, wo eine Kirche, ein Tempel steht oder stand, hat sich einmal ein Wunder begeben; das heisst der Pilz der sacralen Baukunst schiesst überall dort auf, wo religiösen Menschen ein kleiner Irrsinn begegnete. Hat man je schon an einem Orte gebaut, wo einem Menschen eine grosse Wahrheit zuerst aufleuchtete? Wahrscheinlich nicht; aber warum auch, eine solche Wahrheit will kritisirt, nicht angebetet sein.

45.

Sobald ihr den christlichen Glauben oder eine Metaphysik zu Hülfe nehmt, dort wo eine Wissenschaft aufhört, so nehmt ihr euch die Kraft des Heroismus: und eure Wissenschaftlichkeit ist tief erniedrigt! Ihr höchster Accent steht nicht mehr euch zu! Ihr seid kalt und nicht mehr bewegt, ihr opfert nichts! Daher der abscheuliche Anblick des „Gelehrten“ — er war ohne Grossartigkeit der letzten Absichten, er ging nicht an's Ende, sondern knickte dort um und warf sich der Kirche oder dem Regiment oder der öffentlichen Meinung in die Hände, oder der Dichtkunst und Musik. Er bedarf jener Entsagung. —

46.

Das Unpersönlich-nehmen des Denkens ist überschätzt! Ja es ist bei den stärksten Naturen das Gegentheil wahr! So aber hat man eine Brücke zur Moral gemacht!!

47.

Auch im Intellectuellen, zum Beispiel in der Abschätzung von Meinungen, führen wir nicht immer Gründe in's Feld, sondern sehr häufig einen intellectuellen Ekel, weil wir sehen, aus kleinen Anzeichen, wie stumpf und kurz und genügsam einer ist, oder wie weit das Selbstvertrauen des Unwissenden und des Neulings geht. Das heisst, wir beurtheilen die Methode des Erkennens als: schleimig, verwest, übelriechend, Unrath, ausgespieen, wiedergekäut, madenzerfressen, schaal, abgestanden, dumpf u. s. w.

3. Einzelbemerkungen.

48.

Die Müdigkeit bringt für den Denker einen Vortheil mit sich: sie lässt auch jene Gedanken hervorlaufen, die wir uns sonst, bei mehr Haltung und folglich mehr Verstellung, nicht eingestehen würden. Wir werden lässig, uns selber etwas vorzumachen, und siehe! da kommt die Wahrheit über uns.

49.

Es giebt Menschen, welche ihre nicht eben landläufigen Gedanken nicht anders mitzutheilen wissen, als indem sie dabei an aller Welt ihren Ärger auslassen. Das heisst doch seine Meinungen etwas zu theuer auf den Markt bringen. Giebt es aber oft solche Käuze, so entsteht ein Vorurtheil gegen alle nicht landläufigen Meinungen, wie als ob Zank, Verdruss, Verleumdung, Verbitterung, Niedertracht ihre nothwendigen Begleiter sein müssten.

50.

Wir Fliegen von einem Tage wollen nicht allzu gefährlich und ängstlich mit unseren Gedanken thun; man kann ja mit ihnen nicht mehr die Seele eines Anderen in ewige Gefahr bringen, — was das Mittelalter glaubte. Das Princip der Gedanken- und Pressfreiheit ruht auf dem Unglauben an die Unsterblichkeit.

51.

Es giebt Vorstellungen, welche die Aufgabe des Weins haben: sie erheben, vergnügen, ermuthigen; aber viel genossen erzeugen sie den Rausch und oft genossen

ein Bedürfniss, ohne dessen Befriedigung das Leben öde und unausstehlich wird.

52.

Ach, es ist unmöglich, mit der Sprache der Wahrheit zu wirken: Rhetorik ist nöthig; das heisst die Gewohnheit, nur bei gewissen Worten und Motiven bewegt zu werden, regiert und verlangt die Verkleidung der Wahrheit.

53.

Es ist eine Feinheit, seine Beispiele der Geschichte und der Wissenschaft gemäss der allgemeinen Unkenntniss und Mangelhaftigkeit am Wissen zu wählen — sonst beweist man nichts und erweckt Hass, weil man beschämt. Man muss niedersteigen zu den Armen an Geist, nicht in den Gedanken und Zielen, aber im Material; mit lauter ungeheuer bekannten Dingen argumentiren. Es ist überdies Stolz, denn die grossen Wahrheiten sollen nicht mit Thatsachen aus dem Winkel und der gelehrten Grübelei bewiesen werden.

54.

Vor jedem Einzelnen sind wir voll hundert Rücksichten: aber wenn man schreibt, so verstehe ich nicht, warum man da nicht bis an den äussersten Rand seiner Ehrlichkeit vortritt. Das ist ja die Erholung!

55.

Nicht um eines Zieles willen leben wir der Erkenntniss, sondern der erstaunlichen und häufigen Annehmlichkeiten im Suchen und Finden derselben.

56.

Unsere Liebe zur Wahrheit zeigen wir am deutlichsten in der Behandlung der „Wahrheiten“, welche andere dafür halten: da verräth sich, ob wir wirklich die Wahrheit oder nur uns selber lieben.

57.

Der neue Gedanke entzückt mich, ich verlerne immer mehr zu empfinden, dass er von mir oder einem Anderen ist. Wie albern, hierin eifersüchtig zu sein! Und doch, welche furchtbare Geschichte für die Verdunkelung des Wahren hat diese Eifersucht!

58.

Die vollkommene Erkenntniss würde uns muthmaasslich kalt und leuchtend wie ein Gestirn um die Dinge kreisen lassen — eine kurze Weile noch! Und dann wäre unser Ende da, als das Ende erkenntnissdurstiger Wesen, welche am Ziehen von immer feineren Fäden von Interessen ein Spinnen-Dasein und Spinnen-Glück geniessen — und die zuletzt vielleicht freiwillig den dünnsten und zartesten Faden selber abschneiden, weil aus ihm kein noch feinerer sich ziehen lassen will.

59.

Der Intellect der jetzigen Menschen reichte wohl aus, um aus einem Chaos ein geordnetes Sonnensystem herzustellen: aber es fehlt ihm vielleicht die dazu nöthige Zeit und vor allem das Chaos. Sicherlich wäre die Welt unendlich weiter, wenn der menschliche Intellect an Stelle des Zufalls hätte schalten und walten dürfen, auch hätte er Milliarden von Jahren gespart.

60.

Zuletzt braucht die *vita contemplativa* nicht einsam zu sein: selbst als Ehe denkbar.

61.

Ach diese Erbärmlichen, welche glauben, die Menschheit möchte in Kürze zu klug werden, und es möchte um ihren Einfluss, ihren Ruhm geschehen sein!

62.

Erwägt man, wer zu jeder Zeit den grossen Ruhm macht: so wird es wahrscheinlich, dass die ausgezeichnetsten Geister im zweiten oder dritten Range stehen werden: und die besten Meister bleiben unbekannt.

II.

Erkenntnisstheorie und Metaphysik.

1. Erkenntnisstheorie.

a) Allgemeines.

63.

Erkenntnisstheorie ist die Liebhaberei jener scharfsinnigen Köpfe, die nicht genug gelernt haben und welche vermeinen, hier wenigstens könne ein jeder von vorne anfangen, hier genüge die „Selbstbeobachtung".

64.

Unser Erkennen und Empfinden ist wie ein Punkt im Systeme: wie ein Auge, dessen Sehkraft und Sehfeld langsam wächst und mehr umfasst. Damit ändert sich nichts in der wirklichen Welt, aber diese beständige Thätigkeit des Auges versetzt alles in eine beständige, wachsende, herzuströmende Thätigkeit.

Wir sehen unsere Gesetze in die Welt hinein und wiederum können wir diese Gesetze nicht anders fassen als als die Folge dieser Welt auf uns. Der Ausgangspunkt ist die Täuschung des Spiegels, wir sind lebendige Spiegelbilder.

Was ist also Erkenntniss? Ihre Voraussetzung ist eine irrthümliche Beschränkung, als ob es eine Maasseinheit der Empfindung gebe; überall wo Spiegel und

Tastorgane vorkommen, entsteht eine Sphäre. Denkt man sich diese Beschränktheit weg, so ist Erkenntniss auch weggedacht — ein Auffassen von „absoluten Relationen“ ist Unsinn. Der Irrthum also ist die Basis der Erkenntniss, der Schein. Nur durch die Vergleichung vieler Scheine entsteht Wahrscheinlichkeit, also Grade des Scheins. — Ebenso ist die Sprache eine angebliche und geglaubte Basis von Wahrheiten: der Mensch und das Thier bauen zunächst eine neue Welt von Irrthümern auf und verfeinern diese Irrthümer immer mehr, so dass zahllose Widersprüche entdeckt werden und dadurch die Menge der möglichen Irrthümer verringert wird, oder der Irrthum weiter getrieben wird. „Wahrheit“ giebt es eigentlich nur in den Dingen, die der Mensch erfindet, zum Beispiel Zahl. Er legt etwas hinein und findet es nachher wieder — das ist die Art menschlicher Wahrheit. Sodann sind die meisten Wahrheiten thatsächlich nur negative Wahrheiten: „dies und das ist jenes nicht“ (obschon meist positiv ausgedrückt). Letzteres ist die Quelle alles Fortschritts der Erkenntniss. Die Welt ist also für uns die Summe der Relationen zu einer beschränkten Sphäre irriger Grundannahmen. Die Gesetze der Optik sind sämmtlich Irrthümer, ebenso die des Ohrs. Gesetzt, es giebt zahllose empfindende Punkte in dem Dasein: jeder hat eine Sphäre, wie weit und wie stark er Relationen wahrnimmt, das heisst eine Sphäre der Beschränktheit und des Irrthums. Ebenso hat jede Kraft ihre Sphäre, sie wirkt so weit und so stark und nur auf das und jenes, auf anderes nicht, eine Sphäre der Beschränktheit. Ein eigentliches Wissen um alle diese Sphären und Beschränktheiten ist ein unsinniger Gedanke, weil hier ein Empfinden ohne ein „wie weit“, „wie stark“, „auf dies und jenes“ gedacht werden soll: und ebenso eine

Kraft ohne Grenzen und zugleich mit allen Grenzen, die alle Relationen schafft — das wäre eine Kraft ohne bestimmte Kraft, ein Unsinn. — Also die Beschränktheit der Kraft, und das immer weiter in Verhältniss Setzen dieser Kraft zu andern ist „Erkenntniss". Nicht Subject zu Object: sondern etwas Anderes. Eine optische Täuschung von Ringen um uns, die gar nicht existiren, ist die Voraussetzung. Erkenntniss ist wesentlich Schein.

65.

Es kommt in der Wirklichkeit nichts vor, was der Logik streng entspräche.

66.

Wir können unsere „geistige Thätigkeit" ganz und gar als Wirkung ansehen, welche Objecte auf uns üben. Das Erkennen ist nicht die Thätigkeit des Subjects, sondern scheint nur so, es ist eine Veränderung der Nerven, hervorgebracht durch andere Dinge. Nur dadurch, dass wir Täuschung des Willens herbeibringen und sagen: „ich erkenne", im Sinne von: „ich will erkennen, folglich thue ich es", drehen wir die Sache um und sehen im Passivum das Activum. Aber auch das Wort passiv, activ ist gefährlich!

b) Aussenwelt, Subject.

67.

Wenn wir beachten, zu welchen Irrungen uns die Sinne am liebsten verführen, können wir errathen, welcher Art ihre Grundirrthümer sein werden (zum Beispiel der Glaube an Körper).

68.

Für einen einzigen Menschen wäre die Realität der Welt ohne Wahrscheinlichkeit. Aber für zwei Menschen wird sie wahrscheinlich. Der andere Mensch ist nämlich eine Einbildung von uns, ganz unser „Wille“, ganz unsere „Vorstellung“: und wir sind wieder dasselbe in ihm. Aber weil wir wissen, dass er sich über uns täuschen muss und dass wir eine Realität sind trotz dem Phantome, das er von uns im Kopfe trägt, schliessen wir, dass auch er eine Realität ist trotz unserer Einbildung über ihn: kurz, dass es Realitäten ausser uns giebt.

69.

Wir reden, als ob es seiende Dinge gebe, und unsere Wissenschaft redet nur von solchen Dingen. Aber ein seiendes Ding giebt es nur nach der menschlichen Optik: von ihr können wir nicht los. Etwas Werdendes, eine Bewegung an sich, ist uns vollends unbegreiflich. Wir bewegen nur seiende Dinge — daraus besteht unser Weltbild auf dem Spiegel. Denken wir uns die Dinge fort, so auch die Bewegung. Eine bewegte Kraft ist Unsinn — für uns.

70.

Der Raum von drei Dimensionen gehört in die Vorstellung, ebenso wie die Bewegung; die dritte Dimension „vollendet sich nur in der Zeit“. Wir verbinden Flächen zu einer Einheit, die uns nach einander sichtbar werden. Wir selber als erkennende Wesen sind eine immer neue rotirende Kraft und bringen so ein Nacheinander hervor, auch bei festen Objecten.

Wir sind die Bewegten, welche sich um die Dinge bewegen: wir stehen nicht still, das Umgekehrte ist wahr von dem, was der Augenschein ist.

71.

Ursache und Wirkung sind für uns unbegreiflich, weil beide nur als negative Abbilder uns bewusst werden, und zwischen denen giebt es nur Succession. Aus solchen Successionen besteht der „Körper", „das Ding". Wir nehmen keine Bewegung wahr, sondern mehrere gleiche Dinge in einer gedachten Linie, wir nehmen auch keine Zeitdauerlinie wahr, sondern unsere Empfindung hat bewusste Momente (getrennt von einander), und diese fügen wir aneinander, legen sie an sich und bauen so einen bestehenden, dauernden Körper aus einzelnen Empfindungen. Aber wie das gleiche Ding in der Bewegung eine Illusion ist, also die Bewegung, welche wir construiren, jedenfalls etwas anderes ist als die „Wirklichkeit", so ist auch dies Gebilde, aus mehreren negativen Eindrücken auf uns construirt und zurechtphantasirt, jedenfalls etwas anderes als die Wirklichkeit. Es kann nicht vollständig sein, denn es besteht nur aus Relationen zu uns, und das an uns, wozu es keine Relationen haben kann, verhindert einen vollen Abdruck. Selbst als Abbild ist es nicht vollständig. Sodann hat es zur Voraussetzung, dass das Ding in diesem Augenblick, wo es einen Eindruck auf uns macht, dasselbe Ding ist, welches in einem andern Augenblick (im „nächsten" — sagen wir, und täuschen uns) wieder einen neuen Eindruck, das heisst eine zweite Relation auf uns macht. Ein Baum, der lang, dann rund, dann grün u. s. w. erscheint.

72.

Wir empfinden die Aussenwelt immer verschieden, weil sie sich gegen den jedesmal in uns überwiegenden Trieb abhebt: und da auch dieser als etwas Lebendiges wächst und schwindet und nichts Verharrendes ist, so ist im kleinsten Momente unsere Empfindung der Aussenwelt immer werdend und vergehend, also wechselnd.

73.

Die Eigenschaften des Dinges erregen unsere Empfindungen, zum Beispiel, dass es grau ist, und die Gestalt, die Art von Bewegung, vor allem sein Vorhandensein als Körper und Substanz — alles ist mit Lust- und Unlustempfindungen und folglich mit Vertrauen, Neigung, Lust zur Annäherung oder Furcht u. s. w. verknüpft. Dasselbe Ding kann uns vermöge seiner verschiedenen Eigenschaften anziehen und Furcht einflössen. — Dass seine Eigenschaften aber solche Empfindungen erregen, das ist Urtheil — und dies Urtheil setzt Erfahrungen voraus und Glauben an Gleichheit in den Erfahrungen. Zuletzt aber setzt auch die älteste Erfahrung wieder Urtheil voraus, also Auslegung eines Reizes, so dass er entweder lust- oder schmerzvoll ist. „Vermehrt dieser Reiz unsere Kraft oder vermindert er sie?“ Kurz, ein Urtheil ist die Quelle, dass Kraftgefühl dabei entsteht oder sich vermindert. — Also die Wirkungen der Dinge sind zuletzt angenehm oder unangenehm, je nachdem wir an die Förderung unserer Kraft dabei glauben oder nicht. Dieser Glaube aber kann nicht wieder auf Erfahrung zurückgehen, sondern müsste — aus dem dabei entstehenden Kraftgefühl seinen Ursprung nehmen. Man

glaubt an Kraft, wo man das Kraftgefühl hat. Kraftgefühl gilt als Beweis von Kraft. Nach diesem Beweis wandelt sich die Reizempfindung in Lust: — also: alle Eigenschaften eines Dinges sind in Wahrheit Reize in uns, welche theils das Kraftgefühl mehren, theils es vermindern: jedes Ding ist eine Summe von Urtheilen (Befürchtungen, Hoffnungen, einiges flösst Vertrauen ein, anderes nicht). Je mehr wir nun die Physik kennen, um so weniger phantastisch wird diese Summe von Urtheilen (die falschen Subsummirungen fallen weg, zum Beispiel: alles, was schwarz ist, ist gefährlich). — Zuletzt begreifen wir: ein Ding ist eine Summe von Erregungen in uns: weil wir aber nichts Festes sind, ist ein Ding auch keine feste Summe. Und je mehr wir Festigkeit in die Dinge zu legen wissen, —

74.

Unsere Sinnenwelt ist gar nicht wirklich vorhanden, sie widerspricht sich: sie ist ein Trug der Sinne. Aber was sind dann die Sinne? Die Ursachen des Betrugs müssen real sein. Aber wir wissen von den Sinnen nur durch die Sinne, und das gehört mithin in die Welt des Truges. Somit trügt etwas, was wir nicht kennen, und sein erster Trug sind die Sinne. Unsere Vielheit gehört dazu: aber wie könnten wir Trugbilder zum Wissen um den Trug kommen? Wie könnte ein Traumbild wissen, dass es zum Traume gehöre? — Wir müssen folglich auch das sein, was trügt: das heisst wir müssen auch real sein, und zwar muss dorther unser Bewusstsein stammen, dass die Welt ein Trug ist, im rein Logischen: dies sind wir selber irgendwie. Also, wie kann das Wahre, Wahrhafte, die Ursache der Trugwelt sein? —

Es muss sie nöthig haben: vielleicht ist das Wahre gequält wie ein Künstler und sucht eine Erlösung in lustvollen Vorstellungen und Bildern, eine Abziehung, — die Wahrheit ist vielleicht der Schmerz, und der Schein ist eine Milderung, der Wechsel ist das Sichherumwerfen des schwer Leidenden, der eine bessere Lage sucht. Vielleicht aber auch ist das Wahre voller Lust und strömt über in Phantasieen wie ein Künstler (Geburt der Tragödie). Die Welt ein ästhetisches Phänomen, eine Reihe von Zuständen am erkennenden Subject: eine Phantasmagorie nach dem Gesetze der Causalität. Dass der intellectuelle Process erst am Thierreich hervortritt, und ohne Thier keine Welt da sein könnte, gehört mit hinein in jenes Theaterspiel, dass das Subject sich selber spielt: es ist ein Wahn. Die Geschichte ist eine Vermeintlichkeit — nichts mehr; die Causalität das Mittel, um tief zu träumen, das Kunststück, um über die Illusion sich zu täuschen, der feinste Apparat des artistischen Betruges.

75.

Eine Welt ohne Subject — kann man sie denken? Aber man denke sich jetzt alles Leben auf einmal vernichtet, warum könnte nicht alles andere ruhig weiter sich bewegen und genau so sein, wie wir es jetzt sehen? Ich meine nicht, dass es so sein würde, aber ich sehe nicht ein, warum man es sich nicht denken könnte. Gesetzt, die Farben seien subjectiv — nichts sagt uns, dass sie nicht objectiv zu denken wären. Die Möglichkeit, dass die Welt der ähnlich ist, die uns erscheint, ist gar nicht damit beseitigt, dass wir die subjectiven Factoren erkennen.

Das Subject wegdenken — das heisst sich die Welt ohne Subject vorstellen wollen: ist ein Widerspruch: ohne Vorstellung vorstellen! Vielleicht giebt es hunderttausend subjective Vorstellungen. Unsere menschliche wegdenken — da bleibt die der Ameise übrig. Und dächte man sich alles Leben fort und nur die Ameise übrig: hienge wirklich an ihr das Dasein? Ja, der Werth des Daseins hängt an den empfindenden Wesen. Und für die Menschen ist Dasein und werthvolles Dasein oft ein und dasselbe.

76.

Das Subjectgefühl wächst in dem Maasse, als wir mit dem Gedächtniss und der Phantasie die Welt der gleichen Dinge bauen. Wir dichten uns selber als Einheit in dieser selbstgeschaffenen Bilderwelt, das Bleibende in dem Wechsel. Aber es ist ein Irrthum: wir setzen Zeichen und Zeichen als gleich und Zustände als Zustände.

77.

Unser Bewusstsein hinkt nach und beobachtet wenig auf einmal und während dem pausirt es für anderes. Diese Unvollkommenheit ist wohl die Quelle, dass wir Dinge glauben und im Werden etwas Bleibendes annehmen: ebenso dass wir an ein Ich glauben. Liefe das Wissen so schnell wie die Entwickelung und so stätig, so würde an kein „Ich“ gedacht.

c) Trieb nach Wahrheit, Scepsis.

78.

Die Übung mehrere Eigenschaften an einem Dinge anzuerkennen, abseits von unserem Affect, constituirt

eine Reihe von festen Dingen, die immer grösser wird, und immer feiner. Diese Übung bildet ein Bedürfniss: nach Erkenntniss der Dinge in ihrer Vielheit: Basis des intellectuellen Triebes.

79.

Der gute Gedanke ist nur eine Ausnahme, die meisten originellen Gedanken sind Narrheiten. Die gewohnten Gedanken sind deshalb so hoch geachtet, ja zur Pflicht gemacht, weil sie eine Art Bewährung haben; mit ihnen ist der Mensch nicht zu Grunde gegangen. Das „nicht zu Grunde gehen" gilt als der Beweis für die Wahrheit eines Gedankens. Wahr heisst: „für die Existenz des Menschen zweckmässig". Da wir aber die Existenzbedingungen des Menschen sehr ungenau kennen, so ist, streng genommen, auch die Entscheidung über wahr und unwahr nur auf den Erfolg zu gründen. Woran ich zu Grunde gehe, das ist für mich nicht wahr, das heisst es ist eine falsche Relation meines Wesens zu anderen Dingen. Denn es giebt nur individuelle Wahrheiten, — eine absolute Relation ist Unsinn. Die Art zu denken, die Anspannung und Häufigkeit, die Gegenstände, das Nichtsehenkönnen, Nichtfühlen vieler Dinge, alles ist eigentlich eine Bedingung unserer Existenz. Jeder Fehler ist ihr schädlich. Meistens also machen wir Fehler, meistens sind wir fortwährend irgendwie krank durch unser Denken, wir können ja nur experimentiren, und das ganz individuell uns Nothwendige im Erkennen ist die Ausnahme.

80.

Kaum spricht man von den „nicht absoluten Wahrheiten", so begehren alle Schwärmer wieder Eintritt oder

vielmehr: die gutmüthigen Seelen stellen sich an's Thor und glauben allen aufmachen zu dürfen: als ob der Irrthum jetzt nicht mehr Irrthum sei! Was widerlegt ist, ist ausgeschlossen!!

81.

Der Zweifel, was das Wirkliche ist, macht nicht gegen die Phantasmen geneigter: sondern zerstört allmählich den guten Willen, der zur Ausdichtung eines Phantasmas gehört.

82.

Zum Beweise dafür, dass ein Sceptiker mitunter sehr ausgelassener Schwärmerei bedarf, um dann wieder besänftigt in's Land des „Vielleicht und Vielleicht-auch-nicht" zurückzukehren: will ich erzählen, welche Sätze mir jüngst meine schwärmenden Tauben aus den Wolken heimgebracht haben. Erstens: die gewöhnlichste Form des Wissens ist die ohne Bewusstheit. Bewusstheit ist Wissen um ein Wissen. Empfindung und Bewusstheit haben alles Wesentliche gemeinsam und mögen dasselbe sein. Die erste Entstehung einer Empfindung ist die Entstehung eines Wissens um ein Wissen: ein Vorgang, der nichts Schwieriges und Geheimnissvolles enthält, da er dem Wissen nur eine Veränderung der Richtung giebt, — und dazu reichen zufällige Anstösse aus, die man vielleicht errathen kann. Bevor es Empfindung gab, gab es längst — nämlich immer — Wissen: Wiedererkennen und Schliessen als seine Functionen. Das Wissen ist die Eigenschaft aller treibenden Kräfte, — es kommt auf eins hinaus, zu sagen, es sei

die Eigenschaft der Materie, vorausgesetzt, dass man weiss, was Materie ist: die treibende Kraft als das Vorurtheil unserer Sinne gedacht: so dass Kraft und Materie eins sind, entweder als ein An sich bezeichnet oder, nach der Relation zu unseren Sinnen, als Grenze unseres Empfindens für die Kraft bezeichnet. Die treibenden Kräfte sind nichts Letztes und der Analyse schlechthin Widerstrebendes, wie Schopenhauer meinte, der sie als den „Willen“ verstand: wir können in ihnen noch das Wissen begrifflich absondern als ihre Eigenschaft: ohne Wiedererkennen und Schliessen giebt es keinen Trieb, kein Treiben und Wollen. Der Intellect (und nicht die Empfindung) ist „dem Wesen der Dinge“ eingeboren; Empfindung ist ein Zufall in der Geschichte seiner Richtungen und nichts an sich Neues. Um die ersten Sätze der Mechanik zu verstehen, muss man den treibenden Kräften ein Wiedererkennen und Schliessen geben — aber keine Bewusstheit darum, keine Empfindung. Das Wiedererkennen und Schliessen aber setzt Mehrheit, aber Einartigkeit von Kräften voraus, mindestens Zweiheit. Der Irrthum im Wiedererkennen und Schliessen ist erst möglich, seit es Empfindung giebt. — So! Nun fliegt zurück, ihr Tauben, und gebt den Wolken, was der Wolken ist!

83.

Die Scepsis hat ihre Parallele: „lieber hungern als etwas Ekelhaftes essen!“ Die Ansichten der Autoritäten sind uns ekelhaft geworden, — lieber verhungern! Dies ist eine seltene Passion: die Scepsis ist eine Passion.

2. Metaphysik.

84.

Ein Reich ganz unmenschlicher Necessität enthüllt sich immer mehr! Endlich lachen wir selber mit, zu sehen, wie wir ehemals mit unseren Trieben und Triebchen das zu ersetzen und verstehen meinten, mit Neigung und Hass, Wille oder Zweck u. s. w. Die Welt als eine Menschen-Welt ist uns ein Gelächter geworden: wie die Astrologie. Unsere Stellung zu dieser Welt möglichst pathetisch einzunehmen, war das Bestreben aller Philosophen: die Idealisten zuletzt wussten uns zur Hauptsache zu machen und die Welt zu einer Art Erzeugniss von uns: als ob der Spiegel sagte: „ohne mich ist nichts, ich bin der Urheber". Zuletzt sind wir selber in das ungeheuere System eingeflochten und bewegen uns in ihm: immer aber bleibt uns noch genug des Unerkannten an uns, und das bleibt der Tummelplatz unseres Hochmuthes. Ja, nachdem wir so viel von der Position des Menschen in der Welt preisgegeben, findet auf dieser letzten Stätte ein Kampf um die „höchsten Rechte der Menschheit", einer um Leben und Tod statt. Es ist der ganze Stolz, und alle Triebe dienen ihm dabei! Der höhere Werth der Moralität wird kühn dem ganzen Weltgesetz entgegengesetzt, und menschliche Ziele als Ziel der Welt gesetzt. Mit „gut" und „schön" und „wahr" meint man die Ausnahmestellung, seine Göttlichkeit bewiesen zu haben: die Wissenschaft im Dienste der alten Triebe kämpft und vertheidigt den Gott im Menschen, nachdem sie ihn sonst hat fahren lassen — den freien Gott.

85.

Was Dasein hat, kann nicht zum Dasein wollen; was kein Dasein hat, kann es auch nicht. Also giebt es keinen „Willen zum Dasein“. Es ist dies eine schlechte und widersinnige Wörterzusammenstellung. Wohl wäre zu verstehen: „Wille zu einem längeren oder höheren oder anderen Dasein“. — Wille ist die Vorstellung eines werthgeschätzten Gegenstandes, verbunden mit der Erwartung, dass wir uns seiner bemächtigen werden.

III.

Moral.

1. Moralwissenschaft.

86.

In England meint man Wunder, wie freisinnig die höchste Nüchternheit in Sachen der Moral mache: Spencer, Stuart Mill. Aber schliesslich thut man nichts als seine moralischen Empfindungen zu formuliren. Es erfordert etwas ganz anderes: wirklich anderes einmal empfinden zu können und Besonnenheit hinterher zu haben, um dies zu analysiren! Also neue innere Erlebnisse, meine werthen Moralisten!

87.

Die Moralisten nahmen die vom Volke verehrte Moral als heilig und wahr und suchten sie nur zu systematisiren, das heisst sie hiengen ihr das Kleid der Wissenschaft um. Den Ursprung zu untersuchen hat kein Moralist gewagt: der rührte an Gott und dessen Boten! Man nahm an, dass die Moral im Munde des Volks entstellt lebe, dass es ihrer „Reinigung“ bedürfe. —

88.

Allen moralischen Systemen, welche befehlen, wie man handeln solle, fehlte die Kenntniss, wie man handelt — aber alle meinten sie zu haben, wie jeder Mensch es meint.

89.

In der Moral ist selbst die Periode der Hypothesen noch nicht dagewesen: sie ist jetzt gut zu heissen; der Umfang der Möglichkeiten, aus denen die Moralität ihre Entstehung haben könnte, ist jetzt durch Phantasie zu erschöpfen. Ich mache den Anfang; sehr sceptisch!

90.

Dieselbe Unsicherheit und Scepsis, die der Schiffer in Betreff seiner Fahrt hat, ob sie gelingt, zur rechten Zeit unternommen, müssen wir in Betreff aller Pflichten haben. Ich bin nicht absolut verpflichtet, so leicht ist es mir nicht gemacht. Wir experimentiren mit unseren Tugenden und guten Handlungen und wissen nicht sicher, dass es die nothwendigen sind, in Hinsicht auf das Ziel. Wir müssen den Zweifel aufrichten und alle moralischen Vorschriften anzweifeln. Überdies sind sie so grob, dass keine wirkliche Handlung einer solchen Vorschrift entspricht: das Wirkliche ist viel complicirter.

91.

Zuerst lernt man nicht Einsichten in die Dinge und Menschen, sondern Werthurtheile über die Dinge und Menschen; diese verhindern den Zugang zur wirklichen Erkenntniss. Man müsste durch eine radicale Scepsis des Werthes erst einmal alle Werthurtheile umwerfen, um freie Bahn zu haben.

92.

Die Werthschätzungen auf unrichtiger Grundlage führen einen Vernichtungskrieg gegen einander, aber

vielleicht arbeiten alle zusammen doch daran, gewisse Grundimaginationen zu stärken. Deshalb darf man sie sich nicht selber überlassen, sondern muss sie angreifen. — Die Action, in welche sie den Menschen ziehen, hilft dazu, falsche Maassstäbe immer wieder zu erzeugen — es wird der Teufel an die Wand gemalt, und zuletzt wird man von der gleichen Empfindung beherrscht, wie die, welche man bekämpft. Also: man soll nicht viel gegen sie kämpfen!

2. Verhältniss höherer und niederer Culturen zur Moral.

93.

Bevor wir die physiologischen Zustände physiologisch verstehen lernten, meinten die Menschen mit moralischen Zuständen zu thun zu haben. Folglich hat sich das Bereich des Moralischen ausserordentlich verkleinert — und wird fortwährend noch kleiner: ganz so wie die Religion im Leben der Alten umfänglicher war als im Leben des katholischen Christen, und wie wiederum der Protestant den Umfang der Religion noch einmal verkleinert hat.

94.

Die moralischen Vorschriften werden in gebildeten Zeiten immer unbestimmter, wie auch die Gottesvorstellung immer blasser wird. Es wird der Moral immer mehr Gebiet entrissen (überall wo der Erfolg controlirbar wird und Erkenntniss eintritt, hört der moralische Maassstab auf). Da flüchtet die Moral in's „Ideal“ u. s. w.

95.

Wir verehren, wo wir nicht begreifen, zum Beispiel bei alten Sitten, bei Worten, die mit feierlichem Tone gesprochen werden u. s. w. Aber wir sollten unser Urtheil zurückhalten, wo wir nicht begreifen, damit der aufgethürmten Verehrung ohne Kern nicht noch mehr auf Erden werde: sieht doch unsere geistige Welt noch sehr ägyptisch aus, Wüste und ungeheure Pyramiden darin — und in den Pyramiden, meist unzugänglich, ein erbärmlicher Leichnam.

96.

Soll man denn in der Welt leben, als habe man die Gebote einer höheren Geisterwelt hier durchzuführen und nichts anderes zu thun? Dies könnte geschehen aus Interesse oder aus Eitelkeit oder aus einem Gefühl der Macht (aus der Überzeugung, man gehöre zu dieser Geisterwelt und führe seine eigenen Bedürfnisse durch). Wenn man aber nicht mehr glaubt? Dann leitet uns unser Interesse, unsere Eitelkeit, unser Gefühl der Macht direct im Handeln, nicht mehr indirect. Denn alle alten Moralen, so heilig sie empfunden werden mögen, sind aus niederer Erkenntniss entsprungen, sie dürfen nicht mehr herrschen.

97.

Es vollzieht sich eine Reduction des Gefühls von Moral: alle Factoren dieses Gefühls, welche aus Einbildungen stammen, aus Verehrungen, wo nichts zu verehren war, aus Anhäufung der Achtung, weil die Kritik gegen das Geachtete fehlte, aus der nachbarlichen Dämmerung der Religion — alles dies wird allmählich

subtrahirt werden, und das Resultat wird sein, dass die Verbindlichkeit der Moral für die Thörichten abnimmt. Daraus ergiebt sich die Aufgabe, mit allen Kräften darnach zu streben, dass die Thörichten abnehmen.

98.

Die moralischen Vorurtheile sind immer noch unentbehrlich: es ist zu bedauern, dass man sie noch nicht entbehren kann; denn die Kräftigung, die sie geben, unterhält die Schwäche und Unkraft, gegen welche sie als Medicin eingenommen werden, am sichersten.

99.

Wer sich jetzt auf die Sitte beruft als den Grund seiner Handlungsweise, sagt beinahe: ich bin abergläubisch, oder: ich bin tolerant — aber ehemals hiess es: ich bin klug und gut.

100.

Hier wird eine Handlung geschätzt, weil sie dem Handelnden schwer fällt, dort eine andere, weil sie ihm leicht fällt, dort eine, weil sie selten ist, dort eine, weil sie nach der Regel ist, dort eine, weil der Beurtheilende sie bei sich für unmöglich hält, dort eine, weil der Beurtheilende sie überhaupt für unmöglich hält (ein Wunder), dort eine, weil sie für nützlich gilt, dort eine, weil sie keine Rücksicht auf Nutzen zeigt, dort eine, weil der Mensch so für sein bestes Heil sorgt, dort eine, weil er nicht dabei für sich sorgt, dort, weil sie Pflicht ist, dort, weil sie Neigung ist, dort, weil sie ohne Neigung gethan wird, dort, weil sie Instinct ist, dort, weil sie hellste Vernunft ist — und alles das heisst man gelegentlich

sittlich! Man handhabt jetzt die Maassstäbe der verschiedensten Culturen zugleich und vermag durch diese beinahe jedes Ding als sittlich oder als unsittlich abzuschätzen, wie man eben will, das heisst je nach unserm guten oder bösen Willen gegen die Mitmenschen oder gegen uns selbst. Die Moral ist jetzt die grosse Topik des Lobens und Tadelns. Aber warum immer loben und tadeln? Könnte man sich dessen entschlagen, so hätte man auch die grosse Topik nicht mehr nöthig.

101.

Es giebt so viele Moralen jetzt: der Einzelne wählt unwillkürlich die, welche ihm am nützlichsten ist (er hat nämlich Furcht vor sich selber), das heisst er muss den Irrthum umarmen, im Grade darnach, dass er ein gefährliches Thier ist. — Ehemals, wo die Leute einer Race gleich waren, genügte auch eine Moral.

102.

Jetzt sind die Menschen sich sehr ungleich! Es giebt mehr Individuen als je, man lasse sich nicht täuschen! Nur so malerisch und grob sichtbar sind sie nicht, wie früher.

103.

Da es mehr als je individuelle Maassstäbe giebt, so ist wohl auch die Ungerechtigkeit grösser als je. — Der historische Sinn eine moralische Gegenkraft. Das Wehethun durch Urtheile ist jetzt die grösste Bestialität, die noch existirt. Es giebt keine allgemeine Moral mehr, wenigstens wird sie immer schwächer, ebenso der Glaube daran unter den Denkern.

104.

Es giebt genug Menschen, welche ohne Moral leben, weil sie dieselbe nicht mehr nöthig haben (wie solche, die ohne Arzt, Medicin, peinliche Proceduren leben, weil sie gesund sind und entsprechende Gewohnheiten haben).

Moralisch bewusst leben — setzt Fehlerhaftigkeit voraus und deren Druck und Folgen, das heisst wir haben unsere Existenzbedingungen noch nicht gefunden und suchen sie noch.

Für das Individuum, so weit es kein Denker ist, hat Moral ein begrenztes Interesse: so lange es ihm nicht wohl, nicht regelmässig zu Muthe ist, denkt er nach über die Ursachen und sucht moralische, da andere ihm als Schlechtgelehrten unbekannt sind. Die Fehler seiner Constitution, seines Charakters in die Moralität schieben, an seiner Krankheit schuld sein wollen — ist moralisch!

105.

Da die moralischen Urtheile und Gefühle sehr viel Elend gebracht haben, namentlich die Gewissensbisse, so ist zu fragen: ist dies durch ein grösseres Gut aufgewogen? „Die Menschheit existirt durch sie.“ Zweifelhaft: die thierischen Gattungen existiren ohne sie. Viele Stämme haben gegen ihre Nachbarn wegen der moralischen Unterschiede solche Vernichtungswuth

106.

Hat die Moral den Menschen wirklich mehr Glück oder Unglück gegeben? Und selbst, wenn man an Stelle von Glück „mehr Schmerzlosigkeit und geringere Schmerzen“ setzt, kann man noch zweifelhaft bleiben; sie ist das Erzeugniss jener Zeiten, wo dem Anderen mit

That und Urtheil wehe zu thun, eine viel grössere Befriedigung brachte, als ihm eben damit wohl zu thun: die Zeit, wo man an böse Gottheiten glaubte. Die Freude an dem Wehethun durch moralische Urtheile stärkte immer den Hang zu schädlichen und grausamen Handlungen und wurde so selber die Veranlassung grösseren Wehes, als das moralische Urtheil zu thun vermag.

107.

Inwiefern hat die Moral schädlich gewirkt? Insofern sie den Körper verachtete, im Ascetismus der Pflicht, des Muthes, des Fleisses, der Treue u. s. w., namentlich in jenem mit Religion verquickten Canon, dass Sich-Freuden-bereiten der Gottheit unangenehm, Sich-Leiden-bereiten ihr angenehm sei. Man lehrte zu leiden, man rieth ab sich zu freuen — in allen Moralen (die des Epicur ausgenommen); das heisst: die Moral war bisher ein Mittel, die physiologische Grundlage des Menschen in ihrer Entwickelung zu stören; an der Schwäche der Moral lag es, dass sie diese Grundlage nicht zerstört hat; sie war ein furchtbarer Würfel im grossen Würfelspiel. — Wir müssen das Gewissen verlernen, wie wir es gelernt haben. — Im Ganzen war die grosse erhaltende Kraft, welche gegen die Moral das Übergewicht behauptete, das, was sie das „Böse“ nannten, das Streben des Individuums, sich ohne Rücksicht auf Lehren selbst zu behaupten, sich wohl zu fühlen, sein Vergnügen zu suchen, die näheren Bedürfnisse den entfernteren unterzuordnen, während die Moral diese nicht nur als höhere und niedere Bedürfnisse unterscheidet, sondern die ersteren verachten und oft verdammen lehrt (die sogenannten sinnlichen Freuden).

3. Physische und psychische Factoren als Grundlagen der Moral.

108.

Die sämmtlichen moralischen Qualitäten bei jedem Menschen in verschiedenen Verhältnissen: es sind Namen für unbekannte constitutive Verhältnisse der physischen Factoren.

109.

Alle Triebe ursprünglich relativ zweckmässig in ihrer Wirkung („gut" und „böse"). Moral entsteht, a) wenn ein Trieb über andere dominirt, zum Beispiel Furcht vor einem Gewaltigen oder Trieb zum geselligen Leben. Da müssen schwächere Triebe gespürt, aber nicht befriedigt werden. Die Antworten auf das hier entstehende Warum? sind so roh und falsch wie möglich, aber sie sind Anfang moralischer Urtheile, einen Werthunterschied der Handlungen zwischen nöthig, zulässig, unzulässig festsetzend. Einen Trieb haben und vor seiner Befriedigung Abscheu empfinden ist das „sittliche" Phänomen. Oder zum Beispiel die Liebe zu den Jungen, zum Eigenthum, derentwegen man selber hungert, sich Gefahren aussetzt. Junge und Eigenthum sind etwas so Angenehmes: aber wenn man Gründe wollte, so genügte dies nicht zu sagen: „sie sind angenehm", — die Vernunft der Moral ist das Bemühen, die Instincte zu übersehen und uns den Schein zu geben, als ob wir nach Zwecken handelten, also unser Bestes wollten. Thatsächlich ist das Angenehme meistens unser Bestes, aber dies Beste vermochte man nicht zu erfassen, dazu hatte man die Kenntnisse der Natur und des Menschen nicht. Man construirte

ein Bestes nach seiner Annahme über Natur und Mensch. Dazu gehört zum Beispiel das Heil der Seele. Oder die Ehre. Oder die Gebote eines Gottes. Der Mensch affectirt, überall nach Zwecken zu handeln — diese grosse Komödie geht durch, er thut „verantwortlich". Aber zu den Motiven der Instincte kommen die Zweckbegriffe hinzu und hinterdrein und treffen fast nie den bewegenden Punkt. Die menschliche Maschine würde fast stille stehen, falls sie einmal nur von den vermeintlichen Motiven geleitet werden sollte. Auch jetzt noch ist die Täuschung sehr gross.

110.

Der Intellect ist das Werkzeug unserer Triebe und nichts mehr, er wird nie frei. Er schärft sich im Kampf der verschiedenen Triebe, und verfeinert die Thätigkeit jedes einzelnen Triebes dadurch. In unserer grössten Gerechtigkeit und Redlichkeit ist der Wille nach Macht, nach Unfehlbarkeit unserer Person: Scepsis ist nur in Hinsicht auf alle Autorität, wir wollen nicht düpirt sein, auch nicht von unseren Trieben! Aber was eigentlich will denn da nicht? Ein Trieb gewiss!

111.

Es ist nicht möglich, ausser der Moral zu leben: aber für den Erkennenden ist die Moral unmöglich, Moral als ein Regulativ im Verhalten der Triebe zu einander. Aber woher soll das kommen! Es kann zuletzt doch nur von einem Triebe inspirirt sein, der die Oberhand hat! Und wer kann dies entdecken! (Stolz u. s. w.) Aus der erkannten Natur können wir keinen Antrieb nehmen.

112.

Wenn wir nicht mehr moralisch loben und tadeln wollen, so werden die Triebe nicht weiter entwickelt?

113.

Unsere moralischen Triebe drängen den Intellect, sie zu vertheidigen und absolut zu nehmen, oder sie neu zu begründen. Unsere Selbsterhaltungstriebe treiben den Intellect, die Moral als relativ oder nichtig zu beweisen. Es ist ein Kampf der Triebe — im Intellect abgespielt. Der Trieb der Redlichkeit tritt dazwischen, — nebst den Trieben nach Aufopferung, Stolz, Verachtung: ich.

114.

In Bezug auf den stärksten Trieb, der zuletzt unsere Moralität regulirt, müssen wir die Frage: warum? lassen.

115.

Die bösen Triebe sind durchaus nicht unangenehm, sondern böse und gute sind angenehm. Sie werden unangenehm nur: erstens durch das Übermaass und zweitens in ihrem Gehemmtsein durch andere Triebe. Beherrscht uns zum Beispiel die Meinung von der Schändlichkeit der Wollust oder die von den bösen Folgen im Jenseits, so wird dem Triebe etwas Unangenehmes beigemischt, ja er kann wie etwas rein Ekelhaftes empfunden werden. Ebenso kann der Hang zum Mitleid als erbärmliche Schwäche und als unangenehm empfunden werden. Das Denken, maasslos, wirkt als Schmerz, selbst beim Enthusiasten des Denkens. Das Übermaass ist eine erzwungene Äusserung des Triebes, das heisst die

Hemmung des vergehenwollenden (müden) Triebes, — also auch Hemmung der Entwickelung. Alle Entwickelung lustvoll.

116.

Man wird von seinen Meinungen über die Leidenschaften mehr gequält, als von den Leidenschaften selber. — Wo die Menschen nicht den Zweck eines Triebes als nothwendig zur Erhaltung mit Händen greifen, wie beim Koth- und Urinlassen, Nahrungnehmen u. s. w., da glauben sie ihn als überflüssig beseitigen zu können, zum Beispiel den Trieb zu neiden, zu hassen, zu fürchten. Und das Nicht-loswerden-können betrachten sie als ein Unrecht, mindestens Unglück: während man so bei Hunger und Durst nicht denkt. Er soll uns nicht beherrschen, aber wir wollen ihn als nothwendig begreifen und seine Kraft zu unserem Nutzen beherrschen. Dazu ist nöthig, dass wir ihn nicht in seiner ganzen, vollen Kraft erhalten, wie einen Bach, der Mühlen treiben soll. Wer ihn nicht ganz kennt, über den fällt er her, wie nach der Winterzeit ein Gebirgsbach zerstörend herunterkommt.

117.

Nothwendigkeit, eine wachsende, füllende Erregung durch eine ausleerende Erregung (Wuth auslassen, Rachegedanken u. s. w.) auszulösen. Beispiel: der Kopfkranke, der ein lautes Fest in der Nähe hat und endlich, weil der Schmerz zu gross ist, seine Gedanken auf einen Feind richtet und ihm im Geiste wehe thut: oder auch mit Fäusten sich selber schlägt. Hier ist etwas Unmoralisches das physisch gebotene Heilmittel gegen Wahnsinn: ein Beispiel, wie die unmoralischen

Handlungen den Werth von Gesundheitsfactoren haben.

118.

Das vollkommene Wissen hätte den Begriff „Freiheit“ nicht entstehen lassen und so die moralische Abschätzung der Thaten verhindert. Wenn es keine unmoralischen Thaten gäbe, so gäbe es keine Moral.

119.

Was ist denn nun der wirkliche Unterschied des Guten und Schlechten in Bezug auf ihre gemeinsamen Triebe? Der Schlechte fühlt sein Urtheil über gut und böse als dasselbe wie das seiner Umgebung und thut das Böse, indem er Scham vor dem Urtheil anderer und vor sich selber hat — Widerspruch im Wissen und Thun. Oder er stellt sich gut, um diese Vortheile zu haben und im Geheimen die Vortheile des Bösen. — Dies ist alles nichts! Was macht sein Nervensystem anders, dass er diesen Widerspruch erträgt oder aufsucht?

120.

Die Unterscheidung von höher und niedriger in Bezug auf den Körper und die Organe ist nicht die Unterscheidung der Wissenschaft! Sondern je weniger wir etwas von der Thätigkeit eines Organs sehen, um so höher stellen wir es. Oder riechen! Oder fühlen! Der Ekel entscheidet über hoch und niedrig! Nicht der Werth! Hier ist ein Anfang der moralischen Unterscheidungen gefunden!

121.

Vereiterung, Gährung und Ausscheidung — ekelhaft und abstossend — die Empfindungen haben durch eine Symbolik auch Menschen und Handlungen erregt. So entstand der Begriff „niedrig", das heisst ekelhaft — moralischer Grundstock!

Dann wird das Leichte verachtet — wiederum ein Anlass, höher und niedriger zu unterscheiden! Das Starke und das Schwache sodann — das Plötzliche und das Alltägliche u. s. w. Das Thierische u. s. w. Bei allen diesen Unterscheidungen der Empfindung in Bezug auf Handlungen ist die wirkliche Relevanz auf Erhaltung des Lebens, die strenge Causalität ganz ausser Acht geblieben: also die wirkliche Bedeutung einer Handlung! Sondern nach nebensächlichen Gesichtspunkten („angenehm" in verschiedenen Arten) —

122.

Da seit uralters moralische Urtheile gefällt worden sind (als Irrthümer über Handlungen), so haben sich daraus jedenfalls moralische Empfindungen, Neigungen, Abneigungen gebildet. Also diese sind wirklich. Aber wie verhalten sie sich zu der Wirklichkeit der Handlungen, über welche die moralischen Urtheile irrthümlich gefällt werden? — Die Handlungen, über welche bei den Menschen zuerst moralische Urtheile gebildet wurden, sind die, welche sich alle bei den Thieren finden: deren Motive somit nicht erst zu schaffen waren. Man wähnte, diese Handlungen zu verstehen, moralische Urtheile sind „Erklärungen der-

selben nach Zwecken", ein Ansatz der Wissenschaft. Indem man sie benannte (bös, gut, gerecht u. s. w.), zweifelte man nicht, sie durch und durch zu verstehen. Socrates gerieth erst in das Misstrauen, ob er sie verstünde. Aber er zweifelte nicht, dass den Worten gut, bös u. s. w. etwas Wesentliches entspräche!

123.

Wir glauben alle, in der Empfindung des Neides, Hasses u. s. w. zu wissen, was Neid, Hass u. s. w. ist — ein Irrthum! Ebenso im Denken: wir glauben zu wissen, was Denken ist. Aber wir erleben einige Symptome einer uns wesentlich unbekannten Krankheit und meinen, hierin eben bestehe die Krankheit. Alle moralischen Zustände bemessen und nennen wir nach dem, was wir dabei bewusst empfinden — und auch dies nicht fein, sondern ganz grob. — Nun haben wir gelernt, dass wir das Wollen nach Zwecken fundamental missverstehen. Es ist also auch möglich, dass wir alle moralischen Affecte missverstehen, dass wir die Symptome schon falsch auslegen, nämlich nach den Vorurtheilen der Gesellschaft, welche ihren Nutzen und Schaden im Auge hat.

124.

Die moralischen Urtheile sind Mittel, unsere Affecte auf eine intellectuellere Weise zu entladen, als dies durch Gebärden und Handlungen geschieht. Das Schimpfwort ist besser als ein Faustschlag oder ein Anspeien; die Schmeichelei (Lob) besser als ein Streicheln oder Lecken (Kuss); der Fluch übergiebt einem Gotte oder Geiste die Rache, die das Thier selbst gegen seinen Feind ausübt.

Vermöge der moralischen Urtheile wird es dem Menschen leichter zu Muthe, sein Affect wird entladen. Schon der Gebrauch von Formen der Vernunft bringt eine gewisse Nerven- und Muskelbeschwichtigung mit sich. Das moralische Urtheil entsteht in jenen Zeiten, wo die Affecte als lästig und die Gebärden als eine zu grobe Erleichterung empfunden werden.

125.

Die moralische Beurtheilung der Menschen und Dinge ist ein Trostmittel der Leidenden, Unterdrückten, innerlich Gequälten: eine Art Rachenehmen.

126.

Den moralischen und den religiösen Urtheilen ist gemeinsam: erstens der Glaube, die Erkenntniss der menschlichen Natur und des menschlichen Inneren zu besitzen; zweitens: beide leugnen es, nur einen localen und relativen Werth zu haben; wo sie auch nur erscheinen, so benehmen sie sich als absolute, allzeitlich gültige Urtheile; drittens: beide glauben an Zugänge zur Erkenntniss, welche verschieden von denen sind, die die Wissenschaft kennt; viertens: beide imaginiren Wesen, die nicht existiren, die religiösen Urtheile Götter, die moralischen Urtheile gute und böse Menschen und dergleichen; fünftens: beide hassen die Untersuchung und sprechen von Schamlosigkeit und Schlimmerem, wenn man sie nackt sehen will; sechstens: sie sind einander selber gemeinsam, sie haben sich mit einander verbunden, um sich zu stützen, und trennt man sie, so doch nie vollständig: die einen leben in den anderen weiter.

127.

Wenn das Gute an sich gut wäre, so wäre es eine Beschränkung von Gottes Allmacht: er schafft alles, dies gebietet und jenes verbietet er dem Geschaffenen, die Kraft zu beiden hat er ihm gegeben. Wäre es an sich gut und böse, so hätte Gottes Gebot und Verbot keine Nothwendigkeit. Wäre das An-sich zu erkennen, so brauchte der Mensch Gott und Priester nicht. Folglich decretiren diese: die Moral ist nur von Gottes Befehl aus, nicht aus Nutzen und Nachtheil der Handlungen zu begreifen. Sie wehren diesen Standpunkt der Kritik der Handlungen ab.

128.

Vorschriften, wie gehandelt werden soll, sind um so indiscutabler, je mehr die Einsicht der Handelnden unter der des Vorschreibenden steht. Da ausser ihm niemand genau weiss, welche Folgen er von den Handlungen erwartet, so sind auch jene Folgen, welche sich thatsächlich aus den Vorschriften ergeben, indiscutabel. So stellt sich der religiöse Mensch zu Gottes Gebot, der moralische Mensch zum Sittengesetz — eine Erbschaft aus Zeiten, in denen es einen Häuptling und blind gehorchende Anhänger gab, welche in ihm ihre Vernunft sahen und ohne ihn keine hatten.

4. Die Sitte

129.

Das allgemeine Gebot aller Sitten und Moralen heisst: denke nach und fürchte dich, beherrsche dich, verstelle dich.

130.

Ein Mädchen, das ihre Jungfernschaft hingiebt, ohne dass der Mann feierlich vorher vor Zeugen geschworen hat, das ganze Leben nicht mehr von ihr zu lassen, gilt nicht nur für unklug: man nennt sie unsittlich. Sie folgte nicht der Sitte, sie war nicht nur unklug, sondern auch ungehorsam, denn sie wusste, was die Sitte gebietet. Wo die Sitte nicht so gebietet, wird das Betragen eines Mädchens in jenem Falle auch nicht als unsittlich bezeichnet; ja es giebt Gegenden, wo es sittlich genannt wird, seine Jungfernschaft vor der Ehe zu verlieren. — Also den Ungehorsam trifft der Kern des Vorwurfs: dieser ist unsittlich. Ist dies genug? Ein solches Mädchen gilt als verächtlich — aber welche Art des Ungehorsams ist es, die man verachtet? (Die Unklugheit verachtet man nicht). Man sagt von ihr: sie konnte sich nicht beherrschen, deshalb war sie ungehorsam gegen die Sitte; man verachtet also die Blindheit der Begierde, das Thier im Mädchen. Insofern sagt man auch: sie ist unkeusch — denn damit kann ja nicht gesagt sein, dass sie das thut, was die ehelich angetraute Gattin auch thut, und welche man deshalb doch nicht unkeusch nennt. — Die Sitte fordert demnach, dass die Unlust des unbefriedigten Bedürfnisses ertragen werde, dass die Begierde warten könne. Unsittlich heisst also hier, eine Unlust trotz des Gedankens an die vorschriftengebende Macht nicht ertragen können. Es soll ein Gefühl durch einen Gedanken niedergerungen werden, genauer: durch den Gedanken der Furcht (sei dies die Furcht vor der heiligen Sitte oder vor der Strafe und Schande, welche die Sitte androht). An sich ist es nun keineswegs schimpflich, sondern natürlich und billig,

dass ein Bedürfniss sofort befriedigt werde. Somit liegt das eigentlich Verächtliche in jenem Mädchen in der Schwäche ihrer Furcht. Sittlich sein heisst in hohem Grade der Furcht zugänglich sein. Furcht ist die Macht, von welcher das Gemeinwesen erhalten wird. — Erwägt man andererseits, dass jedes ursprüngliche Gemeinwesen in anderen Stücken auf's Höchste gerade die Furchtlosigkeit seiner Mitglieder nöthig hat, so ergiebt sich, dass, was im Falle des Sittlichen schlechterdings gefürchtet werden soll, im höchsten Grade furchtgebietend sein muss. Deshalb hat sich die Sitte überall als göttlichen Willen eingeführt und sich unter die Furchtbarkeit von Göttern und dämonischen Strafmitteln zurückgezogen: so dass unsittlich sein bedeutete: das unbegrenzt Furchtbare nicht fürchten. — Von einem, der die Götter leugnete, war man alles gewärtig; es war dadurch der fürchterlichste Mensch, den kein Gemeinwesen ertragen konnte, weil er die Wurzeln der Furcht ausriss, auf denen das Gemeinwesen gewachsen war. Man nahm an, dass in einem solchen Menschen die Begierde schrankenlos walte: man hielt jeden Menschen ohne diese Furcht für grenzenlos böse. — Nun geht aber völlige Furchtlosigkeit auf einen Mangel an Phantasie zurück; der böse Mensch in diesem Sinne wird immer ein Mensch ohne Phantasie sein. Die Phantasie der Guten war eine Phantasie der Furcht, eine böse Phantasie — eine andere kannte man noch nicht. Die böse Phantasie sollte die böse Begierde niederhalten, das war das alte Sittengesetz; die beständige Herrschaft der Furcht über die Begierde machte den sittlichen Menschen aus. Daraus entsteht als Anzeichen des Sittlichen die Ascetik: ertragen können, warten können, schweigen können, hungern können — das ist zum Beispiel die Moralität der Indianer. — Man

leitete die verhältnissmässige Sicherheit der Gemeinschaft von der Fähigkeit ab, sich oft und stark unangenehme Bilder vor die Seele zu stellen, vermöge deren man sich der sofortigen Befriedigung schmerzhafter Bedürfnisse enthalten konnte. Es sind die Bilder der Strafen und der Schande, und zwar vor allen die unbestimmteren, unheimlicheren Strafen von Göttern und Geistern: während bei den Strafen der weltlichen Gerechtigkeit nicht zuerst an die abschreckende Wirkung gedacht werden darf (zunächst handelt es sich bei ihnen um Bussgelder, vermöge deren ein Schaden wieder gut gemacht werden soll). Selbst die Aussicht auf die schmerzhaftesten Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, auf Tod mit Martern und dergleichen, thut in wilderen Zeiten lange nicht die Wirkung, wie die Aussicht auf Götter- und Geister-Strafen: man fürchtete damals den Tod viel weniger als heute, und war im Ertragen von Martern geübt und stolz. Um solcher Gründe willen sein Rachegelüst, sein Raubgelüst, seine Wollust in Schranken zu halten, würde man kaum für männlich gehalten haben. Anders ist es, wenn mit Wahnsinn, Furien, Ausschlag, weissen Haaren, mit plötzlichem Altwerden, mit nächtlichen Schrecken gedroht wird: die Drohung solcher Strafen wirkt. Kurz gesagt, die Furcht, auf der damals die Sittlichkeit ruhte, war die abergläubische Furcht: unsittlich sein hiess ohne abergläubische Furcht sein. — Je friedlicher der Zustand eines Gemeinwesens ist, je feiger seine Bürger werden, je weniger sie an das Ertragen von Schmerzen gewöhnt sind, um so mehr werden die weltlichen Strafen als Abschreckungsmittel schon genügen, um so schneller erweisen sich die religiösen Drohungen als überflüssig. Der Friede also verdrängt die Religion, die unbestimmten Angstmittel der Phantasie werden nicht mehr nöthig,

denn die Ängstlichkeit vor den bekannten Strafen des Staates und der bürgerlichen Achtung ist schon gross genug. In hoch cultivirten Völkern dürften endlich selbst die Strafen höchst überflüssige Schreckmittel werden; schon die Furcht vor Schande, das Erzittern der Eitelkeit ist so beständig wirksam, dass daraufhin die unsittlichen Handlungen unterbleiben. — Die Verfeinerung der Sittlichkeit nimmt mit der Verfeinerung der Furchtsamkeit zu. Jetzt ist die Furcht vor unangenehmen Empfindungen anderer Menschen fast die stärkste unserer unangenehmen Empfindungen. Man möchte gar zu gern so leben, dass man nichts mehr thue, als was anderen angenehme Empfindungen macht, und selber an nichts mehr Vergnügen habe, bei dem nicht diese Bedingung mit erfüllt wird.

131.

Der Mensch, erstaunlich furchtsam, versucht nur nothgedrungen etwas Neues. Gelingt es, so wiederholt er es, bis es eine Sitte wird, und spricht es heilig.

132.

Das Regelmässige in der Natur, das ist das Berechenbare, dem kann man sich fügen, so dass es unschädlich oder gar nützlich verläuft: so hat man überall, wo Regel waltet, an gute, wohlthätige Mächte geglaubt (durch eine Verwechselung). Das Böse, das ist das Unberechenbare, zum Beispiel der Blitz. Der Mensch ist berechenbar auf Grund der Moral, insofern gut, das fremde Volk unberechenbar, also böse; fremde Sitten werden als böse betrachtet. Die Übertragung dessen, was uns gut ist, auf das Object, das nun gut genannt wird. —

133.

Was wir erwarten, das nennen wir recht und billig; was uns verwundert, was uns wunderbar vorkommt, das loben oder tadeln wir. Die erste Empfindung der Verwunderung ist die Furcht: Lob und Tadel ist ein Product der Furcht. Dagegen lässt das Rechte und Billige uns zufrieden, ist für die Empfindung neutral und entspricht der Gesundheit. — Das, was jeder von sich und anderen erwartet, in jeder Lage, also das Gewöhnliche einer ganzen Cultur, ist aber für eine andere Cultur nicht das Gewöhnliche und erregt deren Verwunderung, erweckt Lob und Tadel, und wird also jedenfalls zu stark empfunden. Die Culturen verstehen das, was zur Gesundheit der anderen gehört, nicht. Das Erwartete, das Gewöhnliche, das Gesunde, das für die Empfindung Neutrale macht den grössten Theil dessen aus, was eine Cultur ihre Sittlichkeit nennt.

134.

Alle halten das für moralisch, was ihren Stand aufrecht erhält, die Mutter, was ihr Ansehen mehrt, der Politiker, was seiner Partei nützt, der Künstler, was seinem Kunstwerke zur Verewigung verhilft: und der Grad von Geist und Kenntnissen entscheidet, wie weit einer dies Interesse treibt, ob er die Reform der ganzen Welt, ja selbst den Untergang derselben für das sittliche Ziel erklärt, damit er so dem Interesse seines Standes u. s. w. am höchsten nütze. Der Fürst, der Adlige haben eine Moral mit dem Volksmann, aber ihre Mittel nennen sie gegenseitig unsittlich. „Die Sittlichkeit ist immer bei uns zu Hause“; es fragt sich, wie weit wir dies „bei uns“ ausdehnen.

135.

Der Werth einer Sache wird gesteigert, wenn die Verehrung sich anhäuft, das heisst, wenn man den Nutzen einer Sache für das Individuum aus dem Auge verliert und in's Auge fasst, wie vielen Individuen sie schon genützt hat (oder zu haben scheint). Man traut ihr jetzt mehr Kräfte zu. —

136.

Die Handlungen der Gewohnheit hat man nur in Hinsicht auf ihren gemeinen Nutzen sittlich, also mit dem höchsten menschlichen Prädicat nennen können — in sich sind sie sehr arm und fast „unter-thierisch."

137.

Die moralischen Vorstellungen sind Genussmittel und Würzen, um derentwillen wir die nöthigen Handlungen leichter thun; ohne sie wären uns diese Handlungen widerlich oder langweilig.

5. Ethische Gesetze und Ideale.

a) Kritik absoluter Gesetze; der kategorische Imperativ, die Pflicht.

138.

Moralisch sein, das heisst ein Ziel setzen und daraus alle unsere Handlungen logisch deduciren. Aber unsere Natur hat weder dies Ziel, noch hat sie diese selbe Logik! Deshalb läuft die Moral darauf hinaus, uns über die Natur zu täuschen, das heisst uns von ihr führen zu lassen und uns etwas dabei vorzureden, als ob wir sie führten.

139.

Ist denn kein Ausweg! Nirgends ein Gesetz, welches wir nicht nur erkennen, sondern auch über uns erkennen!

140.

Wenn wir uns von der unlösbaren Aufgabe der sittlichen Autonomie und der unhaltbaren Aufgabe der Sittlichkeit als allgemeinem Gesetze voll Ekel wegwenden, zur Erkenntniss der Natur: sofort empfängt uns das Problem der Pflicht wieder: unsere Stellung zu den Dingen ist eine moralische, wenn wir sie wirklich erkennen wollen: also eine unhaltbare auf die Dauer! Aber wir können uns lange Zeit darüber täuschen. Wir werden instinctiv uns von den höchsten Problemen abwenden, und uns dort aufhalten, wo die Täuschung einer morallosen Erkenntniss leicht ist (wir verwenden hier eine uns natürlich gewordene Moralität, als ob diese etwas Natürliches und Aussermoralisches wäre!).

141.

Die Entstehung des kategorischen Imperativs ist nichts Erhebliches. Gewiss wollen die Meisten einen unbedingten Befehl, ein unbedingtes Gebot lieber als etwas Bedingtes: das Unbedingte erlaubt ihnen, den Intellect aus dem Spiele zu lassen, und ist ihrer Faulheit gemässer; häufig entspricht es auch einem gewissen Hange zur Hartnäckigkeit und gefällt den Personen, welche sich ihres Charakters rühmen. Überhaupt gehört es in den Bereich des blinden, militärischen Gehorsams, zu welchem die Menschen durch ihre Fürsten gezüchtet

worden sind: sie glauben, dass es mehr Ordnung und Sicherheit giebt, wenn der Eine absolut herrscht, der Andere absolut gehorcht. So will man auch, dass der moralische Imperativ kategorisch sei, weil man meint, dass er so der Moralität am nützlichsten sei. Man will den kategorischen Imperativ: das heisst es soll ein absoluter Herr durch den Willen vieler geschaffen werden, welche sich vor sich und vor einander fürchten: er soll eine moralische Dictatur ausüben. Hätte man jene Furcht nicht, so hätte man keinen solchen Herrn nöthig.

142.

„Pflicht" heisst: ein Ziel wollen, nicht um eines anderen willen, sondern um seiner selbst willen: also ein absolutes Ziel. Der kategorische Imperativ, ein Befehl ohne Bedingungen. Darauf gründete Kant eine Metaphysik: denn giebt es ein Ziel ohne Bedingung, so kann dies nur das Vollkommene oder das unendliche Gut sein: gäbe es noch etwas Vollkommeneres, oder ein höheres Gut, so wäre es nicht ein Ziel ohne Bedingung. Also: eine metaphysische Annahme zu machen, wie Kant!

143.

Das Glück der Menschen, welche sich befehlen lassen (zumal Militärs, Beamte): keine völlige Verantwortung in Betreff der Richtung ihrer Thätigkeit, ein Leichtsinn und Harmlosigkeit, Forderung der strengen Pflichterfüllung (welches der schönere Name für Gehorsam ist, dessen Würde). Auch kluge Christen haben diesen Leichtsinn. Die Wissenschaft entlastet ebenso (Unverantwortlichkeit).

144.

Entweder man gehorcht als Sclave und Schwacher, oder man befiehlt mit: letzteres der Ausweg aller stolzen Naturen, welche jede Pflicht sich auslegen als Gesetz, das sie sich und den Anderen auferlegen: ob es gleich von aussen her ihnen auferlegt wird. Dies ist die grosse Vornehmthuerei in der Moralität, — „ich soll, was ich will“ ist die Formel.

145.

Wer seinem höheren Selbst nicht angehört hat, sondern der Gesellschaft dient oder einem Amte oder seiner Familie, der spricht immer von „Pflichterfüllung“ — damit sucht er sich zu beschwichtigen. Namentlich aber fordert er von anderen den Gehorsam gegen die bestehende Ordnung: er rechtfertigt sich, indem er Gewalt vermöge seiner Handlungsart ausübt.

146.

„Arrangire dich so, dass du das grösstmögliche Glück von deinen Eigenschaften hast“ — das ist albern! Denn ohne allen Befehl: genau dies erreicht ein jeder, er mag leben, wie er will — nämlich muss! Dass er Vorschriften und Kenntnisse des Nützlichen erlangt, erwerben will, verlernt, abweist, das alles ist ein nothwendiges Wirken seiner Natur. Die Moral kann nichts thun als Bilder des Menschen aufzustellen wie die Kunst: vielleicht dass sie auf diesen und jenen wirken. Sie kann sie, streng genommen, nicht beweisen. „Höher“ und „tiefer“ — das sind schon Illusionen unter dem Eindruck eines moralischen Musters.

Diese Bilder nämlich wirken als Reize, entzünden einen Trieb und verführen den Intellect, ihm zu dienen. Nun ist unser Intellect schon in einer bestimmten Höhe, ebenso unser Geschmack: also werden wir sehr viele Bilder abweisen, — sie ekeln uns an: in einem gegebenen Augenblicke unserer Kräfte können wir nicht anders als diese Bilder nachahmen. Dieser psychologische Zwang erscheint uns oft als „Pflicht“: das Gefühl der unbedingten Nothwendigkeit, der Ausdruck der Causalität. Das innere „Müssen“. Zum Beispiel in Hinsicht auf das Einmaleins, die Mechanik empfinden wir als Denker Pflicht, ebenso bei A = A: Menschen eines schlechten Intellects fühlen hier den Zwang nicht. Natürlich ist dies subjective Gefühl des Zwanges eben nur subjectiv. Viele Personen haben in nichts ein solch strenges Gefühl. Aber der Ekel, der uns befällt, beim Anblick von Maden, ist ein Zwang: einen solchen Zwang verschönern wir uns mit dem Worte Pflicht, wo wir genau wissen, dass gegenstrebende Zwange da sind.

b) Kritik unerfüllbarer Ideale.

147.

Wir müssen es dahin bringen, das Unmögliche, Unnatürliche, Gänzlich-Phantastische in dem Ideale Gottes, Christi und der christlichen Heiligen mit intellectuellem Ekel zu empfinden. Das Muster soll kein Phantasma sein!

148.

Man muss die Nothstände der Menschheit studiren, aber ihre Meinungen, wie dieselben zu lösen sind, noch mit hineinrechnen! —

Wenn man die Meinungen über die Mittel der Linderung verändert, so verändert man die Bedürfnisse, den „Willen", das „Begehren" der Menschheit. Also: Veränderung der Werthschätzung ist Veränderung des Willens. — Sollte es sich ergeben, dass die Menschheit am meisten an der Unerfüllbarkeit ihres Willens leidet, so ist zu untersuchen, ob der essentielle Schmerz, mit anderen Mitteln gelindert, vielleicht gar nicht zu einem unerfüllbaren Willen es kommen lässt: dass also die Ideale der Menschheit erfüllbar sind und eine andere Werthschätzung über alles Unerfüllbare aufkommen muss.

149.

Man glaubte, wenn man die Eigenschaften eines Dinges verallgemeinerte, auf seine Ursache zu kommen: und die allgemeinste Verallgemeinerung müsste die Ursache aller Dinge sein. So sollte die Vollkommenheit an sich existiren als Wesen, aus dem dann die Tugenden und die tugendhaften Menschen zu erklären seien.

150.

Die Griechen litten am meisten beim Anblick der Hässlichkeit, die Juden bei dem der Sünde, die Franzosen beim Anblick des ungeschickten, geistarmen, brutalen Selbst — deshalb idealisirten sie das Gegentheil, — und dieses Ideal bildete sie selber um. Rache für das Leid — Motiv für die Bildung der Götter und künstlerischen Vorbilder. Der Mangel an berückender Sinnlichkeit macht die deutschen Maler zu Enthusiasten des Sinnlichen. Das Leiden an der Gluth der Leidenschaft hat die Italiäner zu Verehrern des kalten, künstlichen For-

malismus gemacht: und zu Verehrern der Jungfrau Maria und des Christus. Schopenhauer idealisirte das Mitleiden und die Keuschheit, weil er am meisten von dem Gegentheil litt. „Der unabhängige Mensch“ ist das Ideal des abhängigsten, impressionabelsten. — Dies sind die unerfüllbaren Ideale, wirklich falsche Phantasmen: ihr Anblick entzückt und demüthigt: dieser Zwitterzustand ist bezeichnend für die Menschen des unerfüllten Ideals. Es ist ihr Höhepunkt: sie ruhen dann über ihrem Wesen, mit einem verächtlichen Blick nach unten.

c) Kritik allgemeingültiger Ideale.

151.

Sittlich leben und sich's dabei sauer werden lassen mag gut sein, aber wenn daraus immer, wie es scheint, die Forderung entsteht, dass das Leben durchaus einen ethischen letzten Sinn haben müsse, so müsste man es sich verbitten; denn es wäre dann die Quelle der grössten Unverschämtheit.

152.

Vertrauen wir den Trieben, sie werden schon wieder Ideale schaffen! wie es die Liebe immerfort thut. Und dann: von Zeit zu Zeit durch Stolz einen Trieb unterdrücken — sofort bekommen alle anderen eine neue Färbung. Das Spiel kann lange fortgesetzt werden, wie Sonnenschein und Nacht.

153.

Das Glück wird auf entgegengesetzten Wegen erreicht, daher lässt sich keine Ethik bestimmen (gegen Spencer).

154.

Es giebt so viel Arten angenehmer Empfindung, dass ich verzweifle, das höchste Gut zu bestimmen. Neulich schien es mir das Schweben und Fliegen.

155.

Zu wissen, „das ist gesund, das erhält am Leben, das schädigt die Nachkommen“ — ist durchaus noch kein Regulativ der Moral! Warum leben? Warum durchaus froh leben? Warum Nachkommen? — Gesetzt, es wäre dies alles angenehmer als das Gegentheil, sterben, krank sein, ohne Nachkommen isolirt sein: so wäre vielleicht irgend etwas angenehmer als diese Annehmlichkeiten, zum Beispiel das Gefühl seiner Ehre oder eine Erkenntniss oder eine Wollust, deretwegen wir das Sterben oder die Krankheit oder die Einsamkeit wählen müssten. Warum die Gattung erhalten? Man verweist uns an die Triebe: aber es giebt weder einen Trieb der Selbsterhaltung, noch einen Trieb der Gattungs-Erhaltung. Das Nichtsein könnte uns werthvoller scheinen als das Sein: dann hat die physiologische Ethik nichts zu sagen. Oder wir uns selber als der Staat, die Gesellschaft, die Menschheit. Was bestimmt denn das Wertherscheinen? Ein Trieb. Die Moral kann nur befehlen — das heisst durch Furchterregung sich durchsetzen (also mit Hülfe eines Triebes), oder sie kann mit Hülfe eines andern Triebes sich legitimiren — sie setzt immer schon ihre unmittelbare Bewiesenheit und überzeugende Kraft voraus, sie kommt, wenn der Trieb und die Werthschätzung bestimmter Art schon da ist. Dies gilt von allen Ethiken. Auch ein Trieb,

individuell zu leben, ist da: ich denke in seinen Diensten. Andere, die ihn nicht haben, werden zu nichts von mir verpflichtet werden können. „Pflicht“ ist der Gedanke, durch den ein Trieb sich souverän über die anderen Triebe stellt — immer mit Benebelung des Verstandes! Mit einem bestochenen Diener!

156.

Man denke ja nicht, dass etwa Gesundheit ein festes Ziel sei: wie hat das Christenthum die Krankheit vorgezogen und mit guten Gründen! Gesund ist fast ein Begriff wie „schön“, „gut“ — höchst wandelbar! Denn das Sich-wohl-fühlen tritt in Folge langer Gewohnheit bei entgegengesetzten Zuständen des Leibes ein!

d) Das altruistische Ideal. Mitleid.

157.

Das allgemeine Glück oder die allgemeine Nächstenliebe sind Resultate, welche vielleicht durch fortwährendes Wachsen der Moralität erreicht werden können (vielleicht auch nicht). Nichts von den menschlichen Errungenschaften wieder fahren lassen und immer die jeweilige Höhe der Menschheit festhalten, das ist vielleicht eine Folge der allgemeinen Moralität (eine Begleit-Erscheinung). Aber das, was die Menschen zu moralischen Handlungen treibt, jetzt treibt, sind nicht jene Resultate, noch weniger diese Folgen, auch etwas anderes als das, was ursprünglich die Anerkennung moralischer Prädicate erzeugt hat. Der Ursprung der Moralität kann nicht im Moralischen liegen. Man hat also nicht zu verwechseln: erstens Resultate der Moral, zweitens Folgen der

Moral, drittens Motive moralischer Handlungen, viertens Motive der Entstehung moralischer Begriffe. Und doch soll in den bisherigen Moralen ein Ding, das „Princip“ für so verschiedene Dienste genügen!

158.

Wenn das allgemeine Glück das Ziel jeder einzelnen Handlung sein sollte, so müsste der Einzelne darauf verzichten, in seinem Leben eine einzige Handlung wirklich zu thun: die Überlegung, ob sein Vorhaben wirklich dem höchsten Wohle aller gegenwärtigen und zukünftigen Menschen entsprechen werde, würde sein ganzes Leben verzehren. Das Christenthum bezeichnete den Nächsten als den Zielpunkt unserer Handlungen und überliess es Gott, zu bestimmen, wer unsere Nächsten werden sollten. Wem dieser religiöse Ausweg nicht offen steht, müsste doch sagen: ich will mir in Bezug auf die Handlungen, die ich thue, doch nicht jeden beliebigen Nächsten als Object gefallen lassen, sondern die suchen, zu denen meine Handlungen am meisten passen, denen sie wirklich nützen können. Dazu freilich müsste man seinen Nächsten so gut wie sich kennen lernen, und das könnte wieder das ganze Leben verzehren.

159.

Es wäre eine Zeit zu denken, wo die Menschheit, um die Gattung zu erhalten — und das soll ja eine Pflicht sein! — alle Arten höheren Lebens von sich werfen müsste, und sich auf immer niedrigere beschränken, weil jene zu kostspielig und unfruchtbar machend ausfallen: wie ein alter Mann seinen besten Thätigkeiten entsagen muss, um zu leben. Aber wie! ist denn Leben

eine Pflicht! Unsinn! ihr Physiologen! Die Menschen sind so erbärmlich geworden, dass auch die Philosophen gar nicht die tiefe Verachtung merken, mit der das Alterthum und das Mittelalter diesen „selbstverständlichen Werth der Werthe, das Leben“ behandeln.

160.

Das Princip „das Wohl der Mehrzahl geht über das Wohl der Einzelnen“ genügt, um die Menschheit alle Schritte bis zur niedersten Thierheit zurück machen zu lassen. Denn das Umgekehrte („die Einzelnen mehr werth als die Masse“) hat sie erhoben.

161.

Das Leben für die Zukunft — das ist eine Folge der Moral, bei der das ganze Leben, das heisst die Summe aller gegenwärtigen Momente, eine Thorheit und Jagd und Unannehmlichkeit wird. Das Leben für die Anderen — eine Folge der Moral, bei der die Anderen willkürlich gemaassregelt werden und der Mensch selber allen seinen Verstandes- und Herzensschwächen um seines guten Zieles willen ohne Bedenken nachhängt.

162.

Wie das Leben für andere entsteht! Bei einem Diener, der zuerst mit Zwang und Strafen an das Interesse seines Herrn denkt; allmählich fällt ihm das eher ein als sein eigenes, weil er gemerkt hat, dass sein Wohl von dem des Herrn und der guten Stimmung desselben abhängt: endlich sieht er darnach, wie der Gärtner nach den Pflanzen, sie sind ihm fortwährend gegenwärtig, ge-

wöhnt, leicht, erleichternd, Grund seiner Freuden und Leiden. So der Stallknecht für sein Pferd, der Gelehrte für sein Thema, der Vater für sein Kind, der Kaufmann für sein Geld. Wir vergessen motivirende Gedanken und leben nach dem eingeübten Gefühle des Angenehmen, Gewöhnten — das soll moralisch sein! Gewiss ist es für alle angenehm, Herren und Diener, und somit wird es sehr gelobt, folglich viel Phantasterei der Gedanken darum gelegt, damit es als etwas Hohes erscheine!

163.

Wenn ich sage: „diesen Menschen mag ich, mit ihm sympathisire ich", so soll das nach Schopenhauer moralisch sein! Und wieder die Antipathie das Unmoralische! — Als ob nicht aus demselben Grunde einer für diesen sympathisch, für den Anderen antipathisch empfände! So wäre der Moralische nothwendigerweise unmoralisch! — Vielmehr hat man Sympathie- und Antipathie-haben nie in's Moralische gerechnet, es ist eine Art Geschmack, — und Schopenhauer will, dass wir den Geschmack für alles, was lebt, hätten? Das müsste ein sehr grober und roher, gefrässiger Geschmack sein, der mit allem zufrieden ist!

164.

Der metaphysische Pessimist, der das Vergnügen und die Sicherheit flieht und dem Unglück und Leiden den höchsten Werth beimisst — nämlich über den Unwerth des Lebens aufzuklären —, wie dürfte er Mitleiden haben, wenn ein Anderer leidet? Er dürfte sich darüber nur freuen, wie er gleichfalls das Mitleiden zurückzuweisen hätte, wenn er in Noth wäre. Anderseits würde er, wenn

er den Anderen in der Freude fände, Leid über ihn empfinden und ihm die Freude zu vergällen suchen, — so sollte Schopenhauer's practische Moral klingen. Das Mitleiden, wie es Schopenhauer schildert, ist, von seinem Standpunkte aus, die eigentliche Perversität, die gründlichste aller möglichen Dummheiten.

165.

Wenn uns die Freude der Anderen wehe thut, zum Beispiel wenn wir uns in tiefer Trauer befinden, so verhindern wir diese Freude, wir verbieten dann zum Beispiel den Kindern das Lachen. Sind wir dagegen froh, so ist uns der Schmerz der Anderen peinlich. Was ist denn Sympathie?

166.

Sympathie für jemand: das heisst ihn nicht fürchten und Freude von ihm erwarten. Und das soll unegoistisch sein!

167.

Das Gefühl der Sympathie könnte aus dem Gegensatz entstanden sein: die Furcht und die Antipathie gegen das Fremde, Andere ist das Natürliche. Nun tritt der Fall ein, wo dies Gefühl schweigt, keine Furcht: wir beginnen dies Ding zu behandeln, wie uns selber.

168.

Wenn die Geschlechter sich suchen und locken, entsteht ein Gegensatz von Antipathie: hier ist die Heimath der Moral als sympathischer Regungen: „mit einander ein Vergnügen haben“ — „nach einander verlangen, nicht um sich zu fressen“. — Die Moralität als sympathisches

Verhalten der Thiere steht im Verhältniss zum Grade ihrer Sinnlichkeit. — Unter Menschen auch? Die Religionen, welche Mitleid und Liebe am höchsten geachtet haben, sind unter sehr sinnlichen Völkern entstanden, was sich schon dadurch beweist, dass sie in Bezug auf Sinnlichkeit das ascetische Ideal aufstellten: ein Beweis, dass sie sich in dieser Hinsicht maasslos und ungebändigt fühlten (Inder und Juden).

169.

Thiere gleicher Art schonen sich vielfach gegenseitig, nicht aus einem wunderbaren Instincte des Mitgefühls, sondern weil sie bei einander gleiche Kraft voraussetzen und sich als unsichere Beute betrachten; sie versuchen es, von Thieren anderer Art zu leben und sich ihrer zu enthalten. Daraus bildet sich die Gewöhnung, von einander abzusehen, und endlich Annäherung und dergleichen. Schon die Absicht, Weibchen oder Männchen an sich zu locken, kann die Thiere bestimmen, in Hinsicht auf ihre Art nicht schrecklich zu erscheinen, sondern harmlos. In ritterlichen Zeitaltern wird der Mann um so artiger und huldvoller gegen alle Frauen, je stolzer und furchtbarer er gegen alle Männer erscheint; nur so lockt er das Weibchen.

170.

Zu verstehen, wie es einem Anderen (oder einem Thiere) zu Muthe ist, ist etwas anderes als mitempfinden: das Wissen des Arztes zum Beispiel und das der Mutter des kranken Kindes. Aber die Voraussetzung?

Es ist durchaus nicht ein Nachbilden dieses bestimmten Leidensgefühls, sondern ein Leiden darüber, dass jemand leidet. Dagegen bezieht sich das Wissen auf die bestimmte Art des Schmerzes. „Seinen Schmerz ihm nachfühlen", weil man ähnliches erlebt hat, ist von der Art des ärztlichen Wissens um den Schmerz — ist nicht das eigentliche Mitleid, das generell mit dem Leide einer Person leidet, nicht mit dem bestimmten Leide. Das Gefühl, jemand leidet, den wir lieben, der in unserer Pflege oder Macht steht, ist ganz persönlich, gewöhnlich mit dem Ärger über unsere Ohnmacht verknüpft (beim Mitleid kann die Fähigkeit, sich die Art des Leidens vorzustellen, sehr gering sein).

171.

Das Nachmachen, das Äffische ist das eigentlich und ältest Menschliche — bis zu dem Maasse, dass wir nur die Speisen essen, die anderen gut schmecken. — Kein Thier ist so sehr Affe als der Mensch. — Vielleicht gehört auch das menschliche Mitleiden hierher, sofern es ein unwillkürliches inneres Nachmachen ist.

172.

Mit dem Almosen unterhält man den Zustand, der als Motiv des Almosens wirkt. Man giebt also nicht aus Mitleiden; denn dieses würde den Zustand nicht unterhalten wollen.

173.

Die Griechen litten nach Aristoteles öfter an einem Übermaass von Mitleid: daher die nothwendige Ent-

ladung durch die Tragödie. Wir sehen, wie verdächtig diese Neigung ihnen vorkam. Sie ist staatsgefährlich, nimmt die nöthige Härte und Straffheit, macht, dass Heroen sich gebärden wie heulende Weiber u. s. w. — In jetziger Zeit will man das Mitleid durch die Tragödie stärken — wohl bekomm's! Aber man merkt nichts davon, dass es da ist, vorher und nachher.

174.

Ein Übel geschehen lassen, das man hindern kann, heisst beinahe es thun. Deshalb retten wir das Kind, das spielend auf den offenen Brunnen zuläuft, nehmen den Stein aus dem Wege, der auf eine glatte Bahn gefallen ist, stellen einen Stuhl zurecht, der umzufallen droht — alles nicht aus Mitleid, sondern weil wir uns hüten, Schaden anzurichten. Daran haben wir uns gewöhnt; was auch die Motive für diese Gewohnheit sein mögen, jetzt handeln wir nach Gewohnheit und nicht mehr nach jenen Motiven.

175.

Dies sind die abnehmenden Grade des Mitleidens: erstens Mitleid mit Eigenem (Kind, Erzeugniss, Besitz, Weib, Diener), zweitens mit dem von uns zum Eigenthum Begehrten, drittens mit uns Ähnlichem, viertens mit uns Bekanntem. Das Merkmal, welches das Mitleid vom Leiden unterscheidet, ist die Erbitterung, dass unserem Eigenthum oder Eigenthum-Ähnlichen etwas zu Leide geschieht. Das Leiden des uns Feindlichen ist angenehm, als Anzeichen vom Schwinden einer Kraft der Feindseligkeit: am Fremden, uns Unähnlichen beinahe angenehm, weil dies uns beinahe feindlich dünkt, wie das Ähnliche

und Bekannte in uns eine Empfindung erweckt, die der Empfindung für das Eigenthum verwandt ist.

176.

Wenn einer gähnt — und das ist doch etwas Unangenehmes — und der Andere mitgähnt, so haben wir ein einfaches Beispiel für das Phänomen des Mitleidens. Sollte aber wirklich dabei das *principium individuationis* durchbrochen sein?

177.

Für Menschen gesagt, die nicht gedacht haben: man überlässt sich dem Mitleid, nicht damit es angenehme Empfindungen errege, (dies wäre nicht wahr, ausser bei ganz einzelnen Menschen), sondern weil es immer angenehme Empfindungen erregt hat: so wie das Thier die Brut liebt u. s. w. Man bejaht es, wenn es bereits da ist.

178.

Wie kommt man darauf, jemanden zu ehren, weil er eines tiefen und mannichfaltigen Mitleids fähig ist und leicht dazu erregt wird? Er muss unglücklicher sein als die Anderen und immer darauf aus, die Anderen zu trösten, aufzuhelfen u. s. w. Also sein Unglücklichsein ist angenehm, erstens weil es eine Wirkung unserer Leiden zeigt, zweitens weil es die Aussicht auf Abhülfe des Leidens, auf Milderung zeigt. Wir ehren ihn, weil er anders ist, als wir erwarten? Aber warum verachten wir ihn nicht? Weil, wenn wir ihn nicht ehrenwerth empfinden, unsere Wirkung auf ihn nichts Lustvolles für uns hat. Es ekelt uns, Eindruck auf erbärmliche Seelen zu machen. Es geht also unsere geheime Neigung dahin,

ihn uns als tüchtigen, guten, achtungswerthen Menschen zu denken. Ausserdem wollen wir nicht von schlechten Gesellen bemitleidet sein; es setzt uns vor uns herab! Also: wann demüthigt das Bemitleidet-werden nicht? Wenn es erhebt! Das thut es, wenn ein hochansehnlicher Mensch (durch Herz, Geist, Stellung u. s. w.) oder ein Gott mit uns empfindet — also wenn eine Gleichsetzung stattfindet, die uns zu Ehren gereicht (wodurch wir uns höher gehoben fühlen!!). Also: wir ehren gern den Mitleidenden, damit wir den Genuss an unserer eigenen Erhebung haben können! oder weil!

179.

Wir gehen hässlichen, schmerzhaften Scenen aus dem Wege, wir wollen nicht mitleiden. Das sind die feineren Naturen. Die gröbere geht allem nach, was aufregt und die Langeweile vertreibt; um jeden Zank, jede Prügelei sammelt sich ein Kreis. — Wo der Trieb zu helfen da ist, da wird das unangenehme Gefühl des Mitleidens überwunden: und weil dabei regelmässig das angenehme Gefühl, seinen Trieb befriedigen zu können, entsteht, meint man selber, das Mitleiden sei angenehm. Das Helfen kann auch nur ein Trösten sein. Der Glaser bei einem Hagel!

e) Das individualistische Ideal.

180.

Wir können dem Nächsten immer nur helfen, indem wir ihn in eine Gattung (Kranke, Gefangene, Bettler, Künstler, Kinder) einordnen und dergestalt erniedrigen; dem Individuum ist nicht zu helfen.

181.

Unsere Nächsten geben im Kreislaufe unserer körperlichen und seelischen Functionen die Gelegenheitsursachen ab, um physiologische Vorgänge, die in uns nöthig sind, zu fördern.

182.

Das Leben für andere: eine unendlich angenehme Erholung für die stark egoistischen Menschen (dazu gehören auch die moralischen Selbstquäler).

183.

Habt ihr euch geübt, an andere zu denken und für sie etwas zu thun, so bleibt, wenn euch unmöglich ist, euer Ziel zu erreichen, sehr viel übrig: nämlich das der Anderen zu fördern. Es ist gut und klug, diese zwei Saiten zum Spielen zu haben. Den Anderen begreifen und auf uns von ihm aus hinzusehen, ist unentbehrlich für den Denker.

184.

Die unangenehmen, an sich leidenden Individuen sollen die Tendenz zum Staate, zur Gesellschaft, zum Altruismus haben! Und die angenehmen, sich trauenden Individuen sollen den entgegengesetzten Trieb von jener Moralität weg, haben!

185.

Zwei Moralen der Individuen: a) man lebt, um völlig dem vorschwebenden Typus in der Gemeinde gleich zu werden („wie sein Vater", Spruch der Spartaner), oder

b) man lebt, um sich unter seines Gleichen auszuzeichnen. Im ersten Falle ist das Verschiedensein vom Typus etwas, was als Mangel empfunden wird, und das Ziel ist schwer. Im zweiten Falle ist die Gleichheit als leicht erreichbar gedacht, sie giebt noch keine Ehre.

186.

Die Moral, die zunächst gar nicht an's Glück des Individuums denkt, vielmehr dasselbe fürchtet und zu dämpfen sucht („Maass" der Griechen) will etwas, das über die Zeit des Individuums hinausreicht, den Verband mehrerer Generationen und zwar vom Standpunkt der Gemeinde; das Individuum ist der Sündenbock für die Collectiva „Staat", „Menschheit" u. s. w. „Nur als Ganzes können wir uns erhalten", das ist die Grundüberzeugung. So denken die alten Männer und die Fürsten, welche ihren Nachkommen die Gemeinde gesichert übergeben wollen. „Tugend" ist hier nicht etwas Auszeichnendes, sondern die verlangte Regel, welche kein Lob erntet (wie in militärischen Organisationen). Individuelle Auszeichnung ist überhaupt erst in Griechenland erfunden worden, in Asien gab es nur Fürsten und Gesetzgeber. Die Moral für Individuen trotz der Gemeinde und deren Satzung beginnt mit Socrates.

187.

Hauptunterschied: den Einen schwebt ein Musterzustand der Dinge ausser ihnen vor, wo diese auf das Angenehmste für sie auf ihnen gleichsam spielen (die Politiker, Socialisten u. s. w.). Den Anderen ein Musterzustand ihrer selber, wo sie auf den äusseren Dingen und

Menschen auf das Angenehmste für sie spielen: letzteres das Ideal der productiven Naturen, ersteres das der lästig Arbeitenden: sie wollen lieber Passiva sein! Die Einen die Herrschsüchtigen und die Anderen die Sclaven. Die Ersteren zweifeln nicht, wenn sie so und so sein werden, dass sie dem Weltinstrument die herrlichsten Töne entlocken werden: und die Letzteren zweifeln nicht, dass, wenn alles fest geordnet und frei vom Individuum (dem Herrscher) gemacht wird, alles vorherzusehen ist und sie lauter angenehme Eindrücke vom Leben haben werden. „Ausdrückliche und eindrückliche Menschen."

188.

Ein System des Lebens, das nur auf Neigungen ruhen soll: Altruismus. Aber da müsste das Schicksal nur mit Accorden auf uns spielen — es hiesse die Unvernünftigkeit des Daseins beseitigen und es zur menschlichen Vernunft machen. Und damit jeder nur Harmonieen hörte, müsste jeder andere ihm gleich sein und keine anderen Bedingungen haben, — so aber würde die Neigung schwach und endlich unnöthig, weil alles schon ohne Erstreben sich anböte.

189.

Wer tiefer Empfindungen fähig ist, muss auch den heftigen Kampf derselben gegen ihre Gegensätze leiden. Man kann, um ganz ruhig und neidlos in sich zu sein, sich eben nur die tiefen Empfindungen abgewöhnen, so dass sie in ihrer Schwäche eben auch nur schwache Gegenkräfte erregen: die, in ihrer sublimirten Dünne, dann wohl überhört werden und dem Menschen den

Eindruck geben, er sei ganz mit sich im Einklange. — Ebenso im socialen Leben: soll alles altruistisch zugehn, so müssen die Gegensätze der Individuen auf ein sublimes Minimum reducirt werden: so dass alle feindseligen Tendenzen und Spannungen, durch welche das Individuum sich als Individuum erhält, kaum mehr wahrgenommen werden können, das heisst: die Individuen müssen auf den blassesten Ton des Individuellen reducirt werden! Also die Gleichheit weitaus vorherrschend! Das ist die Euthanasie, völlig unproductiv! Ebenso wie jene Menschen ohne tiefe Empfindungen, die liebenswürdigen, ruhigen und sogenannten glücklichen, eben auch unproductiv sind! Der Werth der Wissenschaft ist, eine ungeheure Gegenkraft zu sein: vielleicht entzündet sich, im Widerspruch zu ihr, wieder die Unlogik und Phantasterei immer von Neuem! — Vielleicht ist dies nöthig!

190.

Welche Triebe constituiren das Individuum? Bei einem Grade von Dummheit gehen die Individuen an einander zu Grunde. Ebenso bei einem Schwinden der fundamentalen Triebe und Ersetzung derselben durch Altruismus. Bei gewissen Eigenschaften der anderen Individuen muss man den Gegensatz oder Fremdheit fühlen oder sie gar nicht fühlen: oder harmonische Nebenklänge oder grundlegende Bewegungen, an denen unsere Bewegungen erst ein Maass bekommen. Die „Musik der Individuen", die „Contrapunktik". Reizvoll kann sein: das Parallellaufen, das Zulaufen zweier Linien in einen Winkel u. s. w., die Arabeske der Linie, die öfter, wie neckend, die andere gerade Linie berührt und sofort verlässt. Mit Wagner habe ich mich gekreuzt: wir liefen

mit grosser Inbrunst auf einander zu, es gab ein Aufleuchten, und darauf mit der gleichen Schnelligkeit wieder auseinander, immer mehr.

191.

Das Ich ist nicht die Stellung eines Wesens zu mehreren (Triebe, Gedanken u. s. w.), sondern das *ego* ist eine Mehrheit von personenartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als *ego* und nach den anderen wie ein Subject nach einer einflussreichen und bestimmenden Aussenwelt hinsieht. Der Subjectpunkt springt herum, wahrscheinlich empfinden wir die Grade der Kräfte und Triebe wie Nähe und Ferne, und legen uns wie eine Landschaft und Ebene aus, was in Wahrheit eine Vielheit von Quantitätsgraden ist. Das Nächste heisst uns „ich", mehr als das Entferntere, und gewöhnt an die ungenaue Bezeichnung „ich und alles andere" *(tu)*, machen wir instinctiv das Überwiegende momentan zum ganzen *ego* und alle schwächeren Triebe stellen wir perspectivisch ferner und machen daraus ein ganzes „Du" oder „Es". Wir behandeln uns als eine Mehrheit und tragen in diese „socialen Beziehungen" alle die socialen Gewohnheiten, die wir gegen Menschen, Thiere, Gegenden, Dinge haben. Wir verstellen uns, setzen uns in Angst, machen Parteiungen, führen Gerichtsscenen auf, überfallen uns, martern uns, verherrlichen uns, machen aus dem und jenem in uns unseren Gott und unseren Teufel und sind so unredlich und so redlich, als wir es in Gegenwart der Gesellschaft zu sein pflegen. — Alle socialen Beziehungen auf den Egoismus zurückzuführen? Gut: für mich ist aber auch wahr, dass alle egoistischen inneren Erlebnisse

auf unsere eingeübten, angelernten Stellungen zu anderen zurückzuführen sind. Welche Triebe hätten wir, die uns nicht von Anfang an in eine Stellung zu anderen Wesen brächten, Ernährung zum Beispiel, Geschlechtstrieb? Das was andere uns lehren, von uns wollen, uns fürchten und verfolgen heissen, ist das ursprüngliche Material unseres Geistes: fremde Urtheile über die Dinge. Jene geben uns unser Bild von uns selbst, nach dem wir uns messen, wohl und übel mit uns zufrieden sind! Unser eigenes Urtheil ist nur eine Fortzeugung der combinirten fremden! Unsere eigenen Triebe erscheinen uns unter der Interpretation der anderen: während sie im Grunde alle angenehm sind, sind sie doch durch die angelernten Urtheile über ihren Werth so gemischt mit unangenehmen Beigefühlen, ja manche werden als schlechte Triebe jetzt empfunden: „es zieht hin, wohin es nicht sollte“ — während schlechter Trieb eigentlich eine *contradictio in adjecto* ist. — Was will also Egoismus sagen! Wir können innerhalb unser selber wieder egoistisch oder altruistisch, hartherzig, grossmüthig, gerecht, milde, verlogen sein, wehe thun oder Lust machen wollen: wie die Triebe im Kampfe sind, ist das Gefühl des Ich immer am stärksten dort, wo gerade das Übergewicht ist.

192.

Unser Verhältniss zu uns selber! Mit Egoismus ist gar nichts gesagt. Wir wenden alle guten und schlechten, gewöhnten Triebe gegen uns: das Denken über uns, das Empfinden für und gegen uns, der Kampf in uns — nie behandeln wir uns als Individuum, sondern als Zwei- und Mehrheit; alle socialen Übungen (Freundschaft, Rache, Neid) üben wir redlich an uns. Der naive

Egoismus des Thieres ist durch unsere sociale Einübung ganz alterirt: wir können gar nicht mehr eine Einzigkeit des *ego* fühlen, wir sind immer unter einer Mehrheit. Wir haben uns zerspalten und spalten uns immer neu. Die socialen Triebe (wie Feindschaft, Neid, Hass) (die eine Mehrheit voraussetzen) haben uns umgewandelt: wir haben „die Gesellschaft“ in uns verlegt, verkleinert, und sich auf sich zurückziehen ist keine Flucht aus der Gesellschaft, sondern oft ein peinliches Fortträumen und Ausdeuten unserer Vorgänge nach dem Schema der früheren Erlebnisse. Nicht nur Gott, sondern alle Wesen, die wir anerkennen, nehmen wir, selbst ohne Namen, in uns hinein: wir sind der Kosmos, soweit wir ihn begriffen oder geträumt haben. Die Oliven und die Stürme sind ein Theil von uns geworden: die Börse und die Zeitung ebenso.

193.

Je mehr das Gefühl der Einheit mit den Mitmenschen überhand nimmt, um so mehr werden die Menschen uniformirt, um so strenger werden sie alle Verschiedenheit als unmoralisch empfinden. So entsteht nothwendig der Sand der Menschheit: alle sehr gleich, sehr klein, sehr rund, sehr verträglich, sehr langweilig. Das Christenthum und die Demokratie haben bis jetzt die Menschheit auf dem Wege zum Sande am weitesten gefahren. Ein kleines, schwaches, dämmerndes Wohlgefühlchen, über alle gleichmässig verbreitet, ein verbessertes und auf die Spitze getriebenes Chinesenthum — das wäre das letzte Bild, welches die Menschheit bieten könnte? — auf der Bahn der bisherigen moralischen Empfindung unvermeidlich. Es thut eine grosse Überlegung noth:

vielleicht muss die Menschheit einen Strich unter ihre Vergangenheit machen, vielleicht muss sie den neuen Canon an alle Einzelnen richten: sei anders als alle Übrigen und freue dich, wenn jeder anders ist als der Andere. — Die gröbsten Unthiere sind ja unter dem Regimente der bisherigen Moral ausgetilgt worden, — es war dies ihre Aufgabe; wir wollen nicht gedankenlos unter dem Regimente der Furcht vor wilden Thieren weiter leben. So lang, allzulang hiess es: einer wie alle, einer für alle.

194.

Sobald wir den Zweck des Menschen bestimmen wollen, stellen wir einen Begriff vom Menschen voran. Aber es giebt nur Individuen; aus den bisher bekannten kann der Begriff nur so gewonnen sein, dass man das Individuelle abstreift, — also den Zweck des Menschen aufstellen hiesse die Individuen in ihrem Individuellwerden verhindern und sie heissen, allgemein zu werden. Sollte nicht umgekehrt jedes Individuum der Versuch sein, eine höhere Gattung als den Menschen zu erreichen, vermöge seiner individuellsten Dinge? Meine Moral wäre die, dem Menschen seinen Allgemeincharakter immer mehr zu nehmen und ihn zu specialisiren, bis zu einem Grade unverständlicher für die Anderen zu machen (und damit zum Gegenstand der Erlebnisse, des Staunens, der Belehrung für sie).

195.

Wer sehr abweichend denkt und empfindet, geht zu Grunde, er kann sich nicht fortpflanzen. Somit könnte es für den Grad der Individuation eine Grenze geben. In Zeiten, wo sie peinlich empfunden wird, wie in

unserer (und wie in aller bisherigen moralischen Geschichte der Menschheit), vererbt sich der Trieb dazu schlecht. In Zeiten, wo sie lustvoll empfunden wird, übertreibt sie sich leicht und macht die äusserste Isolation (und verhindert dadurch die allgemeine Fruchtbarkeit der Menschheit). Je ähnlicher, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, jeder trifft auf ein genügendes Weibchen: also Übervölkerung im Gefolge der Moral. Je unähnlicher, desto —

196.

Kaum klingt es jetzt glaublich, dass etwas Entgegengesetztes auch als gut gelten will und gegolten hat — „ich" mehr und stärker sagen als die gewöhnlichen Menschen, sich selber gegen sie durchsetzen, sich stemmen gegen jeden Versuch uns zum Werkzeug und Gliede zu machen, sich unabhängig machen, auf die Gefahr hin, die Anderen sich zu unterwerfen oder zu opfern, wenn die Unabhängigkeit nicht anders zu erreichen ist, einen Nothzustand der Gesellschaft jenen billigen, ungefährlichen, einheitlichen Wirthschaften vorziehen, und die kostspielige, verschwenderische, durchaus persönliche Art zu leben als Bedingung betrachten, damit „der Mensch" höher, mächtiger, fruchtbarer, kühner, ungewöhnlicher und seltener werde — damit die Menschheit an Zahl abnehme und an Werth wachse.

197.

Nicht an den Anderen denken, alles strengstens um seiner selber willen thun, ist auch eine hohe Moralität. Der Mensch hat soviel für sich zu thun, dass er immer fahrlässig ist, wenn er etwas für andere thut. Weil so viel für andere gethan wird, deshalb sieht die Welt so unvollkommen aus.

198.

Lust und Schmerz. — Ist es wahr, dass das individuellste Wesen von sich am meisten Lust hätte? Ja, und noch mehr, wenn es den Reiz von lauter individuellen Wesen um sich hat. „Wie aber verhindern, dass sie sich einander in die Sphäre greifen?“ Aber warum verhindern! Es muss Feindseligkeit geben, damit das Individuum ganz herrlich herauskommt, alle bösen Affecte müssen da sein. Die Moralität fortgedacht! Aber die zunehmende Erkenntniss, die zunehmende Lust an einander, die überlegene Miene bei allen schlimmen Erlebnissen, die Ressourcen der vollen Individuen in Nothfällen, im Kampfe mit dem Unveränderlichen! Zuletzt: es giebt eben nur eine Zeit für das Aufblühen der Individuation — und vielleicht muss die Menschheit an der Moral zu Grunde gehen.

199.

Das Glück liegt in der Zunahme der Originalität, weshalb andere Zeiten als die unsere reichlicher davon gehabt haben mögen. — Die Wissenschaft ist das Mittel, die Nothwendigkeit der Erziehung zur Originalität zu beweisen. — Wenn das Herkommen und das *così fan tutti* die Moralität ausmachen, so ist diese der Hemmschuh des Glücks. — Die Lehre, dass die Moralität das rechte Mittel zur Schmerzlosigheit des Lebens sei, ist gewiss das Product sehr schmerzlicher Zeiten. — Wenn die Originalität tyrannisiren will, so legt sie die Hand an ihr eigenes Lebensprincip. — Freude an fremder Originalität haben, ohne der Affe derselben zu werden, wird vielleicht einmal das Zeichen einer neuen Cultur sein.

200.

Welches auch immer die Stufe der Gesittung, die Lage der Gesellschaft, der Grad der Erkenntniss sei: für das Individuum ist immer dabei eine Art glücklichen Lebens möglich — das wollen ihm die Religion und die Moral aus der Nähe zeigen und anempfehlen. Ob das Gefühl des Glücks und die Unvermischtheit desselben mit Leid wirklich wächst mit Zunahme der Erkenntniss, Verbesserung der gesellschaftlichen Lage, Erleichterung des Lebens, ist zu bezweifeln; denn es gehen bei diesem Wachsthum immer Kräfte verloren oder werden schwach, denen man ehemals das Glücksgefühl vornehmlich dankte: die Sicherheit und die Verlängerung des Lebens, worauf sich unsere moderne Welt als ihre Errungenschaften so viel zu Gute thut, sind vielleicht eher durch Abnahme des Glücksgefühls als durch Zunahme erkauft worden. Die Cultur um des Glücks der Einzelnen willen fördern, — das wäre demnach eine sehr zweifelhafte und vielleicht thörichte Sache! — Aber sind wir einmal irgendwie im Glück, so können wir gar nicht anders als die Cultur fördern! Das neue, hohe Vertrauen auf uns, die Befriedigung an unserer Kraft, das Aufhören der Furcht vor anderen, das Verlangen nach ihrer Nähe, der Ringkampf mit ihnen im Guten, der Überschuss an Vermögen, Werkzeugen, Kindern, Dienern, dessen wir bewusst werden, — in Summa: jede Art von Glücksgefühl treibt uns in die Bahnen der höheren Cultur und in ihnen vorwärts. Noth dagegen bildet uns zurück, macht uns defensiv, argwöhnisch, in der Sitte abergläubisch und überstreng. Die Cultur ist eine allmähliche Folge vom Glück zahlloser Einzelner, nicht die Absicht dieser Einzelnen! — Je individueller der Einzelne

wird, um so productiver für die Cultur wird sein Glück sein, selbst wenn dessen Zeitdauer kürzer und dessen Intensität geringer und gebrochener sein sollte, als das Glück auf niedrigeren Culturstufen. Wenn man die Förderung der Cultur dem Glücklichen versagen wollte, um das Glück im Allgemeinen auf einem hohen Grade zu erhalten, so wäre das so thöricht, als dem Seidenwurme das Spinnen zu verbieten um des Glücks der Seidenwürmer willen. Was hat man denn vom Glück jeder Art, wenn nicht eben aus ihm etwas zum Besten der Cultur thun zu müssen? — Glück ist gar nicht zu erhalten, weder hoch, noch niedrig, wenn man seine nothwendigen Äusserungen unterbinden wollte. Also: die Cultur ist die Äusserung des Glücks. —

201.

Der höchste Grad von Individualität wird erreicht, wenn jemand in der höchsten Anarchie sein Reich gründet als Einsiedler.

202.

Mein Ziel ist nichts für jedermann, deshalb ist es doch mittheilbar, der Ähnlichen wegen sowohl, als weil die Entgegengesetzten daraus Kraft und Lust gewinnen werden, sich ihr Wesen ebenfalls zu formuliren und in wirkenden Geist umzusetzen. Ich will allen, welche ihr Muster suchen, helfen, indem ich zeige, wie man ein Muster sucht: und meine grösste Freude ist, den individuellen Mustern zu begegnen, welche nicht mir gleichen. Hol' der Teufel alle Nachahmer und Anhänger und Lobredner und Anstauner und Hingebenden!

203.

Kenntniss seiner Kräfte, Gesetz ihrer Ordnung und Auslösung, die Vertheilung derselben, ohne die einen zu sehr, die andern zu wenig zu gebrauchen, das Zeichen der Unlust als unfehlbarer Wink, dass ein Fehler, ein Excess u. s. w. begangen ist, — alles in Hinsicht auf ein Ziel: wie schwer ist diese individuelle Wissenschaft! Und in Ermangelung derselben greift man nach dem Volksaberglauben der Moral: weil hier die Recepte schon präparirt sind. Aber man sehe auf den Erfolg —: wir sind das Opfer dieser abergläubischen Medicin; das Individuum nicht, sondern die Gemeinde sollte durch ihre Recepte erhalten bleiben!

204.

Unsere Musterbilder sind construirt nach dem, was uns an uns das meiste Vergnügen machen würde, wenn wir es erreichten, und was wir andererseits für möglich (im Bereich unserer Kräfte und unserer Lage) halten, zu erreichen. Ein Überblick über unsere Lustempfindungen, und über unsere Kraft und den Process nebst Bedingungen ist die Voraussetzung, — eine hohe Leistung des Intellects meistens wird es eine Verzeichnung sein müssen! Deshalb lassen sich die Meisten ein Musterbild geben: und den Zwang dazu, es nachzubilden („Pflicht“, eine Art geglaubter Kraft, anstatt einer erkannten). Das Verfehlen seines Bildes und die Verfehlung der Nachbildung macht viele schwere Unzufriedenheit, diese Malerei hat auch selten Meister. Man zeichnet sein Leben lang herum, um ein nachbildungsfähiges Muster zu erlangen: wir formen es nach dem, was wir erreicht haben und decretiren es als das Muster — oft aus Verzweifelung.

205.

„Wie soll der Mensch handeln?“ Das ist nur nach einem Ideal zu messen, entweder, was die Menschheit erreichen soll, oder was der Einzelne erreichen soll. Bisher gab es solche Muster, die vor Völkern herschwebten (theils lebendige, theils erdichtete) oder vor Religionsgemeinden. Oder vor Parteien (oder der vollkommene Kaufmann, Soldat, Beamte). Oder vor philosophischen Secten. Aber immer bisher vor Mehrheiten. Das Ziel ist aber: dass jeder sein Musterbild entwerfe und es verwirkliche — das individuelle Muster. Im Entwerfen alle Zeugungskraft und Jugend und Männlichkeit nöthig, alle Einsicht in seine Kraft, Selbsterkenntniss. Jetzt ist es noch nicht möglich!

206.

Für einen, der ein Musterbild erreichen will, besteht das Angenehme darin, Menschen zu sehen, die das ihre erreicht haben. Die unreinen, unklaren, hybriden Gebilde sind ihm peinlich! Das tritt dann an die Stelle von „guten“ und „bösen“ Menschen!

207.

Manche Menschen sind einfacher, aber meistens ist wohl das Individuum unerkennbar und *ineffabile*. Folglich ist das Muster nothwendig eine Täuschung! Wenn ich das Material des Baues in Masse und Art nicht kenne, was sind Baupläne! Und wie beschränkt macht uns dieses ewige Nachdenken über das *ego*! Man hätte für die Kenntniss der Welt nicht Zeit! Und wäre gar diese Kenntniss erst ein Mittel zur Erkenntniss des *ego*, so

kämen wir nie zur Aufgabe selber! Und zuletzt diese Verliebtheit in unser eigenes Muster ist eine Unfreiheit mehr!

208.

Wie ein Baum sich entfalten kann, ist nur durch ein Musterexemplar zu beweisen. Ohne solches hat man keinen Begriff ihn über das herkömmliche Maass hinaustreiben zu wollen, und ist zufrieden. Die ausgezeichneten Menschen machen die anderen mit sich unzufrieden

209.

Vom Thiere und von der Pflanze müssen wir lernen, was Blühen ist: und darnach in Betreff des Menschen umlernen. Jene bleichen, ausgemergelten, zeugungsunfähigen, an ihren Gedanken leidenden Menschen können nicht mehr Ideale sein. Es muss eine Entartung in uns gewesen sein, die einen so schlechten Geschmack hervortrieb. Ich bekämpfe diesen schlechten Geschmack.

210.

Keine falsche Nothwendigkeit annehmen — das hiesse sich unnützer Weise unterwerfen und wäre sclavisch — daher Erkenntniss der Natur! — Aber dann nichts gegen die Nothwendigkeit wollen! Es hiesse Kraft vergeuden und unserem Ideal entziehen, überdies die Enttäuschung statt des Erfolges wollen —

211.

Das Kleine, Nächste streng nehmen und den Menschen im Leiblichen sehr fördern — sehen, was für eine Ethik ihm dann wächst — abwarten! Die ethischen Bedürfnisse müssen uns auf den Leib passen! — Aber die Athleten!

212.

Wenn wir essen, spazieren gehen, gesellig oder einsam leben, es soll bis in's Kleinste die hohe Absicht unserer Leidenschaft uns dabei bestimmen, und zwar so, dass sie die Vernunft und die Wissenschaft in ihren Dienst genommen hat und mit tiefer Gluth die gerade für sie passenden Weisungen von ihr abfragt. Nicht blind sein, wenn auch grossen Trieben folgen, sondern die ganze bisherige Erkenntniss heranziehen: so allein denkt man hoch genug von sich: alles, was bisher erkannt wurde, ist werth deiner Leidenschaft zu dienen. Wer sich leicht mit der Wissenschaft abfindet oder phantastisch wird bei ihrem Gebrauche, hat nicht die tiefe, untrügliche Ehrfurcht vor seiner Leidenschaft, der kein Opfer zu gross ist. Unser Wesen auf die ganze Welt bisheriger Erfahrungen der Menschheit stützen! — Ihr macht Partei und übt Liebe und Hass — hättet ihr mehr Ehrfurcht vor eurem Werke, hieltet ihr es ernstlich für eine wichtige Angelegenheit, so würdet ihr Grauen empfinden, euer Urtheil so zu blenden, ihr müsstet mit Gluth die Erkenntniss befragen und über euch selber redlich werden. Die Leidenschaft treibt uns immer wieder aus unserer Ruhe hinaus: unser Ideal will immer höhere Bestätigungen und Opfer, und dadurch selber immer wachsen und sich reinigen. — Ihr seid in euch verliebt, aber es ist eine vorübergehende Laune, ein kleines Stückchen Geschlechtstrieb, ihr ahnt es auch, dass man Launen mit Launen befriedigen muss, ihr seid nur beliebig! Oder ihr seid ehrgeizig verliebt in euer Ideal und thut für dasselbe alles, was unter Menschen Aufsehen und Ansehen macht, es ist euch Öffentlichkeit eurer Leidenschaft nöthig, im Stillsten

und Geheimsten langweilt ihr euch dabei. Ihr schafft euer Werk, aber das Spiegelbild eurer selbst in den Köpfen anderer ist das Ziel, das hinter dem Werke steht, es ist ein Vergrösserungsglas, das ihr den Anderen vor die Augen haltet, wenn sie nach euch hinblicken!

213.

Nicht dass wir den Menschen helfen und nützen wollen: nein, dass wir Freude haben an den Menschen, das ist das Wesentliche am sogenannten guten Menschen und an der Moralität. Es ist das Neue, das Späterreichte. Unsere „guten Handlungen“ verstehen sich bei dieser Freude von selber: wenn wir sie nicht fürchten und nicht anfeinden und doch zahllose Relationen zu ihnen haben, so können dies keine anderen sein als solche, welche unsere Freude an ihnen vermehren; das heisst wir bemühen uns, sie im Streben nach stilisirter Individualität zu fördern, mindestens den Anblick des Hässlichen (Leidenden) zu beseitigen. Liebe zu den Menschen?? Aber ich sage: Freude an den Menschen! Und damit diese nicht unsinnig ist, muss man helfen, dass es das giebt, was uns erfreut. — Man sieht: die Redlichkeit über uns und die Anerkennung der fremden Natur, die Geschmacksentwickelung, welche den Anblick schöner, freudiger Menschen nöthig hat, muss vorausgehen. Hier findet eine Selection statt: wir suchen die aus, die uns Freude machen, und fördern sie und fliehen vor den Anderen — das ist die rechte Moralität! Absterbenmachen der Kläglichen, Verbildeten, Entarteten muss die Tendenz sein! Nicht aufrechterhalten um jeden Preis! So schön die Gesinnung der Gnade gegen die unser Unwürdigen ist, und das Helfen gegen die Schlechten und

Schwachen — im Ganzen ist es eine Ausnahme; und es würde die Menschheit dabei im Ganzen gemein werden (wie zum Beispiel durch das Christenthum). Immer ist auf die natürlichen Triebe zu bauen: „Freude zu machen dem, der uns erfreut, und Leid dem, der uns verdriesst.“ Wir vertilgen die wilden Thiere, und wir züchten die zahmen: dies ist ein grosser Instinct. Wir entarten selber beim Anblick des Hässlichen und der Berührung mit ihm; Schutzdämme aufwerfen! Es nivelliren zu einer Nutzbarkeit! und dergleichen. Wenn man nur mit denen verkehrt, deren Berührung uns erfreut und erhebt, so werden sich Gruppen und Schichten bilden, die wiederum in einem solchen Verhältniss von näherer oder fernerer Entfremdung stehen.

214.

Bisher gab es Verherrlicher des Menschen und Verunglimpfer desselben, beide aber vom moralischen Standpunkte aus. La Rochefoucauld und die Christen fanden den Anblick des Menschen hässlich: dies ist aber ein moralisches Urtheil und ein anderes kannte man nicht! Wir rechnen ihn zur Natur, die weder böse noch gut ist, und finden ihn dort nicht immer hässlich, wo ihn jene verabscheuten, und da nicht immer schön, wo ihn jene verherrlichten. Was ist hier schön und hässlich? Das Complicirt-Zweckmässige, was den Verstand irrt und überlistet, das Taschenspielerhafte daran; dann die Ausdrucksfähigkeit und die Macht des Ausdrucks selber; der grosse Bogen seiner Pläne und Ideale. Seine Geschichte. Seine Art sich zu berauschen. Es ist ein Studium ohne Ende, dieses Thier! Es ist kein Schmutzfleck in der Natur, das haben wir erst hineingelegt. Wir haben diesen „Schmutz“ zu oberflächlich

behandelt. Es gehören Niederländer-Augen dazu, auch hier die Schönheit zu entdecken.

215.

Die Thatsache war, dass im griechisch-römischen Alterthum der Mensch an seinen Leidenschaften wie an seinen unrechten Handlungen nicht intensiv genug litt, es war zumeist das Leiden von der Art, wie man sagt: „wie dumm war ich, dies zu thun!“ Etwas dem Sündengefühle Ähnliches konnte nur bei Philosophen entstehen, auf Grund von der reinen, göttlichen Seele und deren Verunreinigungen: nicht nur eine Dummheit und ein wirklicher Nachtheil, sondern ein Gefühl der Erniedrigung und Beschmutzung, eine Beleidigung einer erhabenen Vorstellung von uns. Seine Meinung über die Leidenschaften und das Böse verstörte den Philosophen, nicht so sehr die üblen Folgen. Aber alles ging auf einem Gleise vorwärts in dieser Richtung, das Christenthum brachte den stärksten Ausdruck, indem es die wirklichen Folgen ganz ausser Acht liess und beinahe als indifferent behandelte. Also die Wirkung des Handelns selber für das Organ des Handelns. Das Ideal Epictet's: sich selber wie einen Feind und Nachsteller immer im Auge haben: der kriegerische Einsiedler, der ein kostbares Gut zu vertheidigen und vor Verderbniss zu wahren hat, nachdem er es errungen hat. Nicht auf die Menschen giebt er Acht, er glaubt sie zu kennen, er hat von dem Interesse des Individuellen keine Ahnung: sie sind die Schatten, das Wahre in ihnen sind ihre Gedanken und Triebe, welche er philosophisch rubricirt hat. In dieser Geisterwelt lebt er und kämpft seinen Kampf. Er hat nur Freude als Krieger. Ebenso hat das Christenthum

keinen Genuss am Menschen. Wir aber rechnen ihn wieder zur Natur und geniessen die Natur: wir sind nicht nur gerecht gegen alle Natur, wir finden sie reich, erstaunlich, unerkannt, forschungswürdig. Der Roman und die psychologische Beobachtung aus Lust am Menschen ist unser! Wir verzeihen uns viel mehr, wir verachten uns viel weniger, wir wünschen vieles nicht weg, wenn wir gleich gelegentlich daran leiden. Wir mögen die entsetzliche Simplification des tugendhaften Menschen nicht: so wenig wir nur fruchtbare Felder wollen.

216.

Jede Leidenschaft (im historischen Verlaufe) so hoch pflegen, bis sie ihre individuelle Blüthe zeigt.

217.

Die Vollkommenheit eines Napoleon, eines Cagliostro entzückt; unser Verbrecherthum hat nicht Musterbilder vor sich, sie haben kein fröhliches Gewissen. Ein guter Räuber, ein guter Rächer, Ehebrecher — das zeichnete das italiänische Mittelalter und die Renaissance aus, sie hatten den Sinn für Vollständigkeit. Bei uns fürchten sich die Tugenden und die Laster, die öffentliche Meinung ist die Macht der Halben und Mittelmässigen, der schlechten Copien, der zusammengestohlenen Allerweltsmenschen.

218.

Ist man mit einem grossen Ziele nicht bloss über seine Verleumdung erhaben, sondern auch über sein Unrecht? Sein Verbrechen? — So scheint es mir. Nicht dass man es durch sein Ziel heiligte: aber man hat es gross gemacht.

219.

Alle Moralisten haben gemeinsame Censuren über gut und böse, je nach sympathischen und egoistischen Trieben. Ich finde gut, was einem Ziele dient: aber das „gute Ziel“ ist Unsinn. Denn überall heisst es „gut wozu?“ Gut ist immer nur ein Ausdruck für ein Mittel. Der „gute Zweck“ ist ein gutes Mittel zu einem Zweck.

f) Wille zur Macht, Herren-Moral.

220.

Ich rede nicht zu den Schwachen: diese wollen gehorchen und stürzen überall auf die Sclaverei los. Wir fühlen uns Angesichts der unerbittlichen Natur immer noch selber als unerbittliche Natur! — Aber ich habe die Kraft gefunden, wo man sie nicht sucht, in einfachen, milden und gefälligen Menschen ohne den geringsten Hang zum Herrschen — und umgekehrt ist mir der Hang zum Herrschen oft als ein inneres Merkmal von Schwäche erschienen: sie fürchten ihre Sclavenseele und werfen ihr einen Königsmantel um (sie werden zuletzt doch die Sclaven ihrer Anhänger, ihres Rufs u. s. w.). Die mächtigen Naturen herrschen, es ist eine Nothwendigkeit, sie werden keinen Finger rühren. Und wenn sie bei Lebzeiten in einem Gartenhaus sich vergraben!

221.

Die grossen moralischen Naturen entstehen in Zeiten der Auflösung, als Selbstbeschränker. Zeichen des Stolzes, es sind die regierenden Naturen (Heraclit, Plato u. s. w.) in einer veränderten Welt, wo sie nur sich zu regieren haben. Ganz anders die Moralität der Unterwerfung.

222.

Das Gefühl der Macht, insofern man zu einem starken Häuptling, Familie, Gemeinde, Staat gehört, — fundamental für Stiftung moralischer Verbindlichkeit; wir ordnen uns unter, damit wir das Gefühl der Macht haben. — Wer dem Vaterland abgeneigt ist, hat doch in Augenblicken der Gefahr desselben sofort seinen Opfermuth wieder: er will das Gefühl der Ohnmacht nicht.

223.

Selbst aus der Geschichte der Moral soll das Gefühl der Macht strömen: unwillkürlich wird sie gefälscht, der Mensch wird herrlich gedacht, als höheres Wesen mit Eigenschaften, welche die Thiere nicht haben. Fast alle Schriften sind der Schmeichelei gegen den Menschen verdächtig.

224.

Je nachdem das Gefühl der Schwäche (Furcht) oder das der Macht überwiegt, entstehen pessimistische oder optimistische Systeme.

225.

Wenn die Don-Quixoterie unseres Gefühls von Macht einmal uns zum Bewusstsein kommt und wir aufwachen, — dann kriechen wir zu Kreuze wie Don Quixote — entsetzliches Ende! Die Menschheit ist immer bedroht von dieser schmählichen Sich-selbst-Verleugnung am Ende ihres Strebens.

226.

Vom Willen zur Macht wird kaum mehr gewagt zu sprechen: anders zu Athen!

227.

Der Durst nach Macht ist bezeichnend für den aufsteigenden Gang der Entwicklung, der Durst nach Hingebung für den absteigenden. Die Freuden des Alters haben im Tiefsten alle diese Hingebung an Dinge, Gedanken, Personen: der Aufstrebende herrscht. Der Kranke nimmt den Hang des Alters vorweg.

228.

Der geschlechtliche Reiz im Aufsteigen unterhält eine Spannung, welche sich im Gefühle der Macht entladet: herrschen wollen — ein Zeichen der sinnlichsten Menschen, der schwindende Hang des Geschlechtstriebes zeigt sich im Nachlassen des Durstes nach Macht: das Erhalten und Ernähren und oft die Lust am Essen tritt als Ersatz ein (Elterntrieb ist Erhalten, Ordnen, Ernähren, nicht Beherrschen, sondern Wohlbefinden sich und anderen schaffen). In der Macht ist das Gefühl, gern wehe zu thun, — eine tiefe Gereiztheit des Organismus, welcher fortwährend Rache nehmen will. Die wollüstigen Thiere sind in diesem Zustand am bösesten und gewaltthätigsten, sich selber über ihren Trieb vergessend.

229.

Die Resorption des Samens durch das Blut ist die stärkste Ernährung und bringt vielleicht den Reiz der Macht, die Unruhe aller Kräfte nach Überwindung von Widerständen, den Durst nach Widerspruch und Widerstand am meisten hervor. Das Gefühl der Macht ist bis jetzt am höchsten bei enthaltsamen Priestern und Einsiedlern gestiegen (zum Beispiel bei den Brahmanen).

230.

Die Asceten erlangen ein ungeheures Gefühl von Macht; die Stoiker ebenfalls, weil sie sich immer siegreich, unerschüttert zeigen müssen. Die Epicureer nicht; sie finden das Glück nicht im Gefühl der Macht über sich, sondern der Furchtlosigkeit in Hinsicht auf Götter und Natur; ihr Glück ist negativ (wie nach Epicur die Lust sein soll). Gegen die Gefühle der Macht ist das Nachgeben gegen angenehme Empfindungen fast neutral und schwach. Ihnen fehlte die Herrschaft über die Natur und das daraus strömende Gefühl der Macht. Die Erkenntniss war damals noch nicht aufbauend, sondern sie lehrte sich einordnen und still geniessen.

231.

Das Gefühl der Lust der Ergebung ist vielleicht weiblich, — und beider Gefühle sind beide Geschlechter fähig, aber ein Überschuss in jedem besonders. Gott weiss, mit welchen Eigenheiten der geschlechtlichen weiblichen Function es zu thun haben mag, dass ihre sinnliche Erregung nicht wesentlich als Wille der Macht sich äussert: beherrscht werden, dienen. Sie fühlen sich schwächer durch die Liebe. Die Ernährung des Eierstockes fordert Kraft ab.

232.

Der Mönch, der sich entweltlicht, durch Armuth, Keuschheit, Gehorsam, der namentlich mit der letzteren Tugend, aber im Grunde mit allen dreien auf den Willen zur Macht Verzicht leistet: er tritt nicht sowohl aus der „Welt“ als vielmehr aus einer bestimmten Cultur heraus, welche im Gefühl der Macht ihr Glück hat. Er tritt in

eine ältere Stufe der Cultur zurück, welche mit geistigen Berauschungen und Hoffnungen den Entbehrenden, Ohnmächtigen, Vereinsamten, Unbeweibten, Kinderlosen schadlos zu halten suchte.

233.

Das niedere katholische Volk, das gar nichts von freiwilliger Enthaltsamkeit weiss, aber sehr viel von unfreiwilliger — weshalb es die Genüsse des Lebens anbetet —, sieht im Heiligen ein Gegenstück von Handlungsweise, von dem es nichts begreift: es glaubt an den Heiligen, *quia absurdus est.* In unseren protestantischen Ländern, wo gerade jetzt die moralische Erziehung fast fehlt oder ganz gedankenlos vor sich geht, hat man vor dem Heiligen einen fast gleichen Respect; man denkt an die Ascetik wie an etwas Übermenschliches und vergisst dabei, dass zu jeder antiken Moral, selbst zur epicureischen, eine Ascetik gehörte.

234.

Edel: bezeichnet, einer Auswahl angehören, Ausnahme sein. Für andere sich opfern ist ein Gelüst, mit dem man zur Ausnahme wird. In Hinsicht auf alle anderen, welche dasselbe thun, ist man aber nicht edel, sondern gemein. Unter den „Guten“ ist das Gute nicht als individuell taxirt, sondern als Regel, und wird deshalb nicht angestaunt, nicht gelobt. — Einige sehnen sich nach einer Gemeinschaft, wo ihr Individuellstes als Regel empfunden wird, wo es aufhört individuell zu sein. Andere sind wüthend bei der Vorstellung solchen Gemeinwerdens. Die Ersten leiden an dem Fatum ihrer Einzigkeit, die Anderen geniessen ihre Einzigkeit. Andere merken sie gar nicht.

235.

Die Edlen, ἐσθλοί, die Wahrhaften, die sich nicht zu verstellen brauchen! Als Mächtige und Individuen!

236.

Höflich (hübsch), *gentile,* edel, vornehm, *noble, généreux, courtoisie, gentleman,* — dies bezeichnet die Eigenschaften, welche man an der obersten Kaste wahrnahm und nachahmte. Somit stammt ein guter Theil der Moralität wahrscheinlich aus den Instincten dieser Classe, als aus dem persönlichen Stolz und der Lust am Gehorsam gegen einen Chef, der Auszeichnung verleiht; sie verachten nach unten hin, sie achten nach oben hin und bei ihres Gleichen, sie verlangen selber aber von aller Welt (Ober-, Mittel- und Unterwelt) Achtung, sie gebärden sich als die bessere Hälfte der Menschheit. Dagegen bedeutete im Deutschen der schlichte Mann ehemals den schlechten Mann: so weit gieng das Misstrauen gegen den, welcher nicht die künstlicheren Gebärden und Ausdrücke der guten Gesellschaft besass.

6. Tugenden. Verbrechen, Sünde.

237.

Κρεῖττον τ'ἀγαθὸν ἀληθείας, sagen die Neuplatoniker; das heisst nützlicher ist das Nützliche als die Wahrheit — natürlich. Wenn die Erhaltung und Förderung des Glückes die letzte Aufgabe ist, da mag die Wahrheit zusehen, wie sie dem Irrthum im Wettstreit Stand hält. Zuletzt aber wird sich die Menschheit auf die Wahrheit einrichten müssen, wie sie sich auf die Natur einrichtet, obwohl eine

Allgegenwart liebevoller Mächte ein angenehmerer Glaube gewesen sein mag. Dann wird viel trügliche Hoffnung und also viel Enttäuschung weniger sein, und der Anlass zum Trösten seltener als jetzt.

238.

Jeden Augenblick kann eine moralische Empfindung so stark werden, dass sie partielle Unfruchtbarkeit erzeugt, zum Beispiel der Trieb nach Wahrheit könnte die Kunst tödten und den geselligen feinen Verkehr, ebenso die Beredsamkeit. Die Keuschheit. Die Freigebigkeit. Der Fleiss. Die Reinlichkeit. (Puritaner gegen das Theater. Xenophon gegen die Agone. Plato.)

239.

Wir haben nur gegen uns selber wahr zu sein: gegen andere es zu sein ist Aufopferung, und nur in dem Falle, dass dazu der natürliche Hang in uns ist, ist auch die Wahrheit gegen andere ein Gebot der Natur, das befriedigt werden will. — Gegen uns selber ist es Selbsterhaltung; zum Beispiel unsere physischen Kräfte müssen wir uns richtig vorstellen. Uns im Geistigen einen Sprung zumuthen, zu dem unsere Beine nicht reichen, ebenso im Moralischen, ist Anlass zu Beinbrüchen und den schwersten Schmerzen; unsere Moralität hat das Maass ihrer Idealität an dem Maasse der uns möglichen Kraft, vorausgesetzt dass wir diese steigern können. Alles Wachsthum muss allmählich, nicht sprungweise geschehen. — Wie viel Elend ist in der Welt dadurch, dass man an sich den Maassstab einer unmöglichen Moralität legt! Man schämt sich doch nicht, wenn man

nicht wie ein Läufer zu laufen vermag: aber in moralischen Dingen sind wir so kindisch, das Fehlen der natürlichen Bedingungen uns zur Schuld und Schande anzurechnen! Als ob wir unser Werk wären! Dies ist auch wirklich die Hypothese, auf der jenes Schamgefühl wuchs.

240.

Diese handeln ganz egoistisch, aber ihr moralisches Urtheil ist erzogen, alles sofort unter dem Gesichtspunkt des Löblichen und Tugendhaften zu sehen: sie sind vollendet in ihrer Unredlichkeit gegen sich und präsentiren in der Gesellschaft das „gute Gewissen". Andere sind höher, aber ihr Urtheil ist pessimistischen Gewohnheiten hingegeben; sie legen sich alles egoistisch aus und sie verachten alles Egoistische. Ihre edelsten Handlungen hinterlassen in ihnen einen Bodensatz von Ekel. Es sind die, welche an eine Tugend glauben, die es nicht giebt und geben kann! Sie sind redlich, aber haben von ihrer Redlichkeit nur Qual und Ekel an sich: weil ihr Lustgefühl auf Handlungen beschränkt ist, deren sie selber sich nicht fähig wissen: aber sie schliessen, es müssten anderen diese Handlungen möglich sein: was nicht wahr ist. Der, welcher sagte: „ich habe das Gesetz erfüllt", war gewiss nicht sehr anspruchsvoll in der Ausdeutung desselben und kein Grübler.

241.

Sobald wir die Gerechtigkeit zu weit treiben und den Felsen unserer Individualität zerbröckeln, unsern festen ungerechten Ausgangspunkt ganz aufgeben, so geben wir die Möglichkeit der Erkenntniss auf: es fehlt dann

das Ding, wozu alles Relation hat (auch gerechte Relation). Es sei denn, dass wir alles nach einem andern Individuum messen, und die Ungerechtigkeit auf diese Weise erneuern, — auch wird sie grösser sein (aber die Empfindung vielleicht reiner, weil wir sympathisch geworden sind und im Vergessen von uns schon freier).

242.

Die Menschen sehen allmählich einen Werth und eine Bedeutung in die Natur hinein, die sie an sich nicht hat. Der Landmann sieht seine Felder mit einer Emotion des Werthes, der Künstler seine Farben, der Wilde trägt seine Angst, wir unsere Sicherheit hinein, es ist ein fortwährendes feinstes Symbolisiren und Gleichsetzen, ohne Bewusstsein. Unser Auge sieht mit all unserer Moralität und Cultur und Gewohnheiten in die Landschaft. — Und ebenso sehen wir auf andere Charaktere: sie sind für mich etwas anderes als für dich: Relationen und Phantasmen, unsere Grenzen gegen einander sind darin. — Was heisst da Gerechtigkeit! Die Fülle der Relationen wächst fortwährend, alles, was wir sehen und erleben, wird bedeutungstiefer. Beim Anblick der Sonne zum Beispiel. — Aber eine Unzahl von alten Bedeutungen und Symbolen sterben auch fortwährend ab, es entleert sich zugleich — und wenn wir auf dem Wege der Gerechtigkeit sind, so sterben die willkürlichen, phantastischen Auslegungen, womit wir den Dingen wehe und Gewalt thun: denn ihre wirklichen Eigenschaften haben ein Recht, und endlich müssen wir dies höher ehren als uns.

243.

Damit einer aufrichtig sich der Gerechtigkeit im Grossen, gegen Menschen und Dinge, hingiebt, muss in ihm ein prototypischer Vorgang da sein: er muss zwei Gewalten oder mehrere im Kampfe fühlen, den Untergang keiner, ebenso wenig wie den Fortgang des Kampfes wünschen. So erfährt er in sich die Nöthigung zu einem Vertrag, mit Rechten der verschiedenen Gewalten gegen einander: und auch eine durch Gewöhnung an die Achtung dieser Rechte begründete Lust an dem Gerechtsein. Sein inneres Erlebniss strahlt nach aussen. Vielleicht dass einer auch von aussen her nach innen zu solchem gerechten Sinn kommt. Schonung ist die Praxis der Gerechtigkeit: vieles sehen, aber nicht bemerken wollen, vieles ertragen, aber, um des allgemeinen Friedens willen, freudig dazu sehen — es kann ein Stoicismus werden, der wie ein Epicureismus aussieht.

244.

Ich bin peinlich gerecht, weil es die Distanz aufrecht erhält.

245.

Die Triebe haben wir alle mit den Thieren gemein: das Wachsthum der Redlichkeit macht uns unabhängiger von der Inspiration dieser Triebe. Diese Redlichkeit selber ist das Ergebniss der intellectuellen Arbeit, namentlich wenn zwei entgegengesetzte Triebe den Intellect in Bewegung setzen. Das Gedächtniss führt uns in Bezug auf ein Ding oder eine Person bei einem neuen Affect die Vorstellungen zu, die das Ding oder die Person früher, bei einem anderen Affect, in uns erregte: und da zeigen sich ver-

schiedene Eigenschaften; sie zusammen gelten lassen ist ein Schritt der Redlichkeit, das heisst es dem, welchen wir jetzt hassen, nachtragen, dass wir ihn einst liebten und sein früheres Bild in uns mit dem jetzigen vergleichen, das jetzige mildern, ausgleichen. Dies gebeut die Klugheit: denn ohne dies würden wir, als Hassende, zu weit gehen und uns in Gefahr bringen. Basis der Gerechtigkeit: wir gestehen den Bildern desselben Dinges in uns ein Recht zu!

246.

Das Problem der Wahrhaftigkeit hat noch niemand erfasst. Das, was gegen die Lüge gesagt wird, sind Naivitäten eines Schulmeisters, und zumal das Gebot: „du sollst nicht lügen!“

247.

Wir sind geneigter, von den Dingen das zu glauben, was uns angenehm ist. Die Thiere, welche dazu weniger streng geneigt sind, die vorsichtigen, erhalten sich besser. Die Furchtsamkeit ein erster Schritt der Redlichkeit.

248.

Die Redlichkeit gegen uns selber ist älter als die Redlichkeit gegen andere. Das Thier merkt, dass es oft getäuscht wird, ebenso muss es sich oft verstellen. Dies leitet es, zu unterscheiden zwischen Irren und Wahrsehen, zwischen Verstellung und Wirklichkeit. Die absichtliche Verstellung ruht auf dem ersten Sinne der Redlichkeit gegen sich.

249.

Ich meine nicht, dass die Redlichkeit gegen sich etwas so absolut Hohes und Reines sei: aber mir ist

dabei wie bei einem Erforderniss der Reinlichkeit. Es mag einer sein, was er will: Genie, oder Schauspieler — nur reinlich! (Heinrich Heine hat etwas Reines.)

250.

Meine Aufgabe: alle Triebe so zu sublimiren, dass die Wahrnehmung für das Fremde sehr weit geht und doch noch mit Genuss verknüpft ist: der Trieb der Redlichkeit gegen mich, der Gerechtigkeit gegen die Dinge so stark, dass seine Freude den Werth der anderen Lustarten überwiegt und jene ihm nöthigenfalls, ganz oder theilweise, geopfert werden. Zwar giebt es kein interesseloses Anschauen, es wäre die volle Langeweile. Aber es genügt die zarteste Emotion!

251.

Handlungen, die eine lange Zeit als Ausnahmen empfunden werden und Ehre bringen, werden endlich Übung und gelten dann als anständig. Ebenso könnte die Redlichkeit in Betreff alles Wirklichen einmal Anstandssache werden, und der Phantast einfach als unanständig ausser Betracht kommen.

252.

Unserem ganzen Organismus ist das vorschnelle Zuneigen und Abneigen, die Verstellung u. s. w. eingeformt worden: allmählich kann ihm auch die Wahrhaftigkeit angebildet werden und immer tiefer einwurzeln. Mit welchen Wirkungen? Einstweilen ist er ein bewegtes Netz von Lüge und Trug und deren Fangarmen: ganz thierisch-nützlich. Die Erziehung zur Wahrheit — ist sie

eine Verbesserung des Thieres, eine höhere Anpassung an die Wirklichkeit? — Unser Wohlwollen, Mitleid, unsere Aufopferung, unsere Moralität ruht auf demselben Unterbau von Lüge und Verstellung wie unser Böses und Selbstisches! Dies ist zu zeigen! Der unangenehme, ja tragische Eindruck dieser Entdeckung ist unvermeidlich zunächst. Aber alle unsere Triebe müssen zunächst ängstlicher, misstrauischer werden, allmählich mehr Vernunft und Redlichkeit in sich aufnehmen, hellsichtiger werden und immer mehr so den Grund zum Misstrauen gegen einander verlieren: so kann einmal eine grössere Freudigkeit entstehen, eine fundamentalere: einstweilen wäre diese Freudigkeit nur dem Unredlichen möglich. Resignation und jene heroische Lust am Trotz und am Siege sind die einzigen Formen unserer Freudigkeit: wenn wir Erkennende sind. Wie kommt es nur, dass wir gegen die gründliche Verlogenheit und Verstelltheit ankämpfen? Ein Gefühl der Macht, welches in der Entwickelung und dem Wirken unseres Intellects frei wird, treibt uns: es macht Appetit.

253.

Die Lehre von der Mässigung ist eine Beobachtung der Natur. Was hoch und stark werden soll, muss seine Kraft immer wie ein Capital vergrössern und darf selber davon nicht leben wollen.

254.

Auch die (chinesische) Tugend der Höflichkeit ist eine Folge des Gedankens: ich thue den Anderen wohl, weil es mir so zu gute kommt — doch so, dass dies „Weil“ vergessen worden ist. Nicht aber entsteht

Wohlwollen auf dem angegebenen Wege durch Vergessen, — aber Höflichkeit ist doch sehr benachbart. Die Chinesen haben die Familienempfindung durchgeführt (Kinder zu den Eltern, die Römer mehr die der Väter zu der Familie: Pflicht).

255.

Das, was über die Nothdurft hinausgeht, höher zu achten, das Entbehrliche, den Putz u. s. w., ein uralter Trieb: eine gewisse Verachtung gegen das, was den Organismus und das Leben constituirt. *Καλόν* Griechen, *honestum* Römer — sehr sonderbar! Das Ausserordentliche? Die Moral wollte den menschlichen Handlungen eine Bedeutung geben, einen Putz, einen fremden Reiz, ebenso alle Beziehungen zur Gottheit. Ein intellectueller Trieb äussert sich so, das Leben soll interessant aufgefasst werden, und ehe man die Wissenschaft hatte, welche gerade alles, was zur Nothdurft gehört, im höchsten Maasse interessant machte, glaubte man sich über die Nothdurft erheben zu müssen, um den Menschen interessant zu finden. Deshalb die Annahme geheimnissvoller, dämonischer Gewalten in ihm u. s. w. (Namentlich wo die Befriedigung der natürlichen Triebe leicht ist, bei grosser Fruchtbarkeit des Bodens u. s. w., trat schnell Geringschätzung gegen das „Natürliche“ ein).

256.

Jene Moralität, welche am allerstrengsten von jedermann gefordert, geehrt und heilig gesprochen wird, die Grundlage des socialen Lebens: was ist sie denn als jene Verstellung, welche die Menschen nöthig haben, um mit-

einander ohne Furcht leben zu können? (so dass der Einzelne sich dem Anderen als gleich giebt und sich benutzen lässt, so wie er jenen benutzt). Der allergrösste Theil dieser Verstellung ist schon in Fleisch, Blut und Muskel übergegangen, wir fühlen es nicht mehr als Verstellung, so wenig wir bei Begrüssungsworten und höflichen Mienen an Verstellung denken: was sie trotzdem sind. Die gewöhnlichsten Arten der Verstellung sind: erstens man ähnelt sich seiner Umgebung an, man versteckt sich gleichsam in ihr; zweitens man macht es einem anderen Menschen, der Ansehen und Erfolg hat, nach und giebt sich als etwas Höheres, als man ist. Im ersten Falle folgt man der Sitte und wird „sittlich", im zweiten Falle folgt man der Autorität und wird „gläubig": unter allen Umständen erregt man keine Furcht mehr — denn wir haben jetzt viele „Unseres Gleichen".

257.

Unsere Sicherstellung des Nächsten durch sociale Maassregeln beweist nicht mehr Mitleiden, aber mehr Vorsicht und Kälte.

258.

Wenn nicht das alte *jus talionis* noch fortwirkte, so würde man gewiss nicht gerade den Mörder hinrichten, sondern nach dem Satze, dass die Ehre mehr werth ist als das Leben, viel eher den Ehrenräuber, den Verleumder. Ebenso ist schmerzhafte Verstümmelung und Ähnliches ein viel schwereres Leiden als das Sterben; folglich wäre der Grausame eher hinzurichten als der Mörder, insgleichen der gewissenlose Arzt, Hebamme u. s. w. Endlich, insofern der Urheber vieler Tode unheilvoller ist als der

Mörder, so müssten alle Fürsten, Minister, Volksredner und Zeitungsschreiber, durch welche ein Krieg erregt und befürwortet worden ist, hingerichtet werden; ich meine natürlich die ungerechten Kriege. Aber man wird mir sagen, dass es keine ungerechten Kriege giebt.

259.

Es scheint, dass viele Verbrechen aus derselben Kraft stammen, aus der die pessimistische Denkweise stammt; sie sind die Entladung dieser Kraft in Handlungen.

260.

Wer eine herrschende Leidenschaft hat, der empfindet bei der Ausnahmehandlung einen Gewissensbiss, zum Beispiel der Jude (bei Stendhal), der verliebt ist und Geld für ein Armband von seinem Geschäft bei Seite legt, oder Napoleon nach einer generösen Handlung, der Diplomat, der einmal ehrlich gewesen ist u. s. w.

261.

Man nimmt verschiedene „beste Dinge“ vom Urtheil anderer an, (die selber sehr verschieden sind) und entdeckt, dass sie sich widersprechen: das heisst, man glaubt sein Gewissen in Unruhe.

262.

Wie kann sich der moderne Mensch den Vortheil der Absolution verschaffen, dem Gewissensbiss ein Ende machen? Ehemals hiess es: „Gott ist gnädig“: es hilft nichts, die Menschen müssen es jetzt sein!

263.

Um von den Sünden zu erlösen, empfahl man früher den Glauben an Jesus Christus. Jetzt aber sage ich: das Mittel ist, glaubt nicht an die Sünde! Diese Cur ist radikaler. Die frühere wollte einen Wahn durch einen andern erträglich machen.

Nur ist es nicht so leicht, nicht zu glauben, — denn wir selber haben einmal daran geglaubt und alle Welt glaubt oder scheint doch daran zu glauben. Wir müssen nicht nur umlernen, sondern unsere Schätzungen umgewöhnen — es bedarf der Übung.

264.

„Alle Menschen sind Sünder“ ist eine solche Übertreibung wie „alle Menschen sind Irre“, auf welche Ärzte gerathen könnten. Hier sind die Gradunterschiede ausser Acht gelassen, und das Wort und die Empfindung, welche der abnorme, äusserste Grad erweckt hat, sind auf das ganze verwandte Seelenleben der mittleren und niederen Grade mit übertragen. Man hat die Menschheit schrecklich gemacht dadurch, dass man eine Abnormität in ihr Wesen verlegte.

265.

Wir können manches Wort einer fremden Sprache nicht nachsprechen, ja nicht einmal richtig hören. Wir können manche Dinge nicht sehen, wenn wir nicht gelernt haben, die Theile zu sehen. Auch das Sprechen, Hören und Sehen muss gelernt werden. Aber bei unserer ungenauen Beobachtung des Lernvorganges glauben wir in allen drei Fällen, der gute Wille genüge, und setzen bei einem jungen Menschen, dem es misslingt, bösen Willen voraus. Wie böse hat man sich die Menschheit dadurch gemacht, dass man ihr Unvermögen in den Willen verlegte!

7. Einzelbemerkungen.

266.

„Ihr braucht nur Märtyrer zu sein, dann seid ihr eurer Sache gewiss!“ — so klang die Stimme der Verführung, mit der man über die Moralforderungen triumphirte. Ein Entschluss wie zum Zahnausziehen!

267.

Es ist ein Interesse des Menschen, das, was er seinem Eigennutze abgerungen hat und dem allgemeinen Besten opfert, mit so hohen Worten wie möglich zu benennen; die, welche wenig opfern, bestehen am strengsten auf der moralischen Prachtrede. Wem es natürlich ist, der will, dass einfach davon gesprochen werde, womöglich etwas zu gering: so fällt es nicht in die Augen und kann still geübt werden. Die Besten haben ein Interesse an der Verkleinerung der moralischen Wortwerthe. Andere haben die moralischen, erhabenen Attitüden nöthig, jene Halbschauspieler, deren Werth in dem liegt, was sie bedeuten, nicht in dem, was sie sind.

268.

Die Ehrlichkeit verlangt, dass man anstatt der unbestimmten moralischen Worte von edlem Klange, wie sie üblich sind, nur die erkennbaren und in der Mischung überwiegenden Elemente bei Namen nenne, trotz dem Fehler der Unvollständigkeit und trotzdem, dass diese überwiegenden Elemente bisher einen bösen Klang hatten; aber wenigstens wird so ein falscher Heiligenschein zerstört. Man soll ein Ding *a potiori* nennen und nicht *a nihilo*.

269.

In der Wissenschaft der speciellsten Art redet man am bestimmtesten; jeder Begriff ist genau umgrenzt. Am unsichersten wohl in der Moral; jedermann empfindet bei jedem Worte etwas anderes, und je nach Stimmung. Hier ist die Erziehung vernachlässigt, alle Worte haben einen Dunstkreis, bald gross, bald eng werdend.

270.

Über das Wetter, über Krankheiten und über Gut und Böse glaubt jeder mitreden zu können. Es ist das Zeichen der intellectuellen Gemeinheit.

271.

Um die Moral haben sich im Ganzen immer nur die sehr moralischen Menschen bekümmert, meistens in der Absicht, sie zu steigern. Was Wunder, dass eigentlich die unmoralischen und durchschnittlichen Menschen dabei fast unbekannt geblieben sind! Die moralischen Menschen haben über sie phantasirt und vielfach ihre Phantasien den Leuten in den Kopf gesetzt.

272.

Dieselben Dinge werden immer wieder gethan, aber die Menschen umspinnen sie mit immer neuen Gedanken (Werthschätzungen).

273.

Etwas, das seit langem besteht, nicht zu Grunde gehen lassen — eine vorsichtige Praxis, weil alles Wachsthum so langsam ist und selbst der Boden so selten günstig zum Pflanzen. Die bestehenden Kräfte umbiegen zu anderen Wirkungen!

274.

Das Problem in der Zeit der griechischen Tragödie war: wie konnten diese grässlichen Dinge eigentlich geschehen, während die Thäter Heroen und keine Verbrecher waren? Dies war die grosse Übung in der Psychologie Athens.

275.

Es ist die europäische Art des moralischen Idealismus, sich die moralischen Vorstellungen so hoch und so fein auszudichten, dass, wenn der Mensch von ihnen aus auf sein Handeln zurückblickt, er sich gedemüthigt fühlt. Diese Art Idealismus verträgt sich vorzüglich mit einem gewinnsüchtigen, rücksichtslosen, ehrgeizigen Leben. Die Minute der Demuth ist die Abschlagszahlung für ein Leben, welches mit jenem Idealismus nichts zu thun hat.

276.

Seit Rousseau hat man die Unmittelbarkeit des Gefühls verherrlicht, sich jemanden an die Brust werfen, seinen Zorn wie seinen Speichel auswerfen u. s. w. Sonderbar, dass alle grossen Weisen der Moral das gerade Gegentheil verlangt haben! Zurückhaltung des Gefühls — und daher die Würde im Benehmen des sittlichen Menschen. Es giebt reizende, vollkommene Seelen, denen es wohl ansteht, weil sie kein Übermaass in sich haben: aber das Gesetz nach einem Mozart machen, heisst doch — — —; wir sind keine Singvögelchen. Auch gute und respectable Gefühle, maasslos und unmittelbar geäussert, erregen Widerwillen gegen sich: so hat wohl jeder einmal das Mitleiden, das sich nicht in Schranken hält, zu allen Teufeln gewünscht.

277.

Vergleich mit Pascal: haben wir nicht auch unsere Stärke in der Selbstbezwingung, wie er? Er zu Gunsten Gottes, wir zu Gunsten der Redlichkeit? Freilich: ein Ideal, die Menschen der Welt und sich selber entreissen, macht die unerhörtesten Spannungen, ist ein fortgesetztes Sichwidersprechen im Tiefsten, ein seliges Ausruhen über sich, in der Verachtung alles dessen, was „ich" heisst. Wir sind weniger erbittert und auch weniger gegen die Welt voller Rache, unsere Kraft auf einmal ist geringer, dafür brennen wir auch nicht gleich Kerzen zu schnell ab, sondern haben die Kraft der Dauer.

278.

Der Zustand Pascal's ist eine Passion, er hat ganz die Anzeichen und Folgen von Glück, Elend und tiefstem, dauerndem Ernste. Deshalb ist es eigentlich zum Lachen, ihn so gegen die Passion stolz zu sehen — es ist eine Art von Liebe, welche alle anderen verachtet und die Menschen bemitleidet, ihrer zu entbehren.

279.

Pascal hat keine nützliche Liebe vor Augen, sondern lauter vergeudete, es ist alles egoistische Privatsache. Dass aus dieser Summe von Thätigkeiten sich eine neue Generation erzeugt, mit ihren Leidenschaften, Gewohnheiten und Mitteln (oder Nicht-Mitteln) sie zu befriedigen — das sieht er nicht. Immer nur den Einzelnen, nicht das Werdende.

280.

Die Huldigung des Genie's vor der Güte bei Schopenhauer war eine schöne Attitüde.

281.

Der Dünkel, das Gefühl der Macht ist oft ganz unschuldig und gebärdet sich wie ein Kind, ohne von gut und böse zu wissen.

282.

Sagt nicht, dass die Langeweile sie plagt: sie wollen an nichts anbeissen, weil ihr Wille zur Macht nicht weiss, wie er zu sättigen ist — alles andere ist nichts dagegen.

283.

Moralität: wir legen unseren Handlungen einen imaginären Werth bei (abhängig vom Erfolge), die Empfindung des Nicht-mehr-Sclaven! Auf alles drückt er das Siegel der neuen Freiheit. Stärkstes Gefühl der Veränderung, wenn der Sclave thun kann, was er will.

284.

Geistesgegenwart: das heisst die Fähigkeit sich seine Worte und Handlungen durch die Umstände dictiren zu lassen, — ist also eine Fähigkeit zu lügen und zu heucheln.

285.

Die Plage durch die Begierde ist an sich nicht so gross, wenn man sie für nichts Böses hält. So wenig als der Stuhldrang uns tiefe Seelennoth macht.

286.

Sie nennen es meinen Muth, andere werden es meine Schamlosigkeit nennen. Das Loben und Tadeln trifft nicht die Sache, sondern ein Verhältniss des Lobenden und Tadelnden zu dieser Sach

287.

„Du sollst nicht stehlen!“ Aber wo hört denn das Eigenthum auf? Ein Gedanke, ein Antrieb, ein Gesichtspunkt, der Ausdruck eines Bildes, eines Gebäudes, eines Menschen — ist es nicht alles Eigenthum? Und alles stehlen wir fortwährend. Wir stehlen alle Dinge und Sonnen in uns hinein, wir tragen alles für uns fort, was da ist, ja was ehemals geschehen ist. Wir denken nicht an die Anderen dabei. Jeder individuelle Mensch sieht zu, was er alles für sich bei Seite schaffen kann.

288.

Im Sittlichen muss man nicht an seine äussersten Grenzen gehen: sonst geräth man in den Ekel am Sittlichen.

289.

Das Genie das Erzeugniss glücklicher Zufälle: seine Bedingungen weiss man nicht voraus. Die reine Begünstigung im Sinne der bisherigen Moralität macht durchaus kein Genie und keine Fruchtbarkeit; von der Erziehung und Verwendung der bösen Triebe und Zufälle weiss die Moral nichts, desto mehr die Praxis. Es ist unmöglich, Genie's absichtlich zu fördern — dann müsste man sie durch und durch kennen. Frauen, in ihrer Absicht der Förderung, richten sie gewöhnlich zu Grunde.

290.

Die Verfeinerung der Intelligenz verfeinert auch unsere Bosheit, und die Lust am Intellect giebt uns zuletzt auch Lust an der verfeinerten Bosheit der Anderen. Der Fortschritt besteht in dem Grade, als der Mensch Bosheit vertragen kann, ohne zu leiden.

291.

Die Moralität wirkt malerisch, wenn sie lange durch Unmoralität aufgestaut war.

292.

Auf Menschen, denen viel Plötzliches begegnet, sei es von aussen oder von innen her, wirkt alles, was ruhig erwartet werden kann, humanisirend: also zum Beispiel jede Gewohnheit, welche über sie und über ihre Gesellschaft herrscht: denn das Gewohnte macht keine rasche Spannung, keine schnelle Maassregel nöthig. Plötzliches ungestümes Handeln ist ebenso halb-wildenhaft wie plötzliches ungestümes Überwundenwerden von Affecten. Für solche Zustände besteht das Moralische im Gewohnten Ruhigen, Abwartenden, Überlegenden. In anderen Zeitaltern, wo dagegen gerade ein Übermaass von diesen Eigenschaften existirt, scheinen die Leidenschaften und ungestümen Handlungen moralischer; es ist, als ob den Menschen dieser Zeiten ein Blick in die Natur dabei gegönnt wäre, so dass ihnen freier, kühner, erregter zu Muthe wird, sie halten also das Plötzliche für das humanisirende Element, wie jene Früheren das Gegentheil.

293.

Gesetzt, man erwartet immer das Böse, die unangenehme Überraschung, so ist man immer in feindseliger Spannung, wird für andere unerträglich und leidet selber an der Gesundheit: solche Naturen sterben aus. Im Ganzen sind nur die zufriedeneren und hoffnungsreicheren Racen am Leben geblieben. — Wer immer Schlimmes erwartet, wird böse, nämlich feindselig, argwöhnisch, unruhig; dies ist die Wirkung pessimistischer Denkweisen.

294.

Was an uns bemerkbar ist, das wächst oder verwelkt unter dem Einflusse des Lichtes, das von den anderen Menschen auf uns strahlt: gleichsam als ob die Augen der Menschen für uns nothwendige Wärme- und Lichtquellen wären. Als bemerkbar und bemerkt, regulirt sich das Wachsthum nach den Anderen, zum Beispiel unsere Haltung, Miene. — Dann was wir bemerken, aber andere nicht wissen können! — und endlich das, was auch wir nicht bemerken! Die Grenzen sind verschieden, vieles ist mir im Licht, was anderen im Dunkel ist, und entwickelt sich folglich anders, zum Beispiel Religiosität, Sinn für Wahrheit, Sympathie, Laster.

295.

Es giebt bei jeder Handlung erstens das wirkliche Motiv, das verschwiegen wird, zweitens das präsentable, eingeständliche Motiv. Letzteres geht von uns aus, von unserer Freude, unserem Individuum, wir stellen uns individuell damit. Ersteres aber hat die Rücksicht auf das, was die Anderen denken, wir handeln, wie jeder handelt, wir präsentiren uns als Individuen, aber handeln als Gattungswesen. Komisch! Zum Beispiel ich suche ein Amt: 2. „ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen“; 1. „ich will meines Amtes wegen von den Anderen respectirt werden“.

296.

Oft kommen zwei Menschen zusammen, deren Sittlichkeit so schlecht zusammen passt, dass der Eine da ein *vacuum* hat, wo der Andere seine Kraft und Tugend fühlt; sie nennen sich gegenseitig „unsittlich“.

297.

Die Freude unserer Feinde an unserem Unglück mitgeniessen ist möglich.

298.

Man könnte die Menschen darnach abschätzen, wie hoch das Glück eines Jeden ist, das ihm überhaupt möglich ist: wiederum, wie viel Glück er mitzutheilen vermag, wie viel Unbehagen und Unglück u. s. w.

299.

Du weisst wohl, es ist eine Ehrensache, öffentlich über den Charakter und die Motive eines Menschen zu reden. Freund! Es ist auch eine Ehrensache, über sie bei dir nachzudenken!

300.

Wir können nur die Charaktere begreifen, die wir aus uns bilden können, und nur so viel von ihnen. Wie unser Auge nur sehen kann, wozu es sich geübt hat.

301.

Es giebt eine gierige und athemlose Art zu denken. Auch hier ist Moralität nöthig.

302.

Wenn unsere Triebe gleich stark sind und nach entgegengesetzten Zielen uns ziehen, entsteht jener Kampf und jene Noth, welche die Moralisten so hoch stellen. Eigentlich ist für viele die Tugend nichts werth, wenn sie nicht einen solchen Kampf macht; das heisst man will, dass die entgegengesetzten Triebe ebenso stark seien!

Ein Laokoon, der seine Schlangen zerdrückt! Eine pathetische Attitüde!

303.

Einem Regiment treu und gewissenhaft gedient zu haben, welches sich zuletzt als ein böses und verhängnissvolles herausstellt — und nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links können — welche Bitterkeit! In der Schlinge seiner arglosen Tugend sich gefangen sehen! Gewissenhaft sein und als sicheren Lohn die Verachtung derer, die das Regiment verachten, das heisst der Besten zu ernten! Da auszuharren kann heroischer sein, als die Flucht und der Kampf und das Preisgeben der Sicherheit und der Güter

304.

Entwickele alle deine Kräfte — aber das heisst: entwickele die Anarchie! Gehe zu Grunde!

305.

Schauer und Umwandlung beim Anblick einer schönen That: wie bei grossen Felsen und plötzlichen entzückenden Ausblicken auf eine blühende Vegetation.

IV.

Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Wahrnehmung, Phantasie, Gedächtniss, Denken.

306.

Das Vervollständigen (zum Beispiel wenn wir die Bewegung eines Vogels als Bewegung zu sehen meinen), das sofortige Ausdichten geht schon in den Sinneswahrnehmungen los. Wir formuliren immer ganze Menschen aus dem, was wir von ihnen sehen und wissen. Wir ertragen die Leere nicht, — das ist die Unverschämtheit unserer Phantasie: wie wenig an Wahrheit ist sie gebunden und gewöhnt! Wir begnügen uns keinen Augenblick mit dem Erkannten (oder Erkennbaren!). Das spielende Verarbeiten des Materials ist unsere fortwährende Grundthätigkeit, Übung also der Phantasie. Man denke als Beweis, wie mächtig diese Thätigkeit ist, an das Spielen des Sehnervs bei geschlossenem Auge. Ebenso lesen wir, hören wir. Das genaue Hören und Sehen ist eine sehr hohe Stufe der Cultur, — wir sind noch fern davon. Die Lügnerei wird noch gar nicht darin gefühlt! Dieses spontane Spiel von phantasirender Kraft ist unser geistiges Grundleben: die Gedanken erscheinen uns, das Bewusstwerden, die Spiegelung des Processes im Process ist nur eine verhältnissmässige Ausnahme (vielleicht ein Brechen am Contraste).

307.

Das Nachbilden (Phantasiren) wird uns leichter als das Wahrnehmen, Nur-percipiren: weshalb überall, wo wir meinen, blos wahrzunehmen (zum Beispiel Bewegung) schon unsere Phantasie mithilft, ausdichtet und uns die Anstrengung der vielen Einzelwahrnehmungen erspart. Diese Thätigkeit wird gewöhnlich übersehen, wir sind nicht leidend bei den Einwirkungen anderer Dinge auf uns, sondern sofort stellen wir unsere Kraft dagegen. Die Dinge rühren unsere Saiten an, wir aber machen die Melodie daraus.

308.

Was ist denn die Phantasie? Eine gröbere, ungereinigte Vernunft, — eine Vernunft, die bei Vergleichungen und Einordnungen grosse Fehler macht, unstet im Tempo ist und von den Affecten hin und her gegängelt wird; eine wilde und malerische Art der Vernunft, die Mutter der Scheinerkenntnisse und der „plötzlichen Erleuchtungen“ (wo der Glanz einer Idee mit dem Lichte der Wahrheit verwechselt wird). Beide, die Vernunft und die Phantasie sind gebärend, aber letztere wird leichter befruchtet und setzt viel mehr Missgeburten und Mondkälber in die Welt. Vernunft ist eine Phantasie, welche durch Schaden klug geworden ist, vermöge des zunehmenden besseren Sehens, Hörens und Sich-erinnerns.

309.

Unser Denken ist wirklich nichts als ein sehr verfeinertes, zusammen verflochtenes Spiel des Sehens, Hörens, Fühlens, die logischen Formen sind phy-

siologische Gesetze der Sinneswahrnehmungen. Unsere Sinne sind entwickelte Empfindungscentra mit starken Resonanzen und Spiegeln.

310.

Unsere Meinungen: die Haut, die wir uns umlegen, in der wir gesehen werden wollen, oder in der wir uns sehen wollen; das Äusserlichste, der Schuppenpanzer um die Gedanken eines Menschen. So scheint es. Andererseits ist diese Haut ein Erzeugniss, wir wissen nicht welcher Kräfte und Triebe, eine Art Ablagerung, fortwährend sich stückweise lösend und neubildend. — Lautbilder und Sehbilder als Hieroglyphen für bestimmte Eindrücke und Gefühle sind das Material der Meinungen, Verfeinerungen des Ohr- und Gesichtssinnes und eine Relation zwischen beiden.

311.

Es giebt kein eigenes Organ des „Gedächtnisses“: alle Nerven, zum Beispiel im Bein, gedenken früherer Erfahrungen. Jedes Wort, jede Zahl ist das Resultat eines physischen Vorganges und irgendwo in den Nerven fest geworden. Alles, was den Nerven anorganisirt worden, lebt in ihnen fort. Es giebt Wellenberge der Erregung, wo dies Leben in's Bewusstsein tritt, wo wir uns erinnern.

312.

Wenn wir in einen bestimmten physiologischen Zustand treten, dann tritt uns das in's Gedächtniss, was das letzte Mal, als wir in ihm waren, von uns gedacht wurde. Es muss eine Auslösung im Gehirn für jeden Zustand geben.

313.

„Die Zeit heilt jeden Kummer“: die Zeit thut gar nichts. Vielmehr sind es die Befriedigungen vieler Triebe, die allmählich eintreten und Vergessenheit bringen — es ist das Mittel Epicur's gegen die grossen Schmerzen: sich den Vergnügungen ergeben. (Die Schweinejagd bei Pascal nach dem Tode eines Sohnes.) Auch die „Tröstungen der Religion und Philosophie“ gehören unter diese abziehenden Vergnügungen: ihr Werth besteht vor allem in der Beschäftigung mit ihnen und dem Nachdenken u. s. w.

314.

Wir empfinden peinlich, dass jemand uns geringschätzt. In einem hohen Moment der Stimmung sehen wir auf diese peinliche Empfindung hin und zurück, wie auf etwas Fernes, das uns kaum noch angehört, die Empfindung wird fast zum Wissen darum. Fast alle Dinge, von denen wir nur diese Empfindung des Wissens darum haben, scheinen uns ferner und ausser uns, der leidende oder angenehme Trieb als Fundament darin ist uns kaum mehr bemerkbar. Aber er muss darin sein, das Gedächtniss merkt nur Thatsachen der Triebe: es lernt nur, was in einen Gegenstand eines Triebes verwandelt ist! — Unser Wissen ist die abgeschwächteste Form unseres Trieblebens; deshalb gegen die starken Triebe so ohnmächtig.

315.

Erstens Zeit der Triebe ohne Gedanken, zweitens Zeit der Triebe mit Gedanken (Urtheilen). Hier werden Triebe und Trieb-Verhäkelungen vorgestellt. Die häu-

fige Wiederholung, das Zustimmen und Verwerfen solcher Vorstellungen übt eine Rückwirkung auf die Triebe selbst, einige werden sehr geübt, andere ausser Übung gesetzt und ausgedorrt. Allmählich entsteht durch ungeheure Übung des Intellects die Lust an seiner Activität: und daraus endlich wieder die Lust an der Wahrhaftigkeit in seiner Activität. Ursprünglich sind die intellectuellen Functionen sehr schwer und mühselig. Nachmachen ist das Beste, Hass gegen das Neue. Spät endlich ist umgekehrt der Ekel am Nachmachen schnell da und die Lust am Neuen und am Wechsel sehr gross.

316.

Auch dem feinsten Gedanken entspricht eine Verhäkelung von Trieben. — Die Worte sind gleichsam eine Claviatur der Triebe, und Gedanken (in Worten) sind Accorde darauf. Jedoch ist die anregende Kraft des Wortes für den Trieb nicht immer gleich, und mitunter ist das Wort fast nichts als ein Laut.

317.

Der Gedanke ist ebensowohl wie das Wort nur ein Zeichen: von irgend einer Congruenz des Gedankens und des Wirklichen kann nicht die Rede sein. Das Wirkliche ist irgend eine Triebbewegung.

318.

Unsere Triebe widersprechen sich häufig, darüber ist nichts zu wundern! Vielmehr wenn sie harmonisch sich auslösten, das wäre seltsam. Die Aussenwelt spielt auf unseren Saiten; was Wunder, dass diese oft dissoniren!

319.

Das Urtheil ist etwas sehr Langsames im Vergleich zu der ewigen, unendlich kleinen Thätigkeit der Triebe. Die Triebe sind also immer viel schneller da, und das Urtheil ist immer nach einem *fait accompli* erst am Platze: entweder als Wirkung und Folge der Triebregung oder als Wirkung des miterregten, entgegengesetzten Triebes. Das Gedächtniss wird durch die Triebe erregt, seinen Stoff abzuliefern. — Durch jeden Trieb wird auch sein Gegentrieb erregt, und nicht nur dieser, sondern wie Oberton-Saiten noch andere, deren Verhältniss nicht in einem so geläufigen Worte zu bezeichnen ist, wie „Gegensatz".

320.

Mit den Gedanken steht es wie mit den körperlichen Bewegungen: ich muss warten, ob sie sich ereignen, wenn ich sie auch will; es hängt davon ab, ob sie eingeübt sind. Das Wollen ist hier nicht das Vorstellen des Zieles, sondern die Vorstellung logischer Formen (Gegensatz eines Gedankens, parallel, ähnlich, Prämisse, Schluss u. s. w.) in der Form des Wunsches. Das Gedächtniss muss den Inhalt geben. — Bei Gelegenheit eines Satzes versucht das Gedächtniss zu den einzelnen Worten etwas Zugehöriges anzuhängen, und unser Urtheil entscheidet, ob es dazu passt und wie. So versucht der Fuss eine Menge Lagen im Augenblick des Stolperns. Wir wählen aus diesen plötzlich auftauchenden Gedanken-Embryonen aus: wie wir aus den zu Gebote stehenden Worten unsere Gedanken in Formel bringen. Das Wesentlichste des Processes geht unter unserem Bewusstsein vor sich. Unser Charakter entscheidet,

ob zugehörige Gedanken wesentlich die des Widerspruchs, der Beschränkung, der Zustimmung sind: das Entstehen jedes Gedankens ist ein moralisches Ereigniss. — Die logischen Formen erscheinen so als der allgemeinste Ausdruck unserer Triebe, Zuneigung, Widerspruch u. s. w. Bis in die Zelle hinein giebt es keine Bewegungen, als solche „moralischen“ in diesem Sinne.

321.

Verstehen, soweit es einem Jeden möglich ist — das heisst eine Sache so bestimmt als möglich sich auf uns abgrenzen lassen, so dass sie unsere Form an der Grenze bestimmt und wir uns ganz genau bewusst werden, wie angenehm oder unangenehm uns bei dieser Bestimmung zu Muthe wird. Also unsere Triebe fragen, was sie zu einer Sache sagen! Dagegen uns trieblos und ohne Lust und Unlust verhalten, mit einer künstlichen Anaesthesie — das kann kein Verstehen geben, sondern dann fassen wir eben mit dem Rest von Trieben, der noch nicht todt ist, die Erscheinung auf, das heisst so matt und flach wie möglich; wohl aber können wir mitunter unsere Triebe der Reihe nach hintereinander über dieselbe Sache befragen: die Urtheile vergleichen — zum Beispiel über ein Weib, einen Freund.

322.

Der Anblick der Welt wird erst erträglich, wenn wir sie durch den sanften Rauch des Feuers angenehmer Leidenschaften hindurch sehen, bald verborgen als einen Gegenstand des Errathens, bald verkleinert und verkürzt, bald undeutlich, aber immer veredelt. Ohne unsere

Leidenschaften ist die Welt Zahl und Linie und Gesetz und Unsinn, in alledem das widerlichste und anmaasslichste Paradoxum.

323.

„Wir kommen nie zum Kern der Dinge“: ich sage, wir kommen nie zum letzten Zipfel unserer Leidenschaften und sehen höchstens vermittelst der einen über die andere hinaus.

324.

Unsere Leidenschaften sind die Vegetation, die den Felsen nackter Thatsachen sofort wieder zu umkleiden beginnt. Das ewige Spiel!

b) Wille.

325.

Die Sprache trägt grosse Vorurtheile in sich und unterhält sie, zum Beispiel dass, was mit einem Wort bezeichnet wird, auch ein Vorgang sei: Wollen, Begehren, Trieb — complicirte Dinge! Der Schmerz bei allen Dreien (in Folge eines Druckes, Nothstandes) wird in den Process „wohin?“ verlegt: damit hat er gar nichts zu thun, es ist ein gewohnter Irrthum aus Association. „Ich habe solches Bedürfniss nach dir.“ Nein! Ich habe eine Noth, und ich meine, du kannst sie stillen (ein Glauben ist eingeschoben). „Ich liebe dich.“ Nein! Es ist in mir ein verliebter Zustand, und ich meine, du werdest ihn lindern. Diese Objectaccusative! Ein Glauben ist in all diesen Empfindungsworten enthalten, zum Beispiel wollen, hassen u. s. w. Ein Schmerz und eine Meinung in Betreff seiner Linderung, — das ist die

Thatsache. Ebenso wo von Zwecken geredet wird. — Eine heftige Liebe ist die fanatische, hartnäckige Meinung, dass nur die und die Person meine Noth lindern kann, es ist Glaube, der selig und unselig macht, mitunter selbst im Besitze noch stark genug gegen jede Enttäuschung, das heisst Wahrheit.

326.

Begierde! Das ist nichts Einfaches, Elementares! Vielmehr ist eine Noth (Druck, Drängen u. s. w.) zu unterscheiden und ein aus Erfahrung bekanntes Mittel, dieser Noth abzuhelfen. Es entsteht so eine Verbindung von Noth und Ziel, als ob die Noth von vornherein zu jenem Ziele hinwolle. Ein solches Wollen giebt es gar nicht. „Mich verlangt zu uriniren", ist ebenso irrthümlich als „es giebt einen Willen zum Nachttopf".

327.

„Ich will dies": man unterscheidet „Gegenstand, Schätzung des Gegenstands und Übung," aber im Grunde ist es nicht ein Gegenstand, den man will, sondern ein angenehmer Zustand von uns, der uns in irgend einer Verbindung mit dem Gegenstande vorgekommen ist: und die Schätzung des Gegenstandes ist ein Versuch, die thatsächlich angenehme Empfindung zu erklären, dadurch dass wir das Angenehme als Folge einer Einsicht darstellen (zum Beispiel Essen als Stillung des Hungers, als Erhaltung u. s. w.): während die angenehme Empfindung meistens nicht die Folge der Einsicht in die Zweckmässigkeit ist. „Ich will" heisst: „ich mache etwas mir Angenehmes, soweit ich es

machen kann". Uns schwebt ein Zustand von uns vor zum Beispiel als Schlagenden, Essenden), das Bild ahmen wir nach.

328.

Wir begreifen den allerkleinsten Theil dessen, woraus sich jede Handlung zusammensetzt, und die lange Kette von strenge in einander greifenden Nerven- und Muskelvorgängen dabei ist uns sogar ganz unbekannt. So nehmen wir denn die Handlung als einen momentanen Act des Willens in der Art, wie ein hebräischer Schriftsteller es von Gott sagt: „er gebeut und es steht da!", das heisst wir machen eine Zauberei daraus und fühlen uns als Zauberer frei. Unsere Unwissenheit spielt uns den angenehmen Streich, dass sie unseren Stolz aufrecht erhält. Gelingt es einmal nicht, was wir wollen, so muss es wohl an einem feindlichen Wesen liegen, welches, wiederum durch Zauberei, zwischen unseren Willen und die That ein Hemmniss legt. Das Gute wollen und das Verkehrte thun — das schreibt der Eine dem Teufel zu, der Andere der Sündhaftigkeit, ein Dritter sieht darin die Strafe für die Schuld früherer Lebenszeiten: alle fast legen es moralisch und dämonisch aus. Kurz, nachdem wir den Wilden-Glauben an die Wunder als die Regel der Natur aufgegeben haben, hat derselbe Glaube sich in Bezug auf unsere psychologischen Vorgänge festgesetzt; hier gilt noch immer das Wunder als die Regel. In Wahrheit heisst etwas wollen ein Experiment machen, um zu erfahren, was wir können; darüber kann uns allein der Erfolg oder Misserfolg belehren.

329.

Jede Handlung ist von dem bleichen Bewusstseinsbild, das wir von ihr während ihrer Ausführung haben, etwas unendlich Verschiedenes. Ebenfalls ist sie von dem vor der That vorschwebenden Bewusstseinsbild (das Ende der Handlung gleich Zweck und der Weg dahin) verschieden; unzählige Stücke des Wegs, die schliesslich gemacht werden, werden nicht gesehen, und der Zweck selber ist ein kleines Theilchen von dem wirklichen Erfolg der Handlung. Zwecke sind Zeichen: nichts mehr! Signale! Während sonst die Copie hinter dem Vorbild nachfolgt, geht hier eine Art Copie dem Vorbild voraus. In Wahrheit wissen wir nie ganz, was wir thun, zum Beispiel wenn wir einen Schritt thun wollen oder einen Laut von uns geben wollen. Vielleicht ist dies „Wollen" nur ein bleicher Schatten davon, was wirklich schon im Werden ist, ein nachkommendes Abbild von unserem Können und Thun: mitunter ein sehr falsches, wo wir nicht zu können scheinen, was wir wollen. Unser „Wollen" war hier ein irregeleitetes Phantasma unseres Kopfes, wir hatten irgend ein Zeichen falsch verstanden. — Wenn einer befiehlt, und wir wollen es thun, finden uns dann zu schwach, — so gab Furcht (oder Liebe) uns einen Impuls, bei dem sehr viel Kraft in Bewegung gerieth. Das erste Gelingen auf den ersten Nerven- und Muskelbahnen giebt die verfrühte Vorstellung des „Könnens", und daraus resultirt das verfrühte Bild des gewollten Zwecks: die Zweckvorstellung entsteht, nachdem schon die Handlung im Werden ist!

330.

Wenn einer immer von seinen eigenen Handlungen überrascht wird (wie die wild Leidenschaftlichen), also

er keine Vorausberechnung über sich machen kann, dann zweifelt er an seiner Freiheit, und oft redet man da von dämonischen Einflüssen. Also die Regelmässigkeit, mit der gewisse Vorstellungen und Handlungen in uns folgen, bringt uns auf den Glauben, hier frei zu sein: berechnen zu können, vorherzuwissen! das heisst man leitet aus der Allwissenheit Gottes die Allmacht ab — ein gewöhnlicher Denkfehler. Das Gefühl der Macht im Intellectuellen, welches sich beim Vorherwissen einstellt, verknüpft sich unlogisch mit dem, was vorhergewusst wird: als Propheten bilden wir uns ein, Wunderthäter zu sein. Die Thatsache ist: „in dem und dem Falle pflegen wir das zu thun". Der Schein ist: „es ist der und der Fall: ich will jetzt dies thun". Wollen ist ein Vorurtheil. Es geschieht etwas immer und durch uns, und ich weiss vorher, was daraus wird und schätze es hoch, dass dies geschieht. Es begiebt sich trotz alledem ohne unsere Freiheit und häufig wider unser oberflächliches Wissen: wir sagen dann erstaunt: „ich kann nicht, was ich will". Wir sehen unserm Wesen nur zu, auch unserm intellectuellen Wesen: alles Bewusstsein streift nur die Oberflächen.

331.

Auch beim Geringsten, was wir absichtlich thun, zum Beispiel kauen, ist das Allermeiste unabsichtlich. Die Absicht bezieht sich auf ein ungeheures Reich von Möglichkeiten.

332.

Nicht die vergessenen Motive und die Gewöhnung an bestimmte Bewegungen ist das Wesentliche — wie ich früher annahm. Sondern die zweck-

losen Triebe von Lust und Unlust; man will das Angenehme und nicht wegen des damit zu erlangenden Vortheils, sondern weil die Handlung selber angenehm ist. Der Zweck wird erreicht, aber nicht gewollt. Die Arten von lustvollen Bewegungen, welche dem Zweck der Erhaltung dienen, sind durch Selection erhalten.

333.

Sind Vorstellungen wirklich Motive unserer Handlungen? Sind sie nicht vielleicht nur Formen, unter denen wir unsere Handlungen verstehen, ein Nebenher, welches der Intellect bei solchen Handlungen, die überhaupt von uns bemerkt werden, erzeugt? Die meisten Handlungen werden nicht bemerkt und gehen ohne intellectuelle Reizung vorüber. Ich meine selber: die intellectuelle Handlung, der eigentliche Gehirnprocess eines Gedankens sei etwas wesentlich Verschiedenes von dem, was uns als Gedanke bemerkbar wird: unsere Vorstellungen, von denen wir wissen, sind der kleinste und schlechteste Theil derer, die wir haben. Die Motive unserer Handlungen liegen im Dunkel, und was wir als Motive glauben, würde nicht ausreichen, einen Finger zu bewegen.

334.

Wenn man noch so genau den Bewegungen siedenden Wassers mit den Augen folgt, man begreift damit das Motiv des Siedens um nichts mehr. So auch bei Handlungen, wenn man das heftig bewegte Netz von Vorstellungen sich klar macht, welche uns dabei überhaupt bewusst werden. Es sind alles Wirkungen, welche auf ein verborgenes Feuer rathen lassen: aber es ist lächerlich, es definiren zu wollen.

335.

Es ist eine sicher und lange ausgeführte Vorstellung vom „Ich“, die uns am lustvollsten ist und als Motiv wirkt zu thun und zu lassen (die Meisten haben keines!). Wenn es nicht ausführbar ist, ja wenn es nicht ausgeführt wird, so ist es fehlerhaft entworfen, aus Unkenntniss von uns. Jedenfalls ist es ein nothwendiges Product aller unserer Fähigkeiten: bei dem Einen eine leere Phantasterei, bei dem Anderen eine schöne Dichtung, bei dem Dritten ein architectonischer Entwurf — und hier giebt es wieder alle Arten von Geschmack der Architectur. Ein Versuch, unser unendlich complicirtes Wesen in einer Simplification zu sehen und zu begreifen. Ein Bild für ein „Ding“.

336.

Allgemein hält man keine Handlung für verständlich, ausser der nach Zwecken: und überhaupt keine Bewegung in der Welt. Deshalb gieng das frühere Denken darauf aus, alle Bewegung in der Welt als zweckmässig und zweckbewusst zu erklären (Gott). Es ist der grösste Wendepunkt der Philosophie, dass man die Handlung nach Zwecken nicht mehr begreiflich fand; damit sind alle früheren Tendenzen entwerthet.

337.

Seltsames Loos des Menschen! Er lebt siebzig Jahre und meint, etwas Neues und Niedagewesenes während dieser Zeit zu sein — und doch ist er nur eine Welle, in der die Vergangenheit der Menschen sich fortbewegt, und er arbeitet immer an einem Werke von ungeheurer Zeit-

dauer, so sehr er sich auch als Tagesfliege fühlen mag. Dann: er hält sich für frei, und ist doch nur ein aufgezogenes Uhrwerk, ohne Kraft, dieses Werk auch nur deutlich zu sehen, geschweige denn, es zu ändern, wie und worin er wollte.

2. Einzelbemerkungen.

338.

Pessimistische Vorstellungen hemmen den Ausdruck der Gebärden, empfehlen die Verstellung, namentlich die der schrecklichen Verzerrung (um Furcht zu erregen), sie heissen die erregte Seele in der Sprache nicht hörbar werden lassen, kurz sie verhässlichen den Menschen in Gebärde und Laut. — Die Verachtung ebenso wie die Furcht machen hässlich.

339.

Trübe und bittere Gedanken sind ohne physiologische Ursachen gar nicht möglich. Um der grosse Ankläger der Zeit oder des ganzen Lebens zu werden, muss unsere Leber dazu präparirt sein.

340.

Der trübe Ernst, die Spannung und die Furcht sind allen Leidenschaften gemeinsam: es ist in ihnen kein Überschuss von Leben, ja es scheint, als ob nicht genug davon vorhanden sei.

341.

Die Trostmittel, welche sich Bettler und Sclaven ausdenken, sind Gedanken aus schlechtgenährten, müden oder überreizten Gehirnen. Darnach ist das Christenthum und die socialistische Phantasterei zu beurtheilen.

342.

Unterschiede anerzogener Urtheile, die aus einer Art zweiter Natur stammen und der ersten fremd oder widerstrebend sind: meistens sind sie etwas linkisch und befangen, aber insofern sie einen Sieg ausdrücken, lieben wir sie fast mehr als die mühelosen Früchte unseres Gartens (und taxiren ihren Werth im Allgemeinen höher; es ist das, was unser Clima gerade noch hat ertragen können: südlichere Vegetation scheint es dem Einen, nördlichere dem Anderen). Die hier verwendete Kraft geht freilich der Pflege unserer ersten Natur ab! Und das ist oft gut, wo diese selber schon üppig treibt! „Gerechtigkeit“ ist eine Sache für überreichlich angelegte Menschen! Also für die Kraft, die in Gefahr ist, sich nicht bändigen zu können! Andere möchten gerne als solche übervolle Naturen gelten und zeigen sich gern ungebändigt: es giebt für Hypokriten dieser Art eine zweite, feinere Feinheit! — durch Bändigungs-Versuche zu verrathen, dass etwas zu bändigen ist.

343.

Amor und Psyche. — Wenn das Auge gar zu unverschämt in das Vergnügen der Sinne blickt, so ist das Vergnügen sehr schnell etwas Widerliches. Man muss es wie die Griechen verstehen, Götter und Phantastereien einzumischen und die groben Augen einzuhüllen; man muss vergessen können oder mindestens vieles nie geradezu mit Namen nennen; das Vergnügen muss den Intellect beschleichen, wenn er schläft oder träumt.

344.

Wer nach zwei Tagen strengen Fastens einen Schluck Champagner trinkt, der empfindet etwas, das der Wollust ganz nahe kommt. Der Blick eines Menschen, der wochenlang in einer dunklen Höhle gelebt hat, in die Natur ist ein Rausch des Auges. Und nach Jahren wieder unsere Musik zu hören! — Die Asceten wissen allein, was Wollüste sind.

345.

Die Fanatiker haben zwar keine moralischen, wohl aber intellectuelle Gewissensbisse; sie nehmen an allen Andersdenkenden dafür Rache, dass sie selbst im Grunde und heimlich und unter ingrimmigem Schmerzgefühl — anders denken.

346.

Manche allzuängstliche Staatsmänner mögen thun, was sie wollen, es bleibt immer ein Flecken an ihnen haften: wie manche nicht ein Ei aufschlagen können, ohne sich schmutzig zu machen.

347.

Es giebt viel höhere Schauspieler, die den Staatsmann, den culturbegründenden moralischen Propheten (Frauen, die die Hofdame u. s. w.) spielen: kommt man dahinter, so hört man auf, sich über sie zu ärgern, und hat einen Genuss mehr.

348.

Der Eitle bleibt beim Mittel zum Zweck stehen und bekommt es lieb, so dass er den Zweck vergisst.

349.

Junge Menschen, deren Leistungen ihrem Ehrgeize nicht gemäss sind, suchen sich einen Gegenstand zum Zerreissen aus Rache, meistens Personen, Stände, Racen, welche nicht gut Wiedervergeltung üben können: die besseren Naturen machen directen Krieg; auch die Sucht zu Duellen ist hierher gehörig. Der Bessere ist, wer einen Gegner wählt, der nicht unter seiner Kraft und der achtungswerth und stark ist. So ist der Kampf gegen die Juden immer ein Zeichen der schlechteren, neidischeren und feigeren Naturen gewesen: und wer jetzt daran Theil nimmt, muss ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen.

350.

Im hingebenden und trotzigen Gefühle der Jugend hängt man sich gerade an jene Lehrer und Männer, die unseren Kräften fremd sind und sich auf den Gebieten erheben, wo wir unsere Mängel fühlen. So triumphiren wir durch unsere Parteinahme über den Zufall, gerade in dem und jenem arm und niedrig geboren zu sein. Später halten wir uns an unsere starken Seiten, weil wir hier allein tüchtig arbeiten, bauen können und Meister werden wollen.

351.

Hat einer einen jener grossen Aufschwünge in's höhere Reich des Geistes gemacht und ihn darstellen können, da macht die Menschheit den Versuch, ihn in sich aufzusaugen: das heisst viele versuchen in der gleichen Richtung zu fliegen und erst spät beruhigt sich die Begierde. Es sind die Moden im grossen Stile, namentlich

für die Ehrgeizigsten. Es war die Art, wie man ehemals reiste und Abenteuer suchte.

352.

Das grosse, volle, offene Auge hat der, welcher gewohnheitsmässig viel auf einmal überschauen will, also das Kind, welches oft erstaunt ist, der Liebende, der all sein Glück mit seinem Blicke umspannen möchte, der Denker, der viele wichtige Dinge vor sich hat und sie ordnen will. Andere, welche viel an kleine Dinge denken, haben das verkleinerte, scharfe Auge, sie wollen möglichst genau sehen, als ob sie den Bewegungen eines Insectes folgten. So auch der Argwöhnische. Der Schrecken blickt gross, weil in ihm Erstaunen ist, die Furcht wechselt die Richtung des scharfen Blickes sehr schnell, unruhig darüber, woher die Gefahr kommt.

353.

Vor Menschen mit grosser Seele zeigen wir den grossen Zusammenhang unser selbst und glauben vor ihnen an denselben mehr als allein. Deshalb sind sie uns nöthig. Unsäglich viel kleine, verschobene Linien können wir preisgeben, — dies thut wohl. Andere können nur diese Kleinigkeiten sehen, vor ihnen müssen wir sie eingestehen oder läugnen, in beiden Fällen ohne Genugthuung.

354.

Die Unächtheit ist mitunter nur ein harter Ausdruck für jene Passivität, vermöge deren ein Mensch wie ein Weib immer Kinder zu Tage bringt, die ihrem Vater ähnlich sehen, und nicht ihm selber! Passive Künstler

wie Liszt. Auch Denker, welchen alle Arten von Wirklichkeit männlich imponiren und ebenso Liebe einflössen. Der Kampf gegen diese Passivität wird häufig von der Eitelkeit geführt. Dann aber auch von dem Gewissen der Treue, die sie uns oft gebrochen. Es giebt eine listige Gattung superiorer Naturen, welche über dieser Passivität stehen, sie gewähren lassen wie eine Leidenschaft, aber ihr Gelegenheiten machen: so eignen sie sich Erfahrungen an, denen andere Denker fremd bleiben.

355.

Das Genie wird verkannt und verkennt sich selber, und dies ist sein Glück! Wehe, wenn es sich selber erkennt! Wenn es in die Selbstbewunderung, den lächerlichsten und gefährlichsten aller Zustände verfällt! Es ist ja am reichsten und fruchtbarsten Menschen nichts mehr, wenn er sich bewundert, er ist damit tiefer herabgestiegen. Geringer geworden, als er war — damals, wo er sich noch an sich selber freuen konnte, wo er noch an sich selber litt! Da hatte er noch die Stellung zu sich, wie zu einem Gleichen! Da gab es noch Tadel und Mahnung und Scham! Schaut er aber zu sich hinauf, so ist er sein Diener und Anbeter geworden und darf nichts mehr thun als gehorchen, das heisst: sich selber nachmachen! Zuletzt schlägt er sich mit seinen eigenen Kränzen todt; oder er bleibt vor sich selber als Statue übrig, das heisst als Stein und Versteinerung!

356.

Es ist selten, dass einer, der berühmt geworden ist, nicht eben dadurch feige und närrisch geworden ist. Die

Anhänger als Masse hängen sich immer an seine Schwächen und Übertriebenheiten und haben leichtes Spiel ihn zu überreden, dass hier seine Tugend, seine Bestimmung zu sehen sei. Ist jemals ein grosser Mann von seinen Zeitgenossen darin erkannt worden, worin er gross ist? Ist jemals ein berühmter Mann der Feind seiner Anhänger gewesen? — Schopenhauer war zum Narren seines Ruhmes geworden, bevor er ihn hatte.

357.

Er hat nöthig Feindseligkeiten zu säen, damit er berühmt bleibe und es noch mehr werde. Glaubt ihm nicht, er weiss ganz genau, dass er betrügt. Er braucht den Fanatismus der Freunde und Feinde, um sich zu belügen.

358.

Das Genie wie ein blinder Seekrebs, der fortwährend nach allen Seiten tastet und gelegentlich etwas fängt: er tastet aber nicht, um zu fangen, sondern weil seine Glieder sich tummeln müssen.

359.

Den Zufall benützen und erkennen heisst Genie. Das Zweckmässige und Bekannte benützen — Moralität?

360.

Man soll das unbeschreibliche Unbehagen, welches so oft productive Menschen um sich verbreiten, als Gegenrechnung aufstellen, wenn man die Freude und Erhebung überschlägt, welche die Menschen ihren Werken danken. Ihre Unfähigkeit, sich zu beherrschen, ihr Neid, die Bös-

willigkeit und Unsicherheit ihres Charakters machen aus ihnen leicht ebenso grosse Übelthäter der Menschheit, als sie sonst deren Wohlthäter sein mögen. Namentlich ist das Verhalten der Genie's zu einander eines der dunkelsten Blätter der Geschichte. Die Genieverehrung ist oft eine unbewusste Teufelanbetung gewesen. Man sollte überrechnen, wie viele Menschen in der Umgebung eines Genie's sich ihren Charakter und ihren Geschmack verdorben haben. Grosse Menschen ohne Werke thun vielleicht mehr noth als grosse Werke, um die man einen solchen Preis von Menschenseelen zahlen muss. Aber einstweilen versteht man kaum, was ein grosser Mensch ohne grosse Werke ist.

361.

Die Genie's, die ihren Anhängern ein Stück Gehirn ausschneiden, gleich Hühnern, so dass diese dann halbtrunken und schwankend die Reflexbewegungen der Anbetung ausführen.

362.

Und wenn es die Entscheidung über euer Leben gilt, wie könnt ihr euch jemand anvertrauen, sei es ein Christus oder Plato oder Goethe! Aber euer Glaube muss so blind, so unbedingt, so fanatisch sein, damit ihr das Lied eures schlechten Gewissens übertönt, damit ihr euch vor euch selber Muth macht mit der Energie eurer Töne und Bewegungen. O ihr Schauspieler vor euch selber!

363.

Die Verkümmerung vieler Menschen hat darin ihren Grund, dass sie immer an ihre Existenz in den Köpfen der Anderen denken, das heisst sie nehmen ihre Wir-

kungen ernst und nicht das, was wirkt: sich selber. Unsere Wirkungen aber hängen von dem ab, worauf gewirkt werden muss, stehen also nicht in unserer Gewalt. Daher so viel Unruhe und Verdruss.

364.

Anstatt zu wünschen, dass andere uns so kennen, wie wir sind, wünschen wir, dass sie so gut als möglich von uns denken. — Wir begehren also, dass die Anderen sich über uns täuschen: das heisst wir sind nicht stolz auf unsere Einzigkeit.

365.

Falsche Schlüsse: „ich schätze die Menschen gering, folglich schätzen sie mich hoch", „ich fürchte die Menschen nicht, folglich fürchten sie mich". Aber die umgekehrten Schlüsse sind eben so falsch. Das Schliessen ist hier eben das Falsche: es ist, als ob ein Kind schliesst: „ich mache die Augen zu, folglich sehen mich die Anderen nicht."

366.

Gegen jedermann ein spitzes, zweischneidiges, aufreizendes Wörtchen haben: das sind die, welche es gern haben, wenn die Ochsen schneller laufen, und etwas nachhelfen. Aber es giebt Tollkühne, welche jedermann rasend machen wollen, um sich so der Wirkung ihrer Kraft zu freuen.

367.

Die Meisten haben allein Geist, wenn sie in kriegerischer Verfassung sind, bei Angriff, Furcht, Vertheidigung, Rache. Dafür verfallen sie, sobald dieser Zustand nach-

lässt, in die Dumpfheit. — Es gehört sehr viel Geist dazu, im Wohlbefinden noch davon übrig zu haben.

368.

Wenn wir das Gute, das wir einem Besitze verdanken, bei allem Bemühen, es zu überschauen, nicht mehr zu überschauen vermögen, so entsteht Liebe: ein Überströmen gegen etwas Unbegrenztes; es fehlt ihr die Kenntniss des ganzen Werthes einer Sache oder Person, weil keine Wage gross genug ist ihn zu fassen. Man bringt alles Höchste, das man kennt, zur Vergleichung heran; lieben wir, so denken wir fortwährend an alles Höchste aller Art, und weil es uns immer zugleich mit dem geliebten Gegenstande einfällt, so verwechseln wir es auch wohl mit ihm.

369.

Dinge, die man dauernd lieb haben will, muss man ein wenig unter ihrem wahren Werthe ansetzen: man darf nie ganz wissen, was sie sind. Wehe dem, der übertreibt! Er verliert jedes Kleinod: falls er nämlich aus der Stimmung der Übertreibung in ihren Gegensatz geräth.

370.

Die Unabhängigkeit ist kein Genuss mehr, wenn ihr der Stachel fehlt. Und bei der absoluten Unmöglichkeit eines Blicks auf die Unabhängigkeit verliert die Abhängigkeit ihr Unangenehmes. So bei der Unfreiheit des Willens. Wir haben den Stachel der uralten Illusion abzubrechen: dann sind wir ganz froh und zufrieden.

371.

Keiner weiss genau, was er thut, wenn er ein Kind zeugt; für den Weisesten ist es ein Lotteriespiel. Und der Mensch soll frei sein! der nicht einem Vernunft-Acte sein Dasein dankt!

372.

Ein Amt ist gut: man legt es zwischen sich und die Menschen, und so hat man sein ruhiges und listiges Versteck und kann thun und sagen, was jedermann von uns zu erwarten für sein Recht hält. Auch ein frühzeitiger Ruhm kann so benutzt werden: vorausgesetzt, dass hinter ihm, unhörbar, unser eigenes Selbst wieder mit sich frei spielen und über sich lachen kann.

373.

Woran liegt es, dass die gemeinen Leute, namentlich im Orient, glücklich und ruhig sind? Es fehlen ihnen die falschen Phantasie-Befriedigungen, die geistigen Räusche und Ernüchterungen, sie leben geistig gleichmässig. Nicht der Geist, sondern die Geistigkeit ist die Gefahr.

374.

Beschäftigt wollen die Menschen noch mehr als glücklich sein. Also ist jeder, der sie beschäftigt, ein Wohlthäter. Die Flucht vor der Langenweile! Im Orient findet sich die Weisheit mit der Langenweile ab, das Kunststück, das den Europäern so schwer ist, dass sie die Weisheit als unmöglich verdächtigen.

375.

Ist nicht unsere Denkfreigeisterei als ein übertriebenes, einseitiges Handeln aufzufassen, dem das Gegengewicht

abhanden gekommen ist? Wird nicht auch der Künstler häufig durch sein künstlerisches Schaffen aus seinem Centrum geworfen? Sind nicht Sich-verhehlen, Sich-vergessen, Sich-verleugnen die Gefahren des fruchtbaren Einsamen?

376.

Die erfinderischen Menschen leben ganz anders als die thätigen; sie brauchen Zeit, damit sich die zwecklose, ungeregelte Thätigkeit einstellt: Versuche, neue Bahnen. — Sie tasten mehr, als dass sie nur die bekannten Wege gehn, wie die Nützlich-Thätigen.

377.

Auch im Handeln giebt es solche erfinderischen, stets versuchenden Menschen, welche den Zufall aus sich nicht bannen mögen (Napoleon).

378.

Stark sinnliche Menschen gewinnen ihre intellectuelle Kraft erst bei der abnehmenden Ebbe ihrer Nerven: das giebt ihrer Production den schwermüthigen Charakter.

379.

Die Blase der eingebildeten Macht platzt: dies ist das Cardinalereigniss im Leben. Da zieht sich der Mensch böse zurück oder zerschmettert oder verdummt. Tod der Geliebtesten, Sturz einer Dynastie, Untreue des Freundes, Unhaltbarkeit einer Philosophie, einer Partei. Dann will man Trost, das heisst eine neue Blase.

380.

Zuerst hat man in seiner intellectuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, dass wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmuth verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Geniessen noch auf und bezweifelt sehr, dass die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, dass er Unrecht habe, wie einen Verrath, eine Indiscretion von uns.

381.

Man muss die Probe machen, wer von den Freunden und denen, welchen „unser Wohl am Herzen liegt", Stand hält: behandelt sie einmal grob.

382.

Was sind mir Freunde, welche nicht wissen, wo unser Schweres und wo unser Leichtes liegt! Es giebt Stunden, in denen wir unsere Freundschaften wiegen.

383.

Wer die Pein erfahren hat, die Wahrheit zu sagen, trotz seiner Freundschaften und Verehrungen, scheut sich gewiss vor neuen.

384.

Habt ihr es nicht erlebt? Man thut sein Äusserstes an Selbstüberwindung und kommt wie ein halber Leichnam, aber siegesfroh aus seinem Grabe — und die guten Freunde meinen, wir seien recht lustiger und absonderlicher Laune, merken nichts, aber meinen ein Recht zu haben, mit uns ihren Scherz zu treiben? Ich glaube, die Jünger in Gethsemane schliefen nicht, aber sie lagen im Grase und spielten Karten und lachten.

385.

Im Zustande der Schwangerschaft verbergen wir uns und sind furchtsam: denn wir fühlen, dass es uns schwer fällt, uns jetzt zu vertheidigen, noch mehr, dass es dem, was wir mehr lieben als uns selber, schädlich sein würde, wenn wir uns vertheidigen müssten.

386.

Wir gehen leichter an unseren Stärken, als an unseren Schwächen zu Grunde; denn in Bezug auf diese leben wir vernünftig, nicht aber in Bezug auf unsere Stärken.

387.

Mitunter treibt unsere Stärke uns so weit vor, dass unsere schwachen Partien (zum Beispiel Gesundheit, Selbstbeherrschung) dabei uns tödtlich werden.

388.

Man lernt zu sprechen, aber man verlernt zu schwätzen, wenn man ein Jahr lang schweigt.

389.

Vortheil der Einsamkeit: wir lassen unsere ganze Natur, auch ihre Verstimmungen gegen unser Hauptobject los und nicht an anderen Dingen und Menschen: so leben wir es durch!

390.

Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich.

391.

Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewusstsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir werth sind, das müssen wir den Anderen glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurtheilen können, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen den frohen, ermuthigenden Zuruf. Die Einsamen werden sonst düster und verlieren die Hälfte ihrer Tüchtigkeit, und ihre Werke mit ihnen.

392.

Mich interessirt nichts mehr, als wenn einer einen Umweg über ferne Völker und Sterne macht, um schliesslich so etwas von sich zu erzählen.

393.

Wie ein Drama sein inneres Leiden sehen ist ein höherer Grad als nur leiden.

394.

Eine Gesundheit voll unbegreiflicher, plötzlicher Umdrehungen und Fallthüren — ein tiefes Misstrauen unterhaltend, und jede glückliche Stunde mit einem absichtlichen Leichtsinn und Augenverschliessen vor der Zukunft — sonst ist Glück nicht möglich.

V.

Religion.

1. Allgemeines.

395.

Hat die Menschheit dasselbe Verfahren, wie die griechischen Künstler, welche, um einen Gott auszudrücken, ihren Statuen das Allzumenschliche der Muskeln u. s. w. nahmen? die sämmtlichen Details wegnahmen? Ist der grosse Mensch ein Mensch, dessen Details hinweggedacht werden, vermöge der zwingenden, vergötternden Gewalt seines Ganzen? Ist so die Tugend entstanden, dass man das Mikroskop des Blicks abwandte, also unredlicher sah? Ist so die Gottheit vom Menschen gebildet, dass er immer mehr Menschliches übersah?

396.

Es herrscht immer noch die Neigung, alle hochgeschätzten Dinge und Zustände auf eine noch höhere Ursache zurückzuführen: so dass diese Welt hoher Dinge gleichsam ein Abglanz einer noch höheren sei. Es scheint also die Verminderung einer Eigenschaft den Menschen natürlicher als eine Steigerung: „das Vollkommene kann nicht werden, sondern nur vergehen", ist eine uralte Hypothese. Erinnerung an eine frühere, bessere Welt (Präexistenz), oder Paradies im Anfange, oder Gott als

Ursache der Dinge, — alles setzt die gleiche Hypothese voraus. „Der werdende Gott“ ist der mythologische Ausdruck für die wahren Vorgänge.

397.

Man schuf die Götter, nicht nur aus Furcht: sondern wenn das Gefühl der Macht phantastisch wurde und sich selber in Personen entlud.

398.

Es gab Götter, die das Unglück wollten, andere, die vor Unglück schützten, noch andere, die im Unglück trösteten.

399.

Unter allen, die sich um Gründung und Verbreitung von Religionen verdient gemacht haben, hat es noch keinen ausgezeichneten Kopf und ebensowenig einen redlichen Menschen gegeben. Diese grossen Massen-Leidenschaften sind von den gröbsten Köpfen, solchen, die blinden Glauben an sich haben, wie die Thiere, gemacht worden.

2. Christenthum.

a) Die christliche Lehre.

400.

Wenn wir überall, wo der Christ sich seinen Gott wirkend denkt, den Zufall an die Stelle Gottes setzen, so bekommt man einen Überblick, wie sehr der Christ in der Summe seines Handelns die Welt entgeistet und dem

Zufall wieder preisgiebt (zum Beispiel, wenn er in Krankheiten den Arzt ablehnt). Die Religionen haben das Reich des Zufalls verlängert, das heisst dem Geiste seine Zeit und Kraft beschränkt. — So lange wir moralisch handeln, lassen wir den Zufall, dass wir in diesem Lande geboren sind und diese Menschen um uns haben, zum Gesetz über uns werden und entziehen uns dem Geiste, welcher nur das individuelle Beste sucht.

401.

Bei allem, was geschieht, sagen: Gott würde es nicht zulassen, wenn es mir nicht zuträglich wäre, — an dieser himmlischen Kinderei hätte die Menschheit schon mehrere Male zu Grunde gehen können. Glücklicherweise gab es immer Menschen, die nicht christlich genug waren, um sich so kindlich zu beruhigen.

402.

Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag — und der stärkste Flügel. Das Christenthum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen — die Menschen wären Götter geworden: damals konnte man noch glauben.

403.

Die Natur ist böse, sagt das Christenthum; sollte das Christenthum also nicht ein Ding wider die Natur sein? Sonst wäre es ja, nach seinem eigenen Urtheil, etwas Böses.

404.

Das Christenthum hält erstens: eine fundamentale Verbesserung der Menschen für möglich ohne Verbesserung ihres Wissens, ohne Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Zustände; zweitens: es will Enthaltung von der Welt, aber nicht Förderung der Welt; drittens: es zieht Leid und Trübsal vor und erweckt Argwohn gegen das Wohlbefinden; viertens: es zieht den Glauben dem Wissen und die Unbegreiflichkeit dem Verständniss vor und macht argwöhnisch gegen die Vernunft; fünftens: es beachtet Geschlecht, Stand, Volk nicht, diese Unterscheidungen sind ihm unwesentlich; wenn aber mit diesen Unterscheidungen Nothstände verbunden sind, so findet es die Aufrechterhaltung der Unterschiede wünschenswerth, um der Nothstände und ihrer Heilswirkungen halber; sechstens: es setzt die tiefe Verderbtheit aller Dinge und Menschen voraus und sieht den Untergang als bevorstehend an; es will diesen Untergang nicht aufhalten, es will die Welt sich möglichst verleiden. — Dächte man sich das Christenthum, in seiner ganzen Stärke aufgefasst, als herrschend, dächte man sich, dass keine Kräfte dagegen wirken, so würde es in kurzer Zeit den Untergang des Menschengeschlechtes herbeiführen; es nimmt den Menschen die Gesundheit, die Freude, das Zutrauen, die Absichten für die Zukunft der Welt (also die Thätigkeit). Diese Consequenz geben einige Kirchenväter zu: sie sehen hier keinen Vorwurf und Einwand.

405.

Das Ziel der christlichen Moralität ist nicht das irdische Glück, sondern die irdische Unseligkeit. Das Ziel

des practischen Christen, der in der Welt steht, ist nicht der Welterfolg, sondern das Nicht-mehr-handeln-müssen oder sogar der Misserfolg. Jene Unseligkeit und diese Misserfolge sind die Mittel und Stufen zur Entweltlichung. Giebt es noch Christenthum? Es scheint, es ist schon am Ziele seiner Entweltlichung, nämlich zur Welt hinaus. Aber es hat, bevor es schied, an die Wand seine Schrift gemalt, und diese ist noch nicht verschwunden: „die Welt ist verächtlich, die Welt ist böse, die Welt ist das Verderben."

406.

Woher kommt es, dass das Christenthum die Grausamkeit gegen die Thiere in Europa verbreitet hat, trotz seiner Religion des Mitleidens? Weil es viel mehr als dies auch eine Religion der Grausamkeit gegen Menschen ist.

407.

Die Sünden-Betonung hat den egoistischen Gedanken an die persönlichen Folgen jeder Handlung hundertfach verschärft, und davon abgelenkt, die Folgen für andere auszudenken. Das Unrecht gegen Gott — dadurch ist die Gedankenlosigkeit über Handlungen und allgemeine Nachwirkungen derselben für die Menschheit gross geworden. Die Reue, der Gewissensbiss! Der Christ denkt nicht an den Nächsten, er ist ungeheuer mit sich beschäftigt.

408.

Keine Mythologie hat schädlichere Folgen gehabt, als die, welche von der Knechtschaft der Seele unter dem Körper spricht.

409.

Die Liebe Gottes zum Menschen ist die Ausschweifung des Gedankens von ungeschlechtlich lebenden Menschen. Dem Alterthum konnte so etwas nicht einfallen

410.

Die Spannung zwischen dem immer reiner und ferner gedachten Gott und dem immer sündiger gedachten Menschen — einer der grössten Kraftversuche der Menschheit. Die Liebe Gottes zum Sünder ist wundervoll. Warum haben die Griechen nicht eine solche Spannung von göttlicher Schönheit und menschlicher Hässlichkeit gehabt? Oder göttlicher Erkenntniss und menschlicher Unwissenheit? Die vermittelnden Brücken zwischen zwei solchen Klüften wären Neuschöpfungen, die nicht da sind (Engel? Offenbarung? Gottessohn?)

b) Aus der Geschichte des Christenthums.

411.

Wenn in die Seele eines Kindes in einer abergläubischen Umgebung und Zeit der Gedanke fällt: „du bist der Sohn Gottes“ und es von früh an durch die Frömmigkeit seiner Mutter belehrt wird, dass dieser Gott heilig ist und Heiligkeit will: dazu ein sanftes Temperament und eine glühende, visionäre Phantasie, ein durch Enthaltsamkeit und Einsamkeit erzogenes Vertrauen zu sich selber: so einer kann zum Glauben sündlos zu sein kommen, sobald er als Sohn Gottes sich glaubt und somit seinen eigenen Befehlen gehorcht: — sublime Art

des Stolzes. Als Gesetzgeber ist er dem Gesetz überlegen, er kann Höheres darüber hinaus zeigen, es vollenden: wie ungereimt für ihn, etwas zu thun, das wider seine fixe Idee geht! Von dieser Höhe aus sehnt er sich nach Liebe — die Menschen sollen an ihn glauben: das ist das Einzige, was ihm fehlt, und dafür will er ihnen alles geben, was er kann, zum Beispiel Gottes Gnade. Die Kinder, die Armen, die Dummen, die Verachteten, die sich selber Verachtenden sind seine Lieblinge. Er dichtet sich seinen Gott nach seinem Bilde, so dass er Liebe erweisen kann als Gott: er eliminirt und schwächt Vorstellungen, aus denen ein anderer Gott sich ergiebt. Seine Redlichkeit gegen sich ist sehr gering, er hat weder in Bezug auf seinen Glauben als Gottessohn ein feines Gewissen, noch in Bezug auf seine Erkenntniss der Natur und des Menschen. Er belügt sich, ganz im Dienste seiner Leidenschaft: was er nicht kennt, schätzt er nicht, er behandelt sich als Maass der Dinge, mit der Unerfahrenheit eines einsamen Schäfers, der nur Schafe um sich hat. Sein wunder Punkt ist, dass die Menschen ihm nicht glauben wollen, während er sich selber glaubt: und hierbei wird seine Phantasie grausam und düster, und er dichtet die Hölle für die, welche nicht an ihn glauben. Sein Mangel an Bildung schützt ihn davor, sich die Entstehung einer Leidenschaft vorzustellen und sich selber einmal objectiv zu sehen: er steht nie über sich (wie zum Beispiel Napoleon). Das Furchtbarste, ewig Unsühnbare der Menschen wurde das Verschmähen seiner Liebe: das ist ein gemeiner Zug. Ebenso seine Verdächtigung der Reichen, des Geistes, des Fleisches — seine Milde und Nachsicht ist kurz und ganz egoistisch.

412.

Wie streng ist man gegen Calvin wegen einer Hinrichtung! Und Christus verwies alle, die nicht an ihn glaubten, in die Hölle — und Menschen, noch furchtbarer als er, fügten hinzu: „mit rückwirkender Kraft".

413.

Wenn ein Idealist der Praxis nicht Sceptiker aus Instinct ist, so wird er zum Narren der Eitelkeit und hält sich zuletzt für Gottes Sonn.

414.

Es ist beschränkt, die Pharisäer als Heuchler aufzufassen, sie leben immer in dem festen Zutrauen zu ihren Handlungen, sie sehen sie nicht tiefer und wahrhaftiger an und kennen durch Gewohnheit bei sich nur gute Motive: die andern sehen sie nicht, ihr Auge ist dafür blind. — Gesetzt, man setzte ihnen ein neues Auge ein und machte sie mit sich unzufrieden: nun, so mehrte man den allgemeinen Jammer. Die Handlungen blieben dieselben in ihren Wirkungen für andere, und somit wäre es eine überflüssige Menschenquälerei. Diese will das Christenthum.

415.

Was die Römer an den Juden hassten, das war nicht die Race, sondern eine von ihnen beargwöhnte Art des Aberglaubens, und namentlich die Energie dieses Glaubens (die Römer, wie alle Südländer, waren im Glauben lässig oder sceptisch und nahmen nur die

Gebräuche streng). Dasselbe ist ihnen an den Juden anstössig, was ihnen an den Christen anstössig ist: der Mangel an Götterbildern, die sogenannte Geistigkeit ihrer Religion, eine Religion, die das Licht scheut, mit einem Gott, der sich nicht sehen lassen kann: dies erweckte Argwohn; noch mehr das, was man vom Osterlamm munkelte, vom Essen des Leibes, Trinken des Blutes und dergleichen. — In Summa: die Menschen der Bildung damals meinten, Juden und Christen seien heimliche Kannibalen. Dann traute man ihnen zu, verrücktes Zeug ehrlich zu glauben, das jüdische und christliche Maass im Glauben-können war den Römern verächtlich; der Jude in Christus war es, der vor allem Glauben forderte. Die Gebildeten jener Zeit, vor denen alle philosophischen Systeme einander in den Haaren lagen, fanden dieses Glauben-fordern unausstehlich. „*Credat Judaeus Apella*“ (Horaz).

416.

Nicht die Sittenverderbniss — diese beschränkte sich auf fünf bis zehn Städte des ungeheueren Reiches — sondern die Ermüdung, welche überall eintrat, weil man am Ziele zu sein glaubte, in Betreff der Cultur und der staatlichen Formen, führte die alte Welt in die Schlinge des Christenthums. Die Menschen wollen lieber untergehen als sich am Ende wissen, das Ausleben als einziger Zweck des Lebens ist ihnen ein unerträglicher Gedanke. Man war seiner selbst und der Welt müde: das Christenthum machte alles wieder interessant, indem es alle Werthurtheile umdrehte und hinter das Ende aller Dinge ein Gericht setzte.

417.

Das Christenthum erscheint als eine epidemische Panik; es war prophezeit worden, dass in Kürze die Erde untergehen würde. An den Gedanken dieser furchtbaren Gefahr rankten sich benachbarte Gedanken an: Untergang warum? Um unserer Sünden halber? Also vielleicht ein Gericht? Und wo ein Fürsprecher? u. s. w. Zuletzt erschien es als das allgemein Rathsamste, in gewohnter antiker Weise vor die Richtstätte zu treten, das heisst in dem denkbar erbärmlichsten und mitleiderweckendsten Zustande. Dieses Bild des antiken Angeklagten halten später die Anachoreten fest; sie wollten jeden Augenblick bereit sein, und die Vorstellung des plötzlich hereinbrechenden Gerichtes liess sie alles ersinnen, wodurch ein Mensch bejammernswürdig erscheint; Gott solle es, wie ein römischer Prätor, nicht aushalten, ein so verkümmertes und entsetzlich leidendes Wesen als schuldig zu behandeln. Das Christenthum kennt nur den würdelosen Schuldigen.

418.

Wie ist es doch geschehen, dass, in der Geschichte des Christenthums, zu den Geistig-Armen, unter und aus denen es geboren wurde, endlich auch die Geistreichen, ja selbst die Reichen des Geistes überliefen? Das Christenthum als grosse Pöbelbewegung des römischen Reichs ist die Erhebung der Schlechten, Ungebildeten, Gedrückten, Kranken, Irrsinnigen, Armen, der Sclaven, der alten Weiber, der feigen Männer, im Ganzen aller derer, welche Grund zum Selbstmord gehabt hätten, aber den Muth dazu nicht hatten; sie suchten mit Inbrunst ein Mittel, ihr Leben auszuhalten und aushaltenswerth zu

finden, fanden es, und boten der Welt ihre neue Art von Glück an. Ein Glück solchen Ursprungs war die grösste Paradoxie des Alterthums; die damalige Bildung war zu paradoxensüchtig, um es nicht sehr anziehend zu finden. „Das Heil kommt von den Juden," — das war ein Satz, gegen den kein geistreicher Alter seine Haltung auf die Dauer behauptete. „Versuchen wir es also mit den Juden," — so klang die innere Stimme, durch welche der Geist auf die Seite der grossen Bewegung gerufen wurde.

419.

Das Christenthum hat der geistigen Armuth das Himmelreich verheissen: aber der erste gebildete und geistreiche Christ hat dem Christenthum seine Dialectik und Rhetorik gegeben, ohne diese wäre es an seiner geistigen Armuth zu Grunde gegangen.

420.

Das erste Christenthum schätzte am höchsten die Eigenschaften, die zur Mission befähigten, um vor dem nahen Ende die Lehre bis an die Grenzen der Erde zu tragen. (Ehelosigkeit und Verlassen der Güter.) Weltflucht hiess, das griechisch-römische Leben nicht mitmachen, da dies durch und durch auf heidnischer Cultur ruhte. Neuplatonische Grundannahme, dass wir für ein höheres Leben zu leben hätten; die Erde erschien zu niedrig, insgleichen die Cultur. Dieser naive Stolz! „Entrückt und erhoben sein von der Erde — Berühren des höchsten Weltgrundes im Gefühl" — eine Art platonischer Erkenntniss — alles Täuschung. Die neuplatonische Ansicht verschmolz mit dem Christenthum, es sind die

religiosi, die höheren Menschen. Die Reformation verwarf diese Höheren und leugnete die Erfüllung des sittlich religiösen Ideals, Luther hatte gegen die *vita contemplativa* viel Bosheit und Widerspruch.

421.

Das Christenthum gieng in dem Grade bei dem alten Testament in die Schule, als es sich bemühte eine Weltreligion zu werden. Das weltflüchtige Christenthum brauchte das alte Testament nicht.

422.

Christenthum und Judenthum: das Ideal ausser uns gesetzt, mit höchster Macht und befehlend! und belohnend und strafend! — Wie hoch muss ein Jeder stehen, um dies sich selber zu leisten! Und wie wenig willkürlich wird ihm das Bild von sich erscheinen müssen! Darf er sich als dessen Schöpfer fühlen?! Kaum!

423.

Die eigentliche Unverschämtheit der Güte habe ich am besten bei Juden beobachtet. Man denke an die Anfänge des Christenthums.

424.

Feuer im Leibe, Schnee auf dem Haupte und den Mund voll schwarzer Dämpfe wie der Ätna — Savonarola.

425.

Pascal's Gespräch mit Jesus ist schöner als irgend etwas im neuen Testament! Es ist die schwermüthigste

Holdseligkeit, die je zu Worte gekommen ist. An diesem Jesus ist seitdem nicht mehr fortgedichtet worden, deshalb ist nach Port-Royal das Christenthum überall im Verfall.

426.

Pascal rieth, sich an das Christenthum zu gewöhnen, man werde spüren, dass die Leidenschaften schwinden. Dies heisst: seine Unredlichkeit sich bezahlt machen und sich ihrer freuen.

427.

Der Hauptfehler Pascal's: er meint zu beweisen, dass das Christenthum wahr ist, weil es nöthig ist — das setzt voraus, dass eine gute und wahre Vorsehung existirt, welche alles Nöthige auch wahr schafft: es könnte aber nöthige Irrthümer geben! Und endlich: die Nöthigkeit könnte nur so erscheinen, weil man sich an den Irrthum schon so gewöhnt hat, dass er wie eine zweite Natur gebieterisch geworden ist.

428.

Das Bedürfniss, sich über alle Sachen auszusprechen, die uns quälen, liess Gott dem Christen immer gegenwärtig erscheinen. Für die gröberen, phantasieärmeren Naturen schuf die Kirche seinen Vertreter, den Beichtvater. Warum will man sich aussprechen? Weil eine Lust dabei ist, eine Vergewaltigung des Anderen, dem wir unser Leid zu hören, mitzuempfinden, mitzutragen geben. Gott als Sündenbock muss auch Beichtvater sein.

429.

Der Irrthum der kirchlichen Absolution (und oft auch der staatlichen Strafen) besteht darin, dass hier ein Einmal zum Keinmal gemacht werden soll. Wenn die Erinnerung an eine Schuld nicht mehr quält, dann wirkt der durch sie eingeübte innere Mechanismus viel leichter, und es giebt kein Hinderniss mehr für ein neues Abspielen des alten Liedes. Daher fromme, ehebrecherische Frauen unter den Katholiken keine Seltenheit sind, welche täglich sündigen und sich täglich absolviren lassen.

430.

Will man behaupten, dass der Germane für das Christenthum vorgebildet und vorbestimmt gewesen sei, so darf es einem nicht an Unverschämtheit fehlen. Denn das Gegentheil ist nicht nur wahr, sondern auch handgreiflich. Woher sollte auch die Erfindung zweier ausgezeichneter Juden, des Jesus und des Saulus, der zwei jüdischsten Juden, die es vielleicht gegeben hat, gerade die Germanen mehr anheimeln als andere Völker? (Beide meinten, das Schicksal jedes Menschen und aller Zeiten, vorher und nachher, nebst dem Schicksale der Erde, der Sonne und der Sterne, hänge von einer jüdischen Begebenheit ab: dieser Glaube ist das jüdische *non plus ultra*.) Wie reimt sich die höchste moralische Subtilität, welche ein Rabbiner- und nicht ein Bärenhäuter-Verstand so geschärft hat, und welcher die Erfindung des heiligen Gottes und der Sünde an ihm zuerst gelungen ist, das Gefühl der Unfreiheit und Knechtschaft in einem grenzenlos ehrsüchtigen Völkchen, sein Ausschauen nach dem Erlöser und Vollender aller Hoffnungen, die priesterliche

Hierarchie und das volksthümlichere Ascetenthum, die überall fühlbare Nähe der Wüste, und nicht die des Bärenwaldes, — wie reimt sich dies alles zum faulen, aber kriegerischen und raubsüchtigen Germanen, zum sinnlich kalten Jagdliebhaber und Biertrinker, der es nicht höher als bis zu einer rechten und schlechten Indianerreligion gebracht hat und Menschen auf Opfersteinen zu schlachten noch vor zehnhundert Jahren nicht verlernt hatte?

431

Das Christenthum ist aus dem Judenthum hervorgegangen und aus nichts anderem: aber es ist in die römische Welt hineingewachsen und hat Früchte hervorgetrieben, welche sowohl jüdisch als römisch sind. Dieses gekreuzte Christenthum hat im Katholicismus eine Form gefunden, bei der das römische Element zum Übergewicht gekommen ist: und im Protestantismus eine andere, bei der das jüdische Element vorherrscht. Dies liegt nicht daran, dass die Germanen, die Träger der protestantischen Gesinnung, den Juden verwandter sind, sondern dass sie den Römern ferner stehen, als die katholische Bevölkerung Süd-Europas.

432.

Das Christenthum (und nicht nur die katholische Kirche) fährt fort, sich zu stellen, als ob es alles forderte, aber es ist sehr zufrieden, sehr dankbar, wenn es nur etwas erhält. In dieser Genügsamkeit ist jetzt auch der beste Christ, nach christlichem Maasse gemessen, schlimmer als ein Heide; er will weder für seinen Glauben leben, noch mit seinem Glauben sterben; er ist zufrieden, wenn man ihnen beiden ein Almosen giebt.

433.

In unseren Schulen wird die jüdische Geschichte als die heilige vorgetragen: Abraham ist uns mehr als irgend eine Person der griechischen oder deutschen Geschichte, und von dem, was wir bei David's Psalmen empfinden, ist das, was das Lesen Pindar's oder Petrarca's in uns erregt, so verschieden, wie die Heimath von der Fremde. Dieser Zug zu Erzeugnissen einer asiatischen, sehr fernen und sehr absonderlichen Race ist vielleicht inmitten der Verworrenheit unserer modernen Cultur eine der wenigen sicheren Erscheinungen, welche noch über dem Gegensatz von Bildung und Unbildung erhaben stehen: die stärkste sittliche Nachwirkung des Christenthums, welches sich nicht an Völker, sondern an Menschen wendete und deshalb gar kein Arg dabei hatte, den Menschen der indogermanischen Race das Religionsbuch eines semitischen Volkes in die Hand zu geben. Erwägt man aber, welche Anstrengungen das nichtsemitische Europa gemacht hat, um diese fremdartige kleine jüdische Welt sich recht nahe an's Herz zu legen, sich über nichts darin mehr zu wundern, sondern sich nur über sich selbst und seine Befremdung zu wundern, — so hat vielleicht in nichts Europa sich so sehr selbst überwunden, wie in dieser Aneignung der jüdischen Litteratur. Das jetzige europäische Gefühl für die Bibel ist der grösste Sieg über die Beschränktheit der Race und über den Dünkel, dass für jeden eigentlich nur das werthvoll sei, was sein Grossvater und dessen Grossvater gesagt und gethan haben. Dieses Gefühl ist so mächtig, dass, wer sich jetzt frei und erkennend zur Geschichte der Juden stellen will, erst viele Mühe nöthig hat, um aus der allzugrossen Nähe und Vertraulichkeit herauszukommen und das

Jüdische wieder als fremdartig zu empfinden. Denn Europa hat sich selber zu einem guten Theile in die Bibel hineinlegen und im Ganzen und Grossen etwas Ähnliches thun müssen, wie die Puritaner Englands, welche ihre Gewohnheiten, ihre Zeitgenossen, ihre Kriege, ihre kleinen und grossen Schicksale in dem jüdischen Buche aufgezeichnet (prophezeit) fanden. — Was aber sagt der Europäer, welcher nach dem Vorzug der altjüdischen Litteratur vor allen anderen alten Litteraturen gefragt wird: „Es ist mehr Moral darin". Das heisst aber: es ist mehr von der Moral darin, welche jetzt in Europa anerkannt wird; und das heisst wiederum nichts anderes als: Europa hat die jüdische Moralität angenommen und hält diese für eine bessere, höhere, der gegenwärtigen Gesittung und Erkenntniss angemessenere als die arabische, griechische, indische, chinesische. — Was ist der Charakter dieser Moralität? Sind die Europäer wirklich vermöge dieses moralischen Charakters die ersten und herrschenden Menschen des Erdballes? Aber wonach bemisst man den Rang der verschiedenen Moralitäten? Zudem wollen es die Nicht-Europäer, wie die Chinesen, gar nicht Wort haben, dass die Europäer sich durch Moralität vor ihnen auszeichneten. Es gehört vielleicht mit zum Wesen der jüdischen Moralität, dass sie sich für die erste und höchste hält: es ist vielleicht eine Einbildung. Ja man kann fragen: giebt es überhaupt eine Rangordnung der Moralität, giebt es einen Canon, der über allen waltet, das Sittliche definirt ohne Rücksicht auf Volk, Zeit, Umstände, Erkenntnissgrad? Oder ist eine Ingredienz aller Moralen, der Grad von Anpassung an die Erkenntniss, vielleicht das, was eine Rangordnung der Moralen ermöglicht?

434.

Europa hat einen Excess von orientalischer Moralität in sich wuchern lassen, wie die Juden ihn ausgedacht und ausempfunden haben. Man wird nicht das glücklichste und besonnenste Volk sein, wenn man derart im Moralischen ausschweift und es in's Göttliche, Menschen-Unmögliche hineinverlegt. Sie sind viel gefangen und unterworfen gewesen, sie haben die orientalische Verachtung kennen gelernt dafür, dass sie in ihrem Glauben hartnäckig waren; sie haben sich gegen diesen Glauben so benommen wie asiatische Völker gegen ihre Fürsten, kriechend, ergeben und voller Angst, auch nicht frei vom Gelüst der Unabhängigkeit: so bekamen sie eine unruhige, begehrliche, im Heimlichen sich schadlos haltende Phantasie, die Brutstätte jener sublimen anklägerischen Moralität und jenes wilden Heroismus, der sich ebenso in der Hingebung an ihren Heerführer Gott, als in der Verachtung gegen sich selbst kundgiebt. Das Christenthum hat vermöge seiner jüdischen Herkunft den Europäern jenes jüdische Unbehagen an sich selber gegeben, die Vorstellung von der inneren Unruhe als der menschlichen Normalität: daher die Flucht der Europäer vor sich selber, daher diese unerhörte Thätigkeit, sie stecken Kopf und Hände überallhin. Zudem ist es dem Christenthum gelungen, die rein orientalischen Gegentypen, den Anachoreten und den Mönch als die Vertreter eines „höheren Lebens“ in Europa auftreten zu lassen; dadurch hat es eine falsche Kritik über alles andere Leben ausgesprochen und das Griechische in Europa unmöglich gemacht. Die Athener fühlten sich zwar als die unruhigsten Griechen: aber wie ruhig, wie voll von sich und anderen guten Dingen er-

scheinen sie neben uns! Sie wussten niemanden über sich und brauchten sich selbst nicht zu verachten.

3. Die Religion in der Gegenwart und der Zukunft.

435.

Sie begeistern sich in der Jugend einmal und sind dauernd dafür dankbar, während sie den Gegenständen dieser Begeisterung ferner werden: aber an einer Kritik hindert sie die Pietät. Die Heiligsprechung nimmt zu im Verhältniss, dass die Begeisterungszeit ferner wird und wir den Objecten uns entrückt fühlen. „Was uns einmal so erhoben hat, muss die Wahrheit gewesen sein. Jetzt stehen wir fern und können es nicht mehr prüfen: aber damals waren wir ganz darin zu Hause.“ Der Wahn, dass, was erhebt, wahr ist, und dass alles Wahre erheben muss, ist die Folge von der Verachtung des Irdischen, Materiellen als des Unwirklichen und der Verehrung des Geistigen und des Jenseits als der wahren Welt, von wo aus alle Regungen kommen, die erheben. — Wenn die Geschichte von Christus in diesem Jahrhundert sich ereignet hätte, so würde der für verrückt gelten, der das glaubte, was jetzt noch viele davon glauben.

436.

Das Bedürfniss zu beten, auch das des Bussredens, Lobpreisens, Segnens, Fluchens, alle religiösen Gewohnheiten brechen heraus, sobald ein Mensch pathetisch wird: zum Beweis, dass pathetisch werden heisst: eine Stufe zurücktreten. Wann sind wir davon am entferntesten? Wenn wir spielen, Geist zeigen und austauschen, freudig-heiter sind und schalkhaft dabei, im Scherz über alles Emphatische in Wort, Ton, Trieb —

vielleicht erreichen wir hier einen Vorsprung über unsere Zeit. Der heroische Mensch, der vom Kampf und den Strapazen und dem Hasse ausruht und sich des Pathos schämt — und dort der Priester!

437.

Aus Mitleid mit den Anderen uns religiös stellen? Pfui! Wir müssen sie zu unserer Tapferkeit erheben! Und das ist möglich! Sei es selbst durch den Fatalismus!

438.

Wir würden jetzt die Neigung zu religiösen Verzückungen mit Abführmitteln behandeln.

439.

Religion nouvelle:

1. Für seltene Momente aufgespart.

2. Verehrung der Aufopferungslust.

3. Kein Gott, kein Jenseits, keine Belohnung und Bestrafung.

4. Kein Beschuldigen mehr, keine Gewissensbisse, aber Vernunftsbisse.

5. Das Ich restituirt.

6. Das Schöne empfunden als das sich opfernde Ich.

7. Keine allgemeine Menschenliebe, sondern Herrschaft der Triebe.

8. Die höchste Klugheit als Norm genommen, als gemein und nicht verehrt deshalb, weil gewöhnlich.

9. Die Unklugheit der Grossmuth bewundert. Das Mitleiden eine Schwäche und Erholung — concedirt.

10. Nicht als Opferung für andere verehrt, sondern als der volle Sieg des einen Affects über die anderen, so dass wir das Leben, die Ehre u. s. w. ihm weihen: also die Fülle der Passion ist das Wesentliche.

440.

Gesetzt, unsere Cultur müsste die Frömmigkeit entbehren. Sie könnte sie aus sich nicht erzeugen. Eine gewisse letzte innere Entschlossenheit und Beschwichtigung wird fehlen. Mehr als je kriegerische und abenteurerische Geister! Die Dichter haben die Möglichkeiten des Lebens noch zu entdecken, der Sternkreis steht dafür offen, nicht ein Arkadien oder Campanerthal: ein unendlich kühnes Phantasiren an der Hand der Kenntnisse über Thierentwickelung ist möglich. Alle unsere Dichtung ist so kleinbürgerlich-erdenhaft, die grosse Möglichkeit höherer Menschen fehlt noch. Erst nach dem Tode der Religion kann die Erfindung im Göttlichen wieder luxuriiren.

VI.

Kunst.

1. Kunst im Allgemeinen.

441.

Schön: jeder nennt das schön, was entweder der sichtbare Ausdruck dessen ist, was ihm angenehm (nützlich) ist oder die Erinnerung daran erweckt oder gewöhnlich mit ihm verbunden erscheint.

442.

Welches ist der Zustand, in welchem jemand ein Ding schön nennt? Vielleicht der, wo er an das erinnert wird, was ihn glücklich zu machen pflegt.

443.

Wesen der Kunst: eine schädliche Function wird ausgeübt, ohne dass sie Schaden bringt. Angenehmste Paradoxie.

444.

Der Realismus in der Kunst eine Täuschung. Ihr gebt wieder, was euch am Dinge entzückt, anzieht — diese Empfindungen aber werden ganz gewiss nicht durch die *realia* geweckt! Ihr wisst es nur nicht, was die Ursache der Empfindungen ist! Jede gute Kunst hat gewähnt, realistisch zu sein!

445.

Redlichkeit in der Kunst — nichts zu thun mit Realismus! Wesentlich Redlichkeit der Künstler gegen ihre Kräfte: sie wollen sich selber nicht belügen, noch berauschen, — keinen Effect auf sich machen, sondern das Erlebniss (den wirklichen Effect) nachahmen.

446.

Die Kunst hat auch die Phantasie-Befriedigung: und es ist diese unschuldiger und harmloser als sonst, weil die Schönheit den Maassstab des Maasses mitbringt: sodann weil die Musen sagen: „wir lügen".

447.

Der Dichter scheint fortwährend Zugänge zu einer neuen oder besseren Erkenntniss von Natur und menschlichen Dingen zu eröffnen: bevor man noch recht begriffen hat, dass, was hier so aufregend winkt, ein Irrlicht ist, gaukelt schon wieder ein anderes vor den Sinnen. Die Vergleichungen, die Metaphern des Dichters sind von ihm durchaus nicht als solche gegeben, sondern als neue, bisher unerhörte Identitäten, vermöge deren ein Reich der Erkenntniss sich zu eröffnen scheint. Je weniger noch darüber feststeht, was in der Natur wirklich wahr und erwiesen ist, um so stärker ist die Wirkung des Dichters, um so grösser seine Schauspielerkunst, zeitweilig den Ergründer der Natur zu repräsentiren. Die Frage, wie weit etwas, das ein Dichter sagt, wahr ist, ist eine Pedanterie. Aller Werth liegt gerade darin, dass es nur einen Augenblick wahr scheint, und dies gilt von seiner

gesammten Weltbetrachtung, seiner moralischen Ordnung, seinen moralischen Sentenzen ebenso sehr wie von seinen Gleichnissen, seinen Charakteren, seinen Geschichten. Eine ernsthafte, der Wissenschaft zugehörige Meinung damit bekräftigen wollen, dass irgend ein Tragiker etwas Ähnliches gesagt hat, ist eine Albernheit: Dichter haben in Dingen der Erkenntniss immer Unrecht, weil sie als Künstler täuschen wollen und als Künstler gar nicht das Bestreben nach höchster Wahrhaftigkeit verstehen. Sagen sie zufällig etwas Wahres, so ist ihre Autorität nicht geeignet, Glauben, sondern Misstrauen zu erwecken. Es ist ein solcher Genuss, dass der erkennen wollende Trieb auch einmal mit sich spielt und von einem Zweige zum andern hüpft, mit reizenden Tönen und bunten Federchen geschmückt, — und wir sollten Narren sein und da ein Orakel erwarten, wo ein Vogel singt und tirilirt?

448.

Die Gefährlichkeit der Kunst besteht darin, uns an die eingebildeten Dinge zu gewöhnen, ja ihnen eine höhere Schätzung zuzusprechen: die Halbwahrheiten, die blendenden Einfälle vorzuziehen, kurz den Glanz und den Effect der Dinge als Beweis ihrer Güte, ja ihrer Realität gelten zu lassen. „Zur Vollkommenheit gehört die Realität," dieser Denkfehler ist sehr oft gemacht worden. „Was wir stark bewundern, muss wahr sein."

449.

Unsere grössten Erhebungen, Erschütterungen, den reinsten Himmel verdanken wir uns selber: wir leihen davon an die Werke der Kunst, und so werden sie grösser, wir verbessern sie und mitunter verkennen wir sie zu ihren Gunsten.

450.

Für die Künste ist ein Zustand der Wildheit und der kämpfenden Individuen besser als die allzugrosse Sicherheit.

451.

Unser Leben soll ein Steigen sein von Hochebene zu Hochebene, aber kein Fliegen und Fallen, — letzteres ist aber das Ideal der Phantasiemenschen: höhere Augenblicke und Zeiten der Erniedrigung. Diese schlimme Verwöhnung degradirt den allergrössten Theil des eigenen Lebens, zugleich lernen wir die anderen Menschen, weil wir sie nicht in der Exstase sehen, geringschätzen: es ist ungesund, denn wir müssen die moralisch ästhetischen Ausschweifungen bezahlen. Bei tiefer eingewurzeltem Übelbefinden und innerem Missmuthe muss die Dosis Erhebung immer stärker werden, wir werden zuletzt gleichgültig gegen den Werth und nehmen mit der stärksten Erregung fürlieb. Verfall. — Dieser Process ist in der Geschichte jeder Kunst sichtbar: das classische Zeitalter ist das, wo Ebbe und Fluth einen sehr zarten Unterschied machen, und ein wohliges Gefühl von Kraft die Norm ist: es fehlt immer das, was die tiefsten Erschütterungen hervorbringt: deren Erzeugung gehört in die Periode des Verfalls.

452.

Ich habe mein Ziel und meine Leidenschaft: ich will von der Kunst nichts, als dass sie mir dasselbe verklärt zeige oder mich ergötze, ermuntere, zeitweilig abziehe. Das Erste ist meine Art von Religion: ich sehe mein Ideal von anderen geliebt und verklärt und in die Wolken aufgetragen: ich bete mit ihnen! Nicht soll die Kunst mich mir selber entführen, nicht mich vor dem Ekel retten.

2. Der Künstler

453.

Was ein Künstler an Meinungen, Sympathien, Antipathien, Gewohnheiten, Excessen alles nöthig hat, um die Luft sich zu schaffen, in der er seine Productivität wachsen fühlt, das geht uns alles nichts an: so wenig uns der Boden kümmert, wenn wir Brod essen. Verlangt er freilich, dass wir alles jenes mit ihm theilen, um ganz den Genuss seiner Kunst zu haben, so ist zu antworten, dass der Genuss des grössten Kunstwerkes ein einziges verschrobenes Urtheil, eine Verrückung unserer Stellung nicht aufwiegt. Das Kunstwerk gehört nicht zur Nothdurft, die reine Luft in Kopf und Charakter gehört zur Nothdurft des Lebens. Wir sollen uns von einer Kunst losmachen, die ihre Früchte zu theuer verkauft. Hält es ein Künstler nicht in der hellen, guten Luft aus, muss er, um seine Phantasie zu schwängern, in die Nebelhöhlen und Vorhöllen hinein, gut: wir folgen nicht. Ebenso, wenn er Hass und Neid braucht, um seinem künstlerischen Charakter strenge Treue zu wahren. Ein Künstler ist nicht Führer des Lebens, — wie ich früher sagte.

454.

Die Menschen jeder Zeit, welche Kunstbedürfnisse haben, vor allem aber eine tiefe, schwere Gemüthsart, fallen dem Künstler zu, welcher tief und ernst ist, und sanctioniren ihn, indem sie ihm ihre Tugenden unterschieben: er kommt dem gern entgegen. Aber bewiesen für den Künstler ist damit nichts.

455.

Kein deutscher Künstler hat bisher genug Geist gehabt, um seine Praxis zu erklären: die klügsten haben nur verstanden, sie zu beschönigen, wie als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten: thatsächlich haben sie ihre Wirkung verdorben, insofern sie ihre Beschränktheit in die Wagschale warfen; ihre Werke sanken dadurch etwas und übten Einfluss auf die geringeren Nachahmer. Begreift man nämlich die Tendenz einer Kunst als eine persönliche Verherrlichung oder Apologie oder Versteckspielerei, so greifen viele nach ihr, die es nöthig haben, ihre Natur zu verherrlichen oder zu verstecken.

456.

Es giebt nichts Alberneres als jemanden in dem zu verhöhnen, was die Tüchtigkeit seines Berufs, zum Beispiel der Gelehrten, ausmacht: wie es die verwöhnten Kinder, die Künstler, sich erlauben.

457.

Damit ein Künstler oder Denker seine Art zur Vollendung bringe, muss er wohl den Glauben haben, der eine Ungerechtigkeit und Beschränktheit gegen den Glauben anderer ist. Denn er muss mehr darin sehen und etwas Grösseres, als es ist: sonst wendet er seine ganze Kraft nicht auf. Es wird durch die lange Reibung der Ausführung unendlich viel von dem Entzückenden abgerieben, das der erste Gedanke hat: darum muss das Entzücken viel grösser sein, als billig ist — sonst reicht sie nicht bis zu Ende.

458.

Wer die Krallen jener schönen Katzen erfahren hat, die um die grossen Künstler schwärmen, ist nicht mehr der Meinung, dass das Genie den Charakter seiner Umgebung verbessere.

459.

Da ist ein grosser Künstler: aber er will grösser erscheinen, als er ist. Und so sagt man bei jedem fünften Augenblicke seiner Kunst: er ist anmaassend, er maasst sich etwas an, das Höheren zukommt, als er ist, er ist an ihnen ein Räuber, und in Bezug auf sich selber ist er nicht ehrlich — ihm fehlt nicht die Grösse, aber die Naivität, darum wird ihm so selten wohl: die Spannung ist zu gross.

460.

Über die Genie's müssen wir umlernen. Ich wüsste nicht, warum fruchtbare Menschen sich nicht still und anspruchslos benehmen sollten (Moltke), oder vielmehr — es ist gegen alle Fruchtbarkeit, seine Person so in das Getümmel der Meinungen zu werfen und selber voller Begehrungen zu sein, die uns unruhig, ungeduldig machen und die Weihe der Schwangerschaft nehmen. Ich höre noch immer jedem Tacte an, was für Gebrechen der Musiker hat: sein Mehr-bedeuten-wollen, sein Abweisen der Regel, sein Unterstreichen dessen, was er besser macht als andere, alle Kleinlichkeiten sind fortwährend mit productiv, wenn erst der Genie-Unsinn in ihm wüthet. Dagegen Männer wie Moltke.

3. Musik.

a) Allgemeines.

461.

Die Musik hat keinen Klang für die Entzückungen des Geistes; will sie den Zustand von Faust und Hamlet und Manfred wiedergeben, so lässt sie den Geist weg und malt Gemüthszustände, die höchst unangenehm sind ohne Geist und gar nicht zum Ansehen taugen; sie vergröbert und malt die Missvergnügtheit und den Jammer, vielleicht mit musikalischem Geiste; aber wie schrecklich ist diese Kunst, wenn sie ohne Auswahl das Hässliche malt: welche Martern sind den Tönen zu eigen, den aufdringlichen Tönen! — Liegt es daran, dass unter den Musikern ein feiner und wohlgestalteter Geist überhaupt selten ist? Dass sie das Fühlen in sich nie isoliren und seine Strahlenbrechung und Farbigkeit im Blitz des Gedankens nicht kennen? Sie müssen alle Zustände vergröbern, gleichsam in's Unmenschliche zurückübersetzen: wie als ob die Gedanken und die Worte noch nicht erfunden seien. Dies ist übrigens ein grosser Reiz: es ist Urnatur in der Musik: sie gehört in die Zeit, wo man die wilde Natur der Landschaft verehrt und die Hochgebirge entdeckt hat. Einer Gesellschaft, welche den geistigen Genüssen nicht gewachsen ist, welche selbst zu gedankenarm für Gemälde ist, und überhaupt ihre Kopf-Kraft schon verthan hat, wenn sie sich anschickt, sich zu ergötzen, bleibt der Appell an die Gefühle und Sinne: und in diesen bietet der Musiker die anständigste Ergötzung. Schon gemeiner ist der Theatergenuss mit dem Conterfei menschlicher Vorgänge und dem groben Reize der directen Nachahmung aufregender Scenen.

Ein Schritt weiter: und wir haben, zur Erholung, die Erregung der Triebe durch Getränke u. s. w. — Der Dichter steht höher als der Musiker, er macht höhere Ansprüche, nämlich an den ganzen Menschen: und der Denker macht noch höhere Ansprüche: er will die ganze, gesammelte, frische Kraft und fordert nicht zum Geniessen, sondern zum Ringkampf und zur tiefsten Entsagung aller persönlichen Triebe auf.

462.

Die dramatische Musik ist ein Mittel zur Erregung oder Steigerung von Affecten: sie will nicht Freude an der Musik selber geben, wie die Musik für Kenner und Liebhaber (Kammermusik).

463.

Der dramatische Musiker muss nicht nur als Dichter, sondern auch als Musiker Schauspieler und ganz und gar Schauspieler sein. Dies trennt ihn unerbittlich ab vom eigentlichen Dichter und eigentlichen Musiker; er ist im Vergleich zu jedem von ihnen geringerer Gattung. Aber als Schauspieler kann er sich zur Genialität und zum gleichen Range mit ihnen erheben.

464.

Der Dichter lässt den erkennenwollenden Trieb spielen, der Musiker lässt ihn ausruhen — sollte wirklich beides neben einander möglich sein? Sind wir ganz der Musik hingegeben, so giebt es keine Worte in unserem Kopfe — eine grosse Erleichterung. Sobald wir wieder Worte hören und Schlüsse machen, das heisst

sobald wir den Text verstehen, ist unsere Empfindung für die Musik oberflächlich geworden: wir verbinden sie jetzt mit Begriffen, wir vergleichen sie mit Gefühlen und üben uns im symbolischen Verstehen — sehr unterhaltend! Aber mit dem tiefen, seltsamen Zauber, der unseren Gedanken einmal Ruhe gab, mit jener farbigen Dämmerung, welche den geistigen Tag einmal auslöschte, ist es vorbei. — Sobald man freilich die Worte nicht mehr versteht, ist alles wieder in Ordnung: und dies ist glücklicher Weise die Regel. Immerhin sind billigerweise schlechte Texte den besseren vorzuziehen, weil sie kein Interesse auf sich lenken und überhört sein wollen. — Die Oper will die Augen zugleich beschäftigen, und weil bei der grossen Menge die Augen grösser sind als die Ohren, was viel sagen will, so richtet sich die Musik der Oper nach den Augen und begnügt sich, charakteristische Fanfaren zu blasen, sobald etwas Neues zu sehen ist — Anfang der Barbarei.

465.

Wie die Natur nicht nach Zwecken verfährt, so sollte der Denker auch nicht nach Zwecken denken, das heisst nichts suchen, nichts beweisen oder widerlegen wollen, aber so wie bei einem Musikstück zuhören: er trägt einen Eindruck davon, je wie viel oder wie wenig er gehört hat. Dieser Eindruck entsteht aus einer Vergleichung dessen, was man früher an Eindrücken von Musik gehabt hat, man muss diese Art Sprache verstehen; je feiner man sie versteht, desto grösser ist Lust und Unlust dabei. Der grobe Mensch geniesst das Leben wie die Musik jeder Art wesentlich als Genuss und Lust. — Die feineren Kunstfreuden sowie

die feineren Erkenntnisse muss man theuer erkaufen, das heisst zu oft durch Enttäuschung Unbehagen leiden. — Die Masse und die Häufigkeit des musikalischen Genusses nimmt mit der Verfeinerung des Geschmackes ab, — ist das ein Gegengrund gegen die Entwickelung der Musik und die Pflege derselben? Und ist es nicht in allem so, auch in der Erkenntniss? An was für Dingen hat ein Kind Erkenntnissfreuden! Und wie grosse!

466.

Wer ausschliesslich einer einzigen Gattung Musik Gehör schenkt, weiss endlich nicht mehr, wie abscheulich sie klingt: mehr noch, er weiss die feinen und guten Sachen nicht mehr von den schwachen und übertriebenen zu unterscheiden und geniesst im Einzelnen weniger, als man glaubt, im Ganzen freilich hat er das Gefühl der Macht, — seine Musik sei die beste Musik und sei durchweg gute Musik: obschon von beidem das Gegentheil wahr ist. Wer nur sich liebt, kann aus dem schlechtesten Geschmack eine Seligkeit empfinden und daraus ein Gesetz, eine Tyrannei machen: *le mauvais goût mène au crime.*

467.

Goethe's vorsichtige Haltung zur Musik: sehr vortheilhaft, dass die deutsche Neigung zur Unklarheit nicht noch einen künstlerischen Rückhalt bekam.

468.

Bei Milton und Luther, wo die Musik zum Leben gehört, ist die mangelhafte, fanatische Entwickelung des Verstandes und die Unbändigkeit des Hassens und Schimpfens vielleicht mit durch die Undisciplin der Musik herbeigeführt.

b) Einzelne Musiker, Wagner.

469.

Das Weibliche erscheint bei Bach religiös befangen und fast nonnenhaft. Ich denke zum Beispiel an manche Präludien.

470.

Südliche Musik. — Haydn empfand bei der italiänischen Oper wohl das, was Chopin bei einer italiänischen Barcarole? Beide machten Musik der Sehnsucht mit Verwendung der wirklichen italiänischen Musik.

471.

Die Urtheile über Mozart verschieben sich, nach der Entwickelung der Musik, das heisst sie treffen seinen Charakter und sein Temperament — dieses scheint sich zu wandeln in Folge der neuen Beleuchtung und der Gegensätze, die er immer wieder erhält. Ein Wink für Künstler und Denker aller Art! Am urtheilfähigsten sind einzelne Zeitgenossen, die alles miterkämpft und sich über alles mitgefreut haben, was der grosse Schöpfer gegeben hat.

472.

Wagner bewirbt sich darum, der deutsche Künstler zu heissen, aber ach, weder die grosse Oper, noch sein Charakter sind specifisch deutsch: weshalb er bis jetzt dem Volke nicht lieb wurde, sondern einer Classe von Vornehmen und Überbildeten, — dem Kreise, dem im vorigen Jahrhundert etwa Rousseau zusagte.

473.

„Nehmt meine Kunst an: denn dann habt ihr Deutschen eine Kunst, die sich neben der der anderen Nationen sehen lassen kann, „die deutsche Kunst“, — zunächst zwar nur „eine deutsche Kunst“, aber nun soll bewiesen werden, wie gerade diese Kunst dem Wesen der Deutschen entspricht, aus ihm gewachsen ist: Stoffe, Gedanken, Musik u. s. w.“ — Dies ist Wagner's Art für seinen Ruhm zu sorgen: er will, eine Nation solle für ihn eintreten und ihn in sich und ihren „Ruhm“ aufnehmen. Dies Spiel ist noch nie so offen gespielt worden, — Grund, warum es bis jetzt nicht gelungen ist. Später, wenn Wagner todt ist und seine Schriften vergessen sind, ist so etwas möglich. Inzwischen bemächtigen sich die Musiker aller Völker seiner Musik und in Kürze wird es nicht mehr wie deutsche, sondern wie „Musik“ klingen. — Es ist die Musik der grossen Oper.

474.

Da jedes Ding bei längerem Bestehen etwas Würde haben will, so sehen wir auch die Wagnerische Kunst nach allem greifen, was im Stande ist, Würde zu verleihen: Christenthum, Fürsten- und Adelsgunst u. s. w. Gar zu gern möchte sie einen Heiligenschein, aber wo sind die Mächte, welche solche zu vergeben hätten!

475.

Man verlangt von der Musik, sie solle märchenhaft, seltsam, unverständlich sein: wovon frühere Zeiten gar keine Vorstellung hatten. Ja festlich, lustig, gesellig, innig, feierlich! Aber —

476.

Jede Zeit hat ihren Erzähler von tausend und einer Nacht: unserer ist jetzt Wagner. Es sind Dinge, die man nicht glaubt, nicht für möglich hält, — aber sehr gern einmal im Theater sieht, als wären sie wahr.

477.

Schopenhauer, so fern der Verneinung, war doch so anständig, sie nie zu heucheln und keinen Putz daraus zu machen; was ehrgeizige Künstler sofort thun, weil sie dadurch einen Vorrang zu gewinnen hoffen. Die Schauspielerei mit ascetischen und mirakulösen Stoffen ist schon ein Stück persönlicher Heuchelei.

478.

Die Musik hat noch keinen zürnenden Gott dargestellt. — Wagner's Wotan leidet an der Schwäche des deutschen Charakters, er will zu vielerlei und nichts völlig bestimmt. Sein Zorn ist gar nicht zu nennen neben dem des Michel Angelo'schen Gottes; dafür hatte dieser auch nur diesen einen Gedanken im Kopfe.

479.

Der Reiz der bekämpften Schwierigkeit (Wagner) und der Reiz der überwundenen Schwierigkeit: durch künstliche Figuren hindurch ein Gefühl, zum Beispiel die Liebe, noch zum Ausdruck bringen (zum Beispiel Petrarca).

480.

Was nennen die Anhänger Wagner's einen „musikalischen Menschen"? Und was andere und ehemals! Fast Gegensätze! Also Vorsicht!

481.

Die Anhänger Wagner's wollen an ihre Befähigung der Exaltation und Expansion glauben machen — in einem nüchternen Zeitalter kein geringer Ehrgeiz! Aber es ist kein nüchternes: so müssen sie excediren!

482.

Euer Cultus der Kraft ist alles andere, nur kein Beweis von Kraft, wie bei Michel Angelo! Ihr gebt euch hin, ihr wollt Kraft dabei trinken, ihr seid müde eurer Schwäche —

483.

Hier sind Menschen, welche alle Welt mit Musik trunken machen möchten und vermeinen, dann käme die Cultur: bisher aber kam auf die Trunkenheit immerdar etwas anderes als die Cultur.

484.

Sie verachten die Form: als ob diese Musik das geringste Interesse hätte, wenn sie sich nicht auf dem Hintergrunde der gegensätzlichen Forderung der Form aufschriebe, gegen ihn abhöbe!

485.

Das Nachdenken und die Erfindsamkeit in Bezug auf die elementaren Reize (in Musik und Farben u. s. w.) gehört zum philosophischen Charakter unserer Zeit: ebenso wie die Naturtreue der Maler. Man geht, soweit man kann, und ist radical.

486.

Jetzt gefällt es, sich hetzen zu lassen und zu hetzen: selbst Künstler erwählen den Geist der Unzufriedenheit

als die Muse, welche sie begeistert. Sieht man sie dann in ihren Erholungen, so sind sie ganz leer, sie haben keine Kraft daran zu verschwenden und ziehen das Fadeste vor. Es wäre sehr unbillig, darnach die Zeit zu beurtheilen: sie giebt im Vergnügen und der Erholung nicht sich ganz, geschweige denn ihren besten Theil zu erkennen. So sei man tolerant gegen ihre Kunst, und bedaure die höheren Künstler, denen die Zeit nicht entspricht, wahrlich nicht, weil sie ihrer unwürdig wäre. Das beurtheilt man als Jüngling falsch.

4. Dichtkunst.

487.

Die Novelle wirkt stärker als das aufgeführte Schauspiel, weil sie sich der Historie gleichstellt; während das Schauspiel die Illusion fortwährend zerstört; gesetzt ein Schauspieler bringt sie hervor, dann zerstört sie ein anderer, und jedenfalls das Theater und die Menschen um uns. Wie matt, wie wenig überzeugend ist Mozart's Don Juan gegen Merimée's Don Juan! Dann sind wir beim Erzählenhören viel thätiger als beim Anschauen, letzteres erzeugt den Hang zu kritisiren viel öfter. Die Musik wirkt, als fortwährende Begleitung, unter allen Umständen abziehend und störend; auch die beste Musik langweilt zu oft.

488.

Zu den Trostmitteln der leidenschaftlichen und ungebändigten Charaktere gehört die Tragödie; sie räth an, Ruhe und innere Freiheit nur jenseits der Welt zu erwarten. Damit beseitigt sie vorübergehend die moralische Unzufriedenheit solcher Naturen mit sich; denn sie scheint

zu sagen: das Unmögliche nicht zu vermögen, sollte keinen Kummer machen.

489.

Niemand ist einer grausameren Rache fähig, als jene dichterischen und empfindlichen Seelen ohne Stolz, die fortwährend im Verborgenen leiden und aus Furcht ruhig und sanft erscheinen. Ich denke zum Beispiel an Racine.

490.

Deutsche Schauspielkunst kommt nicht in Betracht, genug, dass sie den Deutschen genügt. Anders steht es in Wien, wo man nie verschmäht hat, von den Italiänern und Franzosen zu lernen: ebenso wie es die österreichischen Musiker gethan haben.

491.

Blutschande, Ehebruch, Nothzucht, erotische Besessenheit, nach denen nicht nur die französischen Dramatiker des romantischen Geschmacks, sondern auch die deutschen Operncomponisten griffen, — Zeichen wovon? Diese Neigung zu mythischen Greueln, woran auch die Griechen litten, ist jedenfalls ein schlechter Geschmack: schlimm genug, wenn die Philosophie dessen bedarf, um ihre Sätze glaubhaft zu machen.

492.

Die feineren Erzähler vermeiden, die Erlebnisse ihrer Helden selber in's Ungeheuerliche, Criminalistische, Grobe zu steigern: vielmehr erniedrigen und glätten sie die Ereignisse und zeigen, was feinere Naturen schon an diesem

Wenigen zu leiden haben: oder dass hier erst ihre Erlebnisse anfangen: für grobe Naturen giebt es da keine Probleme. — Dass man seinen Helden gegenüber festhält, er sei nicht *non plus ultra,* sondern ein tüchtiger Mensch, zeichnet jeden guten Dichter aus. — Die Halbgötter-Geschichten bedürfen wenig Talent, grobe Farben, — sie werden der Masse erzählt. Es sind ideale Räuber- und Gespenster-Geschichten. — Wer sich in seine Helden und deren Erlebnisse verliebt, ist nicht ersten Ranges, — denn er muss arm sein. — Mit prächtigen, entzückenden Stoffen und Helden geben sich die Armen ab, welche nicht ohne Weiteres glauben, dass andere sie für reich halten.

493.

Die wirksamen Schriftsteller merken, dass Worte nur Andeutungen sind, dass man nichts vollenden dürfe und dass die Schriftsteller darin Vortheile vor den Malern haben.

494.

Manche mögen sagen und schreiben, was sie wollen — es ist immer etwas darin von guter Musik. Und bei anderen etwas von schlechter. Bei den Meisten fehlt alle Musik.

5. Malerei.

495.

Die italiänischen Maler haben die „heilige Geschichte“ so schön zurückübersetzt, alle rührenden Scenen der Familie entdeckt, alle jene Augenblicke, wo ein bedeutender Mensch einen Augenblick für mehrere un-

vergesslich macht: bei jedem ihrer Bilder kann man Thränen vergiessen. Nur wo die heilige Misere beginnt, da empfindet man nicht mehr mit — das Wissen um die Folgen derselben hält das Gegengewicht.

496.

Für viele Maler war schön der Ausdruck der Frömmigkeit. Und da eine gewisse Armuth an Fleisch, eine peinliche Haltung an den Frommen zu sehen war, übertrugen diese die Empfindung des Schönen auch gerade auf diese Formen. Eine sehr lange und strenge Gewohnheit würde zuletzt sogar den Geschlechtssinn irre führen: der sehr fern davon ist, unbewusste Zweckmässigkeit zu Gunsten des zu Erzeugenden zu verfolgen.

VII.

Weib, Liebe, Ehe.

497.

Die schüchternsten Mädchen präsentiren sich halb nackt, wenn es die Mode gebietet, und selbst verwelkte alte Weiber wagen einem solchen Gebote nicht zu widerstehen, so geistreich und gut sie sonst auch sein mögen.

498.

Man muss auch die deutschen langweiligen Frauen mit in den Kauf nehmen: welche zugleich trägen, mit sich zufriedenen Geistes, als auch lebhaft, empfindlich und nachträgerisch sind. Aber auch ihnen sagt man nach, dass sie in ausserordentlichen Lagen stark wie Löwinnen sind und fein genug, um durch ein Nadelöhr zu kriechen.

499.

Die Ehre einer Geliebten schonen, indem man sich in einem Kreise, wo man über sie spricht, ihr fast fremd stellt, und jetzt eine Beleidigung ihrer zu hören, welche man nicht rächen darf, um ihren Ruf nicht zu vernichten — grässlich!

500.

Die Alten trauten den Frauen in der Leidenschaft das eigentlich Unmenschliche und Unglaubliche zu — zur Zeit des Äschylus.

501.

Die Naturen, welche überhaupt nicht über sich denken, namentlich aber gewisse Dinge an sich nicht in's Auge fassen mögen (Frauen zum Beispiel schon die Thätigkeit des Magens nicht, geschweige den Geschlechtstrieb) — diese deuten sich alle Phänomene anders und wollen den einfachen Grund nicht sehen und nicht zugeben. So erlangt ihre Passion etwas Träumerisches und für sie selber Mystisches, sie unterliegen ihr viel eher und heftiger, weil sie idealistisch von sich denken. Was wissen unvermählte Frauen von dem abartenden Geschlechtstrieb, in ihrer Leidenschaft für die Kunst und gewisse Richtungen derselben, oder im Mitleid, oder in der Art von blinder Hingebung an einen Gedanken!

502.

Wenn die Scham die Ursache der Liebe ist: überall wo eine Befriedigung des Triebes verwehrt wird, entsteht ein neuer Zustand, und eine gewisse züchtigere Qual und Befriedigung, es wird so ein Ideal zum Keimen gebracht — etwas Sinnlich-Übersinnliches.

503.

Die Zeugung ist eine oft eintretende gelegentliche Folge einer Art der Befriedigung des geschlechtlichen Triebes: nicht dessen Absicht, nicht dessen nothwendige Wirkung. Der Geschlechtstrieb hat zur Zeugung kein

nothwendiges Verhältniss: gelegentlich wird durch ihn jener Erfolg mit erreicht, wie die Ernährung durch die Lust des Essens.

504.

Der Geschlechtstrieb macht die grossen Schritte der Individuation: für meine Moral wichtig, denn er ist antisocial und leugnet die allgemeine Gleichheit und den gleichen Werth von Mensch zu Mensch. Er ist der Typus individueller Leidenschaft, die grosse Erziehung dazu: der Verfall eines Volkes geschieht in dem Maasse, als die individuelle Passion nachlässt und die socialen Gründe bei der Verheirathung überwiegen. — Die Scheidung der Geschlechter ist nicht fundamental, die Zeugung ist nicht essentiell geschlechtlich und gehört nicht zum Wesen des Lebendigen. Es ist ein sehr starker Ausdruck der individuellen Lust; je höher die Wesen sind, um so stärker wird das Individuelle daran.

505.

Wodurch haben sich die adeligen Geschlechter so gut erhalten, zu allen Zeiten? Dadurch, dass der junge Mann in der Ehe nicht vor allem Geschlechtsbefriedigung suchte, und in Folge dessen sich hierin berathen liess und nicht von der *amour passion* oder *amour physique* sich fortreissen liess, unpassende Ehen zu schliessen. Erstens waren es in Sachen der Liebe erfahrene junge Männer, welche sich verheiratheten: und dann hatten sie an Repräsentation u. s. w. zu denken, kurz mehr an ihr Geschlecht als an sich zu denken. Ich bin dafür, moralische Aristokratien wieder zu züchten und ausserhalb der Ehe etwas Freiheit zu geben.

506.

Die Ehe giebt verschiedenen Arten von Menschen zu verschiedenen Arten des moralischen Heroismus Anlass: ich weiss nicht, ob darin nicht ihr höchster Werth zu suchen ist. Die Einen würden auch mit der geliebtesten Person keine Ehe eingehen, im Falle die Kirche ihren Segen vorbehielte, und andere umgekehrt würden auf die Ehe verzichten, wenn dieselbe von einer kirchlichen Einsegnung abhängig gemacht würde. Wieder andere finden Gelegenheit zum Heroismus in dem Gedanken, dass die einmal geschlossene Ehe unlösbar sei. Dagegen hatte die George Sand umgekehrt ihre strengsten und sittlichsten Empfindungen in die Forderung gedrängt, dass die Ehe nur so lange Dauer haben dürfe, als die leibliche Vereinigung von Seiten beider Gatten mit dem Zustande einer seelischen Begeisterung für einander verbunden ist.

507.

An unseren grössten Qualen und Sorgen andere theilnehmen lassen, die dieselben nicht haben, sondern nur leiden machen — ist das nicht grausam? Ist es nicht aus jenem Gefühle entsprungen, welches bei allem Schlimmen, was uns trifft, etwas leidend sehen will, eine feine Emanation der Rache? Und ist also nicht die Ehe und die Freundschaft voller Gefahr, weil sie solche Grausamkeit der Übertragung von Leid fördert? Es ist schwer, ein Leid nicht mitzutheilen — also sollten wir uns die Gelegenheit dazu nehmen und in der Einsamkeit leben.

508.

Niemals sich lieben lassen, sondern wo man nicht den Impuls der Gegenliebe fühlt, dann die Liebe des

Anderen verhindern und wenn es nöthig wäre, ihn zu verspotten, ja uns vor ihm zu erniedrigen! Künstler (und Weiber!) werden durch nichts gemeiner als durch das Sich-lieben-lassen. Wir sollen verhindern, dass wir das Ideal eines Anderen werden: so vergeudet er seine Kraft, sich selber sein ganz eigenes Ideal zu bilden, wir führen ihn irre und von sich ab — wir sollen alles thun. ihn aufzuklären oder wegzustossen. — Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, das seltene!! unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken: wir sollten das Ideal des Anderen auch sehen und von ihm aus das unserige!

509.

Eine Umgebung, vor der man sich gehen lässt, ist das Letzte, was man sich wünschen sollte, eine Art Krone für den Überwinder seiner selbst, der sich selber vollendet hat und Vollendung ausströmen möchte. Andere werden zu Scheusälern. Vorsicht in der Ehe. Der Mangel an Pathos und Form in der Familie, in der Freundschaft ist ein Grund der allgemeinen Erscheinung von Schlumperei und Gemeinheit (Eigenschaften des Gebahrens nicht nur, sondern auch der modernen Charaktere) — man lässt sich gehen und lässt gehen.

510.

Man soll die Befriedigung des Triebes nicht zu einer Praxis machen, bei der die Race leidet, das heisst gar keine Auswahl mehr stattfindet, sondern alles sich paart und Kinder zeugt. Das Aussterben vieler Arten von Menschen ist ebenso wünschenswerth als irgend eine Fortpflanzung. — Und man sollte sich durch diese

enge Verbindung mit einer Frau seine ganze Entwickelung durchkreuzen und stören lassen — um jenes Triebes willen!! Wenn man nicht einmal so enge Freundschaften nützlich (im höchsten Sinne) fände! Die „Ergänzung“ des Mannes durch das Weib zum vollen Menschen ist Unsinn: daraus lässt sich also auch nichts ableiten. — Vielmehr: nur heirathen, erstens zum Zwecke höherer Entwickelung, zweitens um Früchte eines solchen Menschenthums zu hinterlassen. — Für alle übrigen genügt Concubinat, mit Verhinderung der Empfängniss. —Wir müssen dieser plumpen Leichtfertigkeit ein Ende machen. Diese Gänse sollen nicht heirathen! Die Ehen sollen viel seltener werden! Geht durch die grossen Städte und fragt euch, ob dies Volk sich fortpflanzen soll! Mögen sie zu ihren Huren gehen! — Die Prostitution nicht sentimental! Es soll nicht das Opfer sein, das den Damen oder dem jüdischen Geldbeutel gebracht wird — sondern der Verbesserung der Race. Und überdies soll man diese Opferung nicht falsch beurtheilen: die Huren sind ehrlich und thun, was ihnen lieb ist, und ruiniren nicht den Mann durch das „Band der Ehe“ — diese Erdrosselung!

511.

Eine Frau, die begreift, dass sie den Flug ihres Mannes hemmt, soll sich trennen — warum hört man von diesem Act der Liebe nicht?

512.

Wie oft wird grob und aufsehenerregend die Ehe gebrochen, bloss um den moralischen oder rechtlichen Zustand herbeizuführen, in dem eine unerträglich gewordene Ehe gelöst werden könne!

VIII.

Cultur.

1. Allgemeines.

513.

Warum macht die Cultur schwach? Carthago unterlag dem weniger cultivirten Rom, die hohe arabische Cultur unterlag u. s. w. Weil in der Cultur die Phantasie-Befriedigung der Macht zu hoch geschätzt und zu leicht gemacht wird (Macht über sich selbst u. s. w.).

514.

Die Kraft zu wollen, die einige Menschen und Culturen in höherem Grade als andere besitzen, besteht darin, dass man ungefähr die gleiche Anzahl von eingeübten inneren Mechanismen und von Werthschätzungen hat: so dass, sobald nur ein werthgeschätztes Ding in die Vorstellung tritt, sofort auch der dazu gehörige Mechanismus sein Stück abspielt. Anderen Menschen und Zeitaltern fehlt es an einer solchen Zahlencongruenz von Mechanismen und Werthschätzungen. Sie erzeugen sehr viel mehr Werthschätzungen, bei denen nichts herauskommt, als solche, welche eine „Wirkung“ haben, wie man sagt. Dabei ist immer festzuhalten, dass die Werthschätzung niemals die Ursache einer Handlung ist; vielmehr tritt durch eine alte Association der Mechanismus automatisch

in Bewegung, wenn eine werthgeschätzte Vorstellung im Gehirn aufgestiegen ist: es ist ein regelmässiges Nacheinander, nicht Ursache und Wirkung, so wenig etwa, als ein Wort die Ursache des Begriffs ist, welcher bei seinem Erklingen in uns erscheint. — Wollende Zeitalter waren bis jetzt immer gedankenarm, aber nothwendig ist dies nicht.

515.

Die Menschen gehen an der Verfeinerung des Intellects zu Grunde: physisch und vielleicht auch moralisch. — Wir Glücklichen! Wir sind in dem Reich der Mitte!

516.

Für die bisweilen sichtbar werdende Verdüsterung der Welt giebt es folgende Veranlassungen: erstens die Kreuzung der Culturen, aus welcher viel Hässlichkeit entsteht: der beständige Anblick des Hässlichen macht düster; zweitens die moralische Phantastik des Christenthums, welche den menschlichen Handlungen nur die bösen Prädicate gelassen hat und eine Verherrlichung von Leben, Menschen, Handlungen eigentlich unmöglich machen wollte: wenn man niemals verherrlichen darf, wird man düster; drittens das Barbarische und Thierhafte, das uns zeitlich noch nicht fern genug liegt; viertens die Angst vor dem Individuellen und die Beargwöhnung desselben, weil die Gesellschaft ihrer selber nicht mehr sicher ist; fünftens die Angst vor dem Natürlichen, welche an die Stelle der früheren Angst vor der Natur getreten ist; sechstens die Vergleichung des Lebens mit imaginären Seligkeiten, von denen das Christenthum und die Dichter gesprochen haben; siebentens das übertriebene Gefühl

der Verantwortlichkeit, welches alle indifferenten, kleinen und harmlosen Dinge wegstreicht und in jedem Falle so gehandelt wissen will, dass man damit einem Ankläger Stand halten kann.

517.

Wenn ein Volk auf bestimmten moralischen Urtheilen stehen bleibt, so wird es dadurch beschränkt, verknöchert, isolirt, alt und geht endlich daran zu Grunde.

518.

Die Lüge und die Verstellung, welche innerhalb der Gemeinde gross gezüchtet werden, zur Herstellung der Gleichheit, ergeben zuletzt einen freien Überschuss, der sich in der Erzeugung von Dichtern und Schauspielern entladet. Man denke, welche Lust eine Gemeinde an der Aufschneiderei, Schimpferei, Taschenspielerei und ähnlichen Urkünsten hat.

2. Culturgeschichte.

519

Grundsatz: in der gesammten Geschichte der Menschheit bisher kein Zweck, keine vernünftige geheime Leitung, kein Instinct, sondern Zufall, Zufall, Zufall — und mancher günstige. Diese sind in's Licht zu setzen. Wir dürfen kein falsches Vertrauen haben und am allerwenigsten uns weiter auf den Zufall verlassen. Derselbe ist in den meisten Fällen ein sinnloser Zerstörer.

520.

Was die Werthschätzungen ursprünglicher Völker ausmacht, lässt sich durch keine Phantasie errathen, man muss es erfahren. Bestimmte Gebräuche und der damit verbundene Gedankenkreis sind nicht zu construiren; wenn man von den „natürlichen“ Bedürfnissen und Begehrungen der Menschen redet, so denkt man sich die Sache zu einfach: die intellectuellen Bedürfnisse zum Beispiel sind höchst absonderlich befriedigt worden.

521.

Es ist die Art der Juden, ihre Chancen im Verhältniss zu Personen auszunützen, indem sie dicht an die Grenze derselben treten und es merken lassen, dass sie sich an der Grenze wissen. Dies macht sie zudringlich. Wir alle wollen ja unnahbar sein und unbegrenzt erscheinen; die Juden wirken diesem phantastischen Unfassbar-sein-wollen bei einzelnen und bei Nationen entgegen und werden dafür sehr gehasst.

522.

Die Griechen in alter Zeit hielten Milch und Honig für die Kost der Götter — das waren keine Weintrinkerzeiten. Den Germanengöttern war Meth der Trank, der Unsterblichkeit gab: da haben wir die Trinker. Soma der Eranier ein berauschendes Getränk, das nur im Opfer vorkommt. Also: man bringt in Gedanken die berauschenden Getränke und die Empfindungen der Unsterblichkeit und Leidlosigkeit in Verbindung. Durch den Genuss des Soma hören für den Sterblichen am

Ende der Tage alle Leiden der Sterblichkeit auf, sie gehen zur Seligkeit der Götter über. Die Entzückung bei Milch und Honig: zu denken an Ninon de Lenclos, welche eine Suppe schon berauschte.

523.

Der Wein hat anders auf die Griechen gewirkt, als auf unsere alkoholisirten Gehirne. „Unvermischter Wein macht wahnsinnig“ sagten sie.

524.

Dionysisch. — Für uns ist der Wein etwas sehr Nüchternes! Und so suchen wir die Ursache des Dionysischen neben dem Wein und nehmen dessen Wirkung höchstens als Symbol. Umgekehrt! Die Wirkung des Weins war das Neue, was man nur wie ein neues Leben und eine neue Gottheit zu fassen wusste: man verstand andere Erscheinungen darnach symbolisch.

525.

Die epileptische Drehwuth, welche die hysterischen Weiber Griechenlands befiel, wurde mit dem Weintaumel verglichen.

526.

Das Alterthum wirkte als reizvoller Zwang auf die überschäumende Kraft der Renaissancemenschen. Man unterwarf sich dem Stile, man empfand die besiegte Schwierigkeit, nicht natürlich zu sein, es war die Handlungsweise von starken Menschen, welche gegen sich stolz und herrschsüchtig sind. Nicht zu verwechseln mit dem feigen Sclavensinn ängstlicher Gelehrter!

527.

Die feine höfische Cultur unter Ludwig XIV. hatte in vielen Stücken den Stoicismus nöthig; viele Empfindungsstürme musste man in's Herz verschliessen, viele Müdigkeit verhehlen, vielen Schmerz mit Heiterkeit bedecken. Unseren bequemen Mitmenschen würde diese Lebensart zu streng sein.

3. Die Deutschen.

528.

In diesem Jahrhundert haben sich die Franzosen einen Geschmack an der Malerei anerzogen (durch Zeichnen), der dem vorigen Jahrhundert fehlte. Die Italiäner haben ihr Ohr für den Gesang verloren, die Deutschen haben politische Leidenschaft gelernt, und die Engländer haben sich an die Spitze der Wissenschaft gestellt.

529.

Mir thut das amerikanische Lachen wohl, diese Art von derben Seeleuten wie Marc Twain. Ich habe über nichts Deutsches mehr lachen können.

530.

Das Schöne — darunter verstehen die Amerikaner jetzt das Ruhig-Rührende. Es ist dem geschäftlichen Ernste und der practischen Erwägung der Folgen, der Trockenheit und der Leidenschaft des Jagens, Gewinnens und Sich-besinnens entgegen.

531.

Von einem Gedanken glühen, von ihm verbrannt werden — das ist französisch. Der Deutsche bewundert sich und stellt sich mit seiner Passion vor den Spiegel und ruft andere hinzu.

532.

In Frankreich möchte sich der *esprit* gern Genie geben. In Deutschland möchte das Genie sich gern *esprit* geben.

533.

Den Deutschen fehlt es an *esprit*, weil sie keinen Überschuss von Geist besitzen: haben sie den ihren angewendet, so sind sie arm und sitzen da. Sie hassen ihn und doch fühlen sie, dass ohne ihn die Geselligkeit eine langweilige Flegelei ist: — daher „Gemüth"!

534.

Wie kommt es, dass die Deutschen keinen Geist haben? Sie empfinden langsam und lassen ihre Empfindungen nicht reif werden, sie kreuzen sie durch Beruf oder alltägliche Dinge: so machen sie sich mittelmässig, sie bleiben immer wie unreife Früchte.

1. Sie verstehen nicht Musse zu haben.

2. Sie nehmen ihre Erlebnisse nicht ernst, als wichtig genug des allgemeinen Nachdenkens.

3. Sie lesen zu viel und sind eifrig servil gegen eine herrschende Partei oder Hof.

4. Sie machen Musik, nicht um eine Passion zu ertragen und sich zu erleichtern, sondern um sich aufzuregen! Deshalb brauchen sie die leidenschaftlichste Musik.

535.

In Deutschland hat man fast das Bedürfniss und daher auch den Sinn der unschuldigen Musik verloren; man denkt der Zeiten, wo auch die guten Frauen sich nicht genügend für die Nacht vorbereitet zu haben glaubten, wenn nicht der Schlaftrunk, ein schwerer, heisser, überwürzter Wein, vor ihnen stand.

536.

Aus welchen erbärmlichen Elementen der deutsche Socialismus besteht in seinen Führern, ist daraus zu ersehen, dass keiner die volle Enthaltung von geistigen Getränken gefordert hat. Und doch ist diese Plage viel verhängnissvoller als irgend ein socialer Druck!

537.

Schwärmerische, mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung in's Wasser, und der Geliebte selber etwas Furchtbares, Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber ein Übelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist und alles in sehr reizvoller Natur: das sind jetzt die Erholungen des eisernen Deutschlands. — Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten, als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde — so wird die Wirklichkeit beschrieben.

538.

Die Deutschen wechseln ab mit Hingebung an das Ausländische und einem rachesüchtigen Verlangen nach

Originalität, (Rache für ihre Scham beim Rückblick) — und die ganz unbedenklich guten Deutschen, welche productiv sind, sind Vermittler gewesen und haben europäisch gearbeitet, wie Mozart und die Historiker u. s. w. — Die Deutschen, zum Beweise, dass ihre Originalität nicht Sache der Natur, sondern des Ehrgeizes ist, meinen, sie liege in der völligen und faustdicken Verschiedenheit: aber so dachten Griechen nicht gegen den Orient, noch Römer gegen Griechen, noch Franzosen gegen Römer und Renaissance — und wurden original (man ist es nämlich zuerst nicht, sondern man ist roh!).

539.

Ich halte es nicht in Deutschland aus, der Geist der Kleinheit und der Knechtschaft durchdringt alles, bis in die kleinsten Stadt- und Dorfblätter herab und ebenso hinauf bis zum achtenswerthesten Künstler und Gelehrten — nebst einer gedankenarmen Unverschämtheit gegen alle selbständigen Menschen und Völker. Dazu ist man eilig und ängstlich für die Gegenwart, misstrauisch für das Kommende und gegen einander so vorwurfsvoll, und schlägt sich mit einem pomphaften Scheingenuss die Sorgen scheinbar aus dem Kopfe.

540.

Es giebt wirklich Menschen, welche eine Sache damit geehrt zu haben glauben, dass sie dieselbe deutsch nennen. Es ist der Gipfel der nationalen Verdummung und Frechheit.

541.

Unbeschreiblicher Ekel, wenn unsere Gebildeten von der Nothwendigkeit einer idealen Bildung und einer Er-

neuerung der Religion phantasiren! Dieses verlogene Gesindel, das bei Musik und Schauspiel wieder religiös werden will und sich in den Kopf setzt, sobald es nur wieder im Herzen zu zittern beginnt, alle Redlichkeit des Kopfes fahren zu lassen und sich kopfüber in den mystischen Schlamm zu stürzen! Recht der Gedanke einer durch Politik und Geldgier verdummten und servil gewordenen Generation! Denn ob man einem Napoleon oder dem Nationalitätsprincip dient, beides führt zur Sclaverei und zum schliesslichen Ekel an sich: wohl dann der Religion! Wohl den Künstlern, welche den Anstand einer freien geistigen Haltung nicht angeboren haben! Früher dachte ich: wir sind anderer Art, anderer Herkunft; nichts war mir fremder, als mich diesen Strömungen der Nationalität und der Neigung zur Mystik anzubieten! Ich sah sie — mir ekelte damals und jetzt davor. Allein sein! abseits leben! war immer meine Devise. Was geht es mich an, dass die, welche damals darin mir gleich gesinnt erschienen, jetzt alle sich dort anbieten! —

542.

Unter Ausländern kann man hören, dass die Juden noch nicht das Unangenehmste sind, was aus Deutschland zu ihnen komme.

543.

Die Deutschen meinen, dass die Kraft sich in Härte und Grausamkeit offenbaren müsse, sie unterwerfen sich dann gerne und mit Bewunderung: sie sind ihre mitleidige Schwäche, ihre Empfindlichkeit für alle Nichtse auf einmal los und geniessen andächtig den Schrecken. Dass es Kraft giebt in der Milde und Stille, das

glauben sie nicht leicht. Sie vermissen an Goethe Kraft und meinen, Beethoven habe mehr: und darin irren sie!!

544.

Die Deutschen haben Misstrauen, dass man ihnen Leidenschaften zutraue; deshalb machen sie sofort Grimassen und Excesse, nicht aus Stärke des Affectes, sondern um sich Glauben zu verschaffen. Derart sind selbst die Leidenschaften bei Richard Wagner: so, dass man im Leben jeden für toll halten müsste, der dergestalt seinen Empfindungen nachläuft (Ekel genügt, um jemand zu tödten). Es fehlt ganz der Genuss, den man ehedem moralisch nannte: dass einer sein Pferd zu reiten verstehe, dass es schön, kühn, leidenschaftlich sei, wie sein Reiter, letzterer aber die Schönheit, Kühnheit, Leidenschaft durch seine Vernunft hindurch leuchten lasse, welche alles mässigt und zum Ansehen erträglich macht. Bei dem wahnsinnigen Jagen jener Rosse hat man Schwindel und Erschöpfung.

545.

Die Deutschen möchten gar zu gern grosse Leidenschaften haben. Nun, es thut nichts, wenn sie dieselben ohne Grimassen nicht darzustellen wissen: auf die Dauer werden sie sie haben! Dann werden sie auch erkennen, dass zwar Kraft das Erste ist, dass es aber Arten der Kraft giebt, welche ohne Grimassen sind.

546.

Gehorchen, mehr thun als seine Pflicht ist, Lob ablehnen, stolz sein auf Integrität: deutsch. Jetzt haben wir die wüthend gewordene Eitelkeit, und leider sind

einige unserer hervorragenden Denker und Künstler vorangegangen: jeder will mehr bedeuten als sein und macht für sich „Reclame“.

547.

Wie deutsche Maler jetzt malen, deutsche Musiker componiren, deutsche Dichter dichten: man hört die Anmaassung, die Schauspielerei der Grösse heraus.

548.

Bei unseren grössten Männern muss man immer noch sagen: möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein!

549.

Ein Mann mit Geist erhebt sich in Deutschland zu hoch über seine Mitbürger und wird zum Narren; der Nebel umhüllt seinen Kopf. — Er entartet so leicht, weil nichts neben ihm ihn in Schranken hält; er schiesst aus, nach allen Seiten und ist von einer hässlichen Fruchtbarkeit.

550.

Die Werke des deutschen Genie's halten sich nicht, wenn sie in's Ausland kommen: sie müssen, wie die italiänischen Weine, an Ort und Stelle getrunken werden.

551.

Suche doch ja der Ausländer die Naivetät oder gar die Ursprünglichkeit nicht mehr bei den Deutschen! In Frankreich ist die Naivetät durch den Hof erstickt worden, in Deutschland durch die „Genie's“ — man hat gar

zu lange mit ihr Theater gespielt und Krieg geführt. Das vermochte der verfluchte neidische Dünkel in allen jenen Genie's, welche den Franzosen ihren Geist und ihre anmuthige Beweglichkeit und den Griechen ihre Ursprünglichkeit nicht verzeihen konnten und die „deutsche Naivetät" dagegen in's Feld führten. Aber es giebt nicht nur Gespenster, welche verschwinden, wenn man von ihnen spricht, sondern auch wirkliche Eigenschaften, bei Völkern und einzelnen.

552.

Wo sind die grossen Seelen hin? Was man jetzt so nennt — da sehe ich nicht mehr als Menschen, die mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft vor sich selber Komödie spielen, vor sich selber Effect machen wollen und mit einer kaum erdenklichen Gier nach dem Publicum hinhorchen, weil dessen Applaus und Vergötterung ihnen selber den Glauben an sich geben soll. Ihre Wirkung auf andere ist für diese durch allzugrosse Anstrengung immer Erschöpften eine Kraftbrühe. Es ist eine Krankheitsgeschichte!

553.

Unser nervöses Zeitalter prätendirt, dass eine ewige Erregtheit und Ungleichheit der Stimmung die grossen Menschen auszeichne: sie wissen nichts von dem gleichmässigen, tiefen, mächtigen Strömen nach einem Ziele zu: sie plätschern und machen Getöse und fühlen nicht die Erbärmlichkeit dieser launischen Erregbarkeit.

4. Modernität.

554.

Das vornehme Aussehen entsteht dadurch, dass der Körper, mehrere Geschlechter hindurch, Musse hatte, um allen Anforderungen des Stolzes gemäss sich zu bewegen: nicht also durch die Bewegungen eines Handwerks oder um gemeinen Gesellen zu befehlen, gezwungen und gewöhnt wurde, gemeine und erniedrigende Gesten oder Töne hervorzubringen: gemein, das heisst nicht unserem Individuum und seinem Stolze angemessen. Wenn der Stolz sehr hoch gieng, in's Geistigste, so entsteht englische Majestät, Güte und Grösse gemischt: denn der höchste Stolz beugt sich väterlich und gütig zu den Anderen und versteht sich nicht anders als herrschend und fürsorgend. — An unseren politischen *parvenus* fehlt eben dies: man glaubt nicht an ihr natürliches, eingeborenes Herrschen und Fürsorgen für andere.

555.

Der Haupterfolg der Arbeit ist die Verhinderung des Müssigganges der gemeinen Naturen, auch zum Beispiel der Beamten, Kaufleute, Soldaten u. s. w. Der Haupteinwand gegen den Socialismus ist, dass er den gemeinen Naturen den Müssiggang schaffen will. Der müssige Gemeine fällt sich und der Welt zur Last.

556.

Der kaufmännische Geist hat die grosse Aufgabe, den Menschen, die der Erhebung unfähig sind, eine Leidenschaft einzupflanzen, die ihnen weite Ziele und

eine vernünftige Verwendung des Tages giebt, zugleich aber auch sie so aufbraucht, dass sie alles Individuelle nivellirt und vor dem Geiste wie vor einer Ausschweifung schützt. Er bildet eine neue Gattung Menschen, welche die Bedeutung haben, wie die Sclaven im Alterthum. Dass sie reich werden, giebt ihnen so lange Einfluss, als die Geistmächtigen ihren Vortheil nicht kennen und Politik machen wollen. Dieser Arbeiterstand zwingt auf die Dauer die höheren Naturen, sich auszuscheiden und eine Aristokratie zu bilden. Einstweilen gehören die Künstler und Gelehrten zu diesem Arbeiterstande, sie dienen ihm, weil sie viel Geld wollen. Die Unfähigkeit der Musse und der Leidenschaft ist allen zu eigen (folglich eine grosse Affectation von beiden bei den Künstlern, weil diese durch etwas Ungewöhnliches unterhalten wollen). Das Geldinteresse zwingt ihnen ein politisches Interesse auf, und dies ein religiöses Interesse; sie müssen Theile von sich selber in Abhängigkeit und Respect erhalten — deshalb die englische Bigotterie, als die des kaufmännischen Geistes.

557.

So wenig als möglich Staat! Ich bedarf des Staates nicht, ich hätte mir, ohne jenen herkömmlichen Zwang, eine bessere Erziehung gegeben, nämlich eine auf meinen Leib passende, und die Kraft gespart, welche im Sichlosringen vergeudet wurde. Sollten die Dinge um uns etwas unsicherer werden, um so besser! Ich wünsche, dass wir etwas vorsichtig und kriegerisch leben. Die Kaufleute sind es, die uns diesen Ofen-Sorgenstuhl Staat so einladend wie möglich machen möchten, sie beherrschen mit ihrer Philosophie jetzt alle Welt. Der

„industrielle“ Staat ist nicht meine Wahl, wie er die Wahl Spencer's ist. Ich selber will so viel als möglich Staat sein, ich habe so viele Aus- und Einnahmen, so viele Bedürfnisse, so viel mitzutheilen. Dabei arm und ohne Absicht auf Ehrenstellen, auch ohne Bewunderung für kriegerische Lorbeeren. Ich weiss, woran diese Staaten zu Grunde gehen werden, an dem Non-plus-ultra-Staat der Socialisten: dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn. Ich will versuchen, auch im Gefängniss noch heiter und menschenwürdig zu leben. Die grossen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht, mitzujammern, sondern zu sagen: das fehlt euch, ihr versteht nicht als Person zu leben und habt der Entbehrung keinen Reichthum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen. Die Statistik beweist, dass die Menschen zunehmen im Gleichwerden, das heisst, dass —

558.

Das moderne Leben will so sehr wie möglich vor allen Gefahren geschützt sein: mit den Gefahren aber geht viel Munterkeit, Übermuth und Anregung verloren. Unsere groben Remeduren sind Revolutionen und Kriege.

559.

Die Kriege sind einstweilen die grössten Phantasieaufregungen, nachdem alle christlichen Entzückungen und Schrecknisse matt geworden sind. Die sociale Revolution ist vielleicht etwas noch Grösseres, deshalb kommt sie. Aber ihr Erfolg wird geringer sein, als man denkt: die Menschheit kann so sehr viel weniger als sie will, wie es sich bei der französischen Revolution zeigte.

Wenn der grosse Effect und die Trunkenheit des Gewitters vorbei ist, ergiebt sich, dass man, um mehr zu können, mehr Kräfte, mehr Übung haben müsste.

560.

Ich glaube, dass viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mässigen Sitten, ihrer Sanftmuth, ihrem Sinn für's Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt würden.

561.

Nehmen wir an, dass ein guter Arzt unter Wilde käme, und liesse sich das Zauberer-Wesen gefallen, um wie viel wäre er allen Zauberern überlegen! Ebenso jeder gute Historiker jetzt jedem Propheten!

562.

Ehemals meinte einer Wunder wie weit er von sich aus gekommen sei, heute unterschätzt mancher umgekehrt sein eigenes Zuthun und sieht nur auf sich Gewirktes

563.

Die ärmliche Handvoll Wissen, womit die heutige Erziehung den Gebildeten abfindet, scheint diesen engen und pfäffischen Köpfen schon zu viel; sie bekommen Angst, es möchte der Kunst ein Abbruch geschehen, und dieselbe sich nicht mehr so dünkelhaft gebärden dürfen, wie es jetzt wohl geschieht. — Die Nothstände, welche bei jenen seltenen Menschen entstehen, in denen die Wissenschaft ein gewaltiges Feuer ist, dürften solche Köpfe wahrlich nicht im Munde führen.

564.

Gewiss ist unsere gegenwärtige Bildung etwas Erbärmliches, eine faulriechende Schüssel, in der lauter geschmacklose Brocken durch einander schwimmen, Brocken von Christenthum, von Wissen, von der Kunst, an denen sich nicht einmal Hunde satt essen könnten. Aber die Mittel, gegen diese Bildung etwas aufzustellen, sind kaum weniger erbärmlich, nämlich christlicher Fanatismus oder wissenschaftlicher Fanatismus oder künstlerischer Fanatismus von Leuten, die kaum auf ihren Beinen stehen können; es ist, als ob man einen Mangel durch ein Laster curiren wolle. In Wahrheit erscheint aber die gegenwärtige Bildung erbärmlich, weil eine grosse Aufgabe vor ihr am Horizont aufgestiegen ist, nämlich die Revision aller Werthschätzungen; dazu bedarf es aber, noch bevor die sämmtlichen Dinge auf die Wage gelegt werden, der Wage selber, — ich meine jene höchste Billigkeit der höchsten Intelligenz, welche im Fanatismus ihren Todfeind und in der jetzigen „allseitigen Bildung“ ihren Affen und Vortänzer hat.

565.

Zur selben Zeit geht immer in uns eine Art Betrachtung der Welt ihrem Ende zu und eine andere wächst: denn unsere unklare Erziehung macht uns mit verschiedenen zu gleicher Zeit bekannt, und jede versucht auf unserem Boden zu wachsen.

566.

Das allgemeine Merkmal der Zeit: wir wissen, was nie eine Zeit wusste, es gab und giebt eine Unzahl ver-

schiedener Werthschätzungen derselben Dinge, und vielleicht mehrt sich die Zahl, je mehr die selbständigen Menschen an Zahl zunehmen (ihnen entsprachen ehemals selbständige Cultur-Völker). Je verschiedener aber die Werthschätzungen, um so mehr können die Menschen gegen einander austauschen, der geistige und seelische Verkehr nimmt zu. Man lernt die Anderen verstehen, um zu wissen, was man ihnen anbieten, was man von ihnen verlangen kann. — Sorge zu tragen, dass keine imaginären Dinge eingeschmuggelt werden, wodurch der Werth aller wahren gefälscht wird. Dies ist das allgemeine Interesse.

567.

Es fehlen nur noch die grossen überzeugenden Menschen, — sonst ist alles zu einer völligen Veränderung vorbereitet, Principien, Misstrauen, Auflösung aller Verträge, die Gewöhnung, ja das Bedürfniss der Erschütterung, die Unzufriedenheit.

568.

Ein Zeitalter des Überganges: so heisst unsere Zeit bei jedermann, und jedermann hat damit Recht. Indessen nicht in dem Sinne, als ob unserem Zeitalter dies Wort mehr zukomme als irgend einem anderen. Wo wir auch in der Geschichte Fuss fassen, überall finden wir die Gährung, die alten Begriffe im Kampf mit den neuen, und die Menschen der feinen Witterung, die man ehemals Propheten nannte, die aber nur empfanden und sahen, was an ihnen geschah — wussten es und fürchteten sich gewöhnlich sehr. Geht es so fort, fällt alles in Stücke, nun so muss die Welt untergehen. Aber sie ist nicht

untergegangen, die alten Stämme des Waldes zerbrachen, aber immer wuchs ein neuer Wald wieder: zu jeder Zeit gab es eine verwesende und eine werdende Welt.

5. Zukunft.

569.

Ein Zeitalter der Barbarei beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen! — Sehen wir zu, wie wir das Höhere, den Extract unseres jetzigen Erkennens, doch erhalten: durch eine Gemeinschaft freier Einzelner, welche sagen:

1. Es giebt keinen Gott.

2. Keinen Lohn und Strafe für Gutes und Böses (sittliche Weltordnung).

3. Gut und Böse gilt je nach dem Ideal und der Richtung, in der wir leben: der beste Theil davon ist uns vererbt, zudem ist es möglich, dass diese Urtheile selbst in Bezug auf die Förderung des jeweiligen Ideals falsch sein können. Das Ideal ist die Vorwegnahme der Hoffnungen unserer Triebe (der herrschenden Triebe).

Um sich in der Barbarei trotzdem zu erhalten, wird diese Gemeinde rauh und tapfer sein müssen. — Ascetische Vorbereitung.

570.

Unsere Triebe toben sich in den Listen und Künsten der Metaphysiker aus, sie sind die Apologeten des menschlichen Stolzes: die Menschheit kann ihre verlorenen Götter nicht verschmerzen! Gesetzt, diese Leidenschaft rast sich aus: welcher Zustand der Ermattung, der Blässe, der erloschenen Blicke! Das höchste Misstrauen gegen den Intellect als Werkzeug der Triebe: die Nach-

geburt des Stolzes ist die Scepsis. Die peinliche Inquisition gegen unsere Triebe und deren Lügnerei. Es ist eine letzte Rache: in dieser Selbstzermalmung ist der Mensch immer noch der Gott, der sich selber verloren hat. Was folgt auf diese gewaltsame Scepsis? Die Erschöpfung, die zweite Erschöpfung, ein Greisenthum: alle Vergangenheit wird matt empfunden, die Verzweifelung selber wird zur Historie, und zuletzt ist das Wissen um alle diese Dinge noch ein genügender Reiz für diese Greise. —

Diese ganze Geschichte spielt sich in immer wenigeren Köpfen ab. Aber der Verlust des Glaubens wird ruchbar unter allen Übrigen — und nun folgt nach: das Aufhören der Furcht, der Autorität, des Vertrauens, das Leben nach dem Augenblick, nach dem gröbsten Ziele, nach dem Sichtbarsten: eine umgekehrte Bewegung leitet sich ein. Das Vertrauen ist noch am grössten für das, was dem früheren Ziele am entgegengesetztesten ist! Ein Versuchen und Experimentiren, ein Gefühl der Unverantwortlichkeit, die Lust an der Anarchie! An die Stelle des Stolzes ist die Klugheit getreten. Die Wissenschaft tritt in ihren Dienst. Eine gemeinere Gattung von Menschen bekommt das Regiment (statt der *noblesse* oder der Priester): erst die Kaufleute, nachher die Arbeiter. Die Masse tritt auf als Herrscher: das Individuum muss sich zur Masse lügen. — Nun werden immer noch solche geboren, die in früheren Zeiten zu der herrschenden Classe der Priester, des Adels, der Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, *noblesse* und Individual-Bedeutung. Es sind Nachgeborene. Sie müssen sich eine Bedeutung geben, ein Ziel setzen, um sich nicht schlecht zu befinden. Lüge und heimliche Rückflucht zum Überwundenen,

Dienst in nächtlichen Tempeltrümmern sei ferne! Dienst in den Markthallen ebenfalls! Sie ergreifen die Theile der Erkenntniss, welche durch das Interesse der Klugheit nicht gefördert werden! Ebenso die Künste, welchen der müde Geist abhold ist! Sie sind Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur grössten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reserviren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehen sie — die Menschheit wird sie vielleicht einst nöthig haben, wenn der gemeine Rausch der Anarchie vorüber ist. Pfui über die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als ihre Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten. — Wir wollen auch das böse Gewissen für die Wissenschaft im Dienste der Klugen sein Wir wollen bereit sein! Wir wollen Todfeinde dere! von den Unseren sein, welche zur Verlogenheit Zuflucht nehmen und Reaction wollen! — Es ist wahr, wir stammen von Fürsten und Priestern ab: aber eben deshalb halten wir unsere Ahnen hoch, weil sie sich selber überwunden haben. Wir würden sie schänden, wenn wir ihr Grösstes verleugneten! Was gehen uns also die Fürsten und Priester der Gegenwart an, welche durch den Selbstbetrug leben müssen und wollen!

571.

Zeichen des nächsten Jahrhunderts:

Erstens: das Eintreten der Russen in die Cultur. Ein grandioses Ziel. Nähe der Barbarei, Erwachen der Künste, Grossherzigkeit der Jugend und phantastischer Wahnsinn und wirkliche Willenskraft.

Zweitens: die Socialisten. Ebenfalls wirkliche Triebe und Willenskraft. Association. Unerhörter Einfluss einzelner. Das Ideal des armen Weisen ist hier möglich. Feurige Verschwörer und Phantasten ebenso wie die grossen Seelen finden ihres Gleichen. — Es kommt eine Zeit der Wildheit und Kraftverjüngung.

Drittens: die religiösen Kräfte könnten immer noch stark genug sein zu einer atheistischen Religion à la Buddha, welche über die Unterschiede der Confession hinweg striche, und die Wissenschaft hätte nichts gegen ein neues Ideal. Aber allgemeine Menschenliebe wird es nicht sein! Ein neuer Mensch muss sich zeigen. — Ich selber bin ferne davon und wünsche es gar nicht! Es ist aber wahrscheinlich.

572.

Die Menschheit wird sich im neuen Jahrhundert vielleicht schon viel mehr Kraft durch Beherrschung der Natur erworben haben, als sie verbrauchen kann, und dann wird etwas vom Luxushaften unter die Menschen kommen, von dem wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Gesetzt, der Idealismus der Menschen in ihren Zielen bliebe nicht stehen, so könnten dann grossartige Unternehmungen gemacht werden, wie wir sie jetzt noch nicht träumen. Allein die Luftschifffahrt wirft alle unsere Culturbegriffe über den Haufen. Statt Kunstwerke zu schaffen, wird man die Natur im grossen Maasse verschönern in ein paar Jahrhunderten Arbeit, um zum Beispiel die Alpen aus ihren Ansätzen und Motiven der Schönheit zur Vollkommenheit zu erheben. Dann wird alle frühere Litteratur etwas nach der Enge kleiner Städte riechen. Ein Zeitalter der Architectur kommt, wo man wieder für

Ewigkeiten, wie die Römer, baut. Man wird die zurückgebliebenen Völkerschaften Asien's, Africa's u. s. w. als Arbeiter verwenden, die Bevölkerungen des Erdbodens werden anfangen sich zu mischen. Wenn man an die Vergangenheit denkt, wird man an den düsteren Trübsinn und die träge Beschaulichkeit derselben denken. Feuer und Überschuss an Kraft: Folge der gesunden Art zu leben. Um eine solche Zukunft vorzubereiten, müssen wir die Trübsinnigen, Griesgrämigen, Nörgler, Pessimisten separiren und zum Aussterben bringen. — Die Politik so geordnet, dass mässige Intellecte ihr genügen, und nicht jedermann jeden Tag drum zu wissen braucht. Ebenso die wirthschaftlichen Verhältnisse ohne die Gier, ob leben und sterben. Zeitalter der Feste.

573.

In der Zukunft wird es geben: erstens zahllose Anstalten, in welche man sich zeitweilig begiebt, um seine Seele in Cur zu nehmen; hier wird der Zorn bekämpft, dort die Wollust u. s. w.; zweitens zahllose Mittel gegen die Langeweile; zu jeder Zeit wird man Vorleser hören können und dergleichen; drittens Feste, in welchen viele einzelne Erfindungen zum Gesammtzweck des Festes vereinigt sind; denn die, welche ein Fest feiern, müssen am Feste mit erfunden haben; viertens, es werden sich einzelne und ganze Gruppen geloben, niemals gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

574.

Hundert tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt Venedig — dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen der Zukunft.

IX.

Kritische persönliche Bemerkungen.

575.

Mein früherer Stil: weite Perspectiven, viel Verhülltes, Geheimnissvolles, Wunderbares. Die Thatsachen aufblitzend wie scheinbare Erhellungen dieser Geheimnisse. Grundglaube: das Wesen nicht mittheilbar, eine gehobene, ahnungsvolle Stimmung macht Offenbarungen. Die Nüchternheit schadet diesem Verständniss. Die contemplative Ruhe und die Erinnerung an Furchtbares und Sehnsüchtiges wechseln ab.

576.

Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, dass bereits seit langem keines seiner Dogmen meinem Misstrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen“ oder „unbeweisbar“ oder „übertrieben“ unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoss, den Schopenhauer selber, frei und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte. Als ich später Richard Wagner meine Verehrung bei einem festlichen Anlass darbrachte, hatte ich wiederum vergessen, dass seine ganze Musik für mich auf einige hundert Tacte, hier-

her und dorther entnommen, zusammengeschrumpft war, welche mir am Herzen lagen und denen ich am Herzen lag — es wird wohl noch jetzt der Fall sein —, und nicht weniger hatte ich vergessen über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, in eigenem Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was ich von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt. Wer möchte nicht gern anderer Meinung als Schopenhauer sein, habe ich immer gedacht — im Ganzen und Grossen: und wer könnte einer Meinung mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen!

577.

Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Hass verschloss: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniss dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!

578.

Ich habe die Menschen durchsucht und mein Ideal nicht unter ihnen gefunden.

579.

Ich bin nicht im Stande, irgend eine Grösse anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flösst mir Ekel ein: entdecke ich so etwas, so gelten mir alle

Leistungen nichts; ich weiss, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei. — Dagegen ist die Schauspielerei nach aussen (zum Beispiel Napoleon's) mir begreiflich: wahrscheinlich ist sie vielen Leuten nöthig. — Dies ist eine Beschränktheit.

580.

Ich habe die Verachtung Pascal's und den Fluch Schopenhauer's auf mir! Und kann man anhänglicher gegen sie gesinnt sein als ich! Freilich mit jener Anhänglichkeit eines Freundes, welcher aufrichtig bleibt, um Freund zu bleiben und nicht Liebhaber und Narr zu werden!

581.

1) Mein Erfolg bei den Schwarmgeistern: dessen war ich bald müde und misstrauisch.

2) Ich habe nie über Nicht-Beachtung geklagt und kenne das Gefühl nicht.

3) Ich hoffe schrittweise den höheren Naturen näher zu kommen, weiss aber kaum, wo sie sind und ob sie da sind! Bisher habe ich immer auch meine Lobredner und Tadler überwunden, wenn ich eine Stufe weiter gieng (und mich überwand).

582.

Das Peinlichste für mich ist, mich vertheidigen zu müssen. Dabei werde ich inne, dass ich erst meine Art zu sein mit der anderer vergleichen müsse und dass ich ihr verständliche Motive unterschieben müsse: daran nicht gewöhnt, weiss ich, dass es mir misslingt. Ja, jede Präsentation meines Bildes durch andere setzt

mich in Verwirrung: „das bin ich ganz gewiss nicht!“ ist meine Empfindung; wenn ich mich bedanken wollte, erschien ich mir unredlich.

583.

Bist du denn ruhmbegierig? Ich habe es nie geglaubt. Aber das fällt mir auf, dass ich es unerträglich finde, nicht mit dem beschäftigt und verwachsen zu sein, was mir das Wichtigste auf der Welt scheint. — Als ich dies von der Kunst nicht mehr glaubte, trat ich sehr abgekühlt bei Seite, mit einer Art von Hass — sie schien mir eine Betrügerin, die mich dem Wichtigsten entziehen wollte.

584.

Täglich erstaune ich: ich kenne mich selber nicht!

585.

Ich habe Mozart für heiter gehalten — wie tief muss ich melancholisch sein! Daher meine Begierde!! nach Helle, Reinlichkeit, Heiterkeit, Schmuckheit, Nüchternheit, meine Hoffnung, dass alles dies mir die Wissenschaft geben werde! sie!

586.

Man wird älter, es ist mir schwer mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des *lago maggiore* im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet traulich-traurig zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.

587.

Rein melancholisch — aber ein Princip der Tapferkeit von Kindheit an macht, dass ich viele kleine Siege habe und in Folge dessen heiterer bin, als es meiner Melancholie geziemt.

588.

Ich finde an nichts genug Freude — da fange ich an, mir selber ein Buch nach dem Herzen zu schreiben.

589.

Es sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? — Mögen die, welche mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen. Ich brauche kein Wort für mich.

590.

Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiss nicht, was rein geistige Probleme sind.

591.

Darf ich doch mitreden! Alle die Wahrheiten sind für mich blutige Wahrheiten, — man sehe meine früheren Schriften an.

592.

Diese Dinge kennt ihr als Gedanken, aber eure Gedanken sind nicht eure Erlebnisse, sondern das Nachklingen von denen anderer: wie wenn euer Zimmer zittert, wenn ein Wagen vorüberfährt. Ich aber sitze im Wagen, und oft bin ich der Wagen selber.

593.

Empfindet ihr nichts von der Noth, gegen einen Menschen Recht zu haben und es öffentlich zu bezeugen? Wird euch Kritik so leicht? Ist es nur, dass ihr euch aufstellt, nachdem jener sich aufstellte? Merkt ihr nicht, dass er euch sein Bestes geben wollte und dass ihr es annehmen solltet, selbst wenn es euch nicht werthvoll, ja schädlich schiene? Aber ihr thut als solche, die in der Nothwehr leben, ihr habt auch Recht. Mit Mühe haltet ihr euch aufrecht, und jener will euch etwas auflegen, das ihr nicht tragen könntet. Er sagt: ein Geschenk! Ihr sagt: eine Aufgabe.

594.

Vielen Erkenntnissen wissen die Menschen nichts Kräftigendes abzugewinnen, es sind verbotene Speisen, zum Beispiel mein Buch.

595.

Sie machen es sich leicht und versuchen mich aus dem Übergange in's andere Extrem zu verstehen — sie merken nichts von dem fortgesetzten Kampfe und den gelegentlichen wonnevollen Ruhepausen im Kampfe, merken nicht, dass diese früheren Schriften solchen entzückten Stillen, wo der Kampf zu Ende schien, entsprungen sind, und wo man über ihn schon nachzudenken und sich zu beruhigen begann. Es war eine Täuschung. Der Kampf gieng weiter. Die extreme Sprache verräth die Aufregung, die kurz vorher tobte, und die Gewaltsamkeit, mit der man die Täuschung festzuhalten suchte.

596.

Was habe ich gethan? Für mein Alter gesorgt: für die Zeit, wo die Seele nichts Neues mehr unternimmt, die Geschichte ihrer Abenteuer und Seefahrten verzeichnet. So wie ich die Musik mir aufspare für die Zeit, wo ich blind bin.

597.

Etwas zu schreiben, das in ein paar Jahren alle Bedeutung verloren hat — das wird mir unmöglich, mir vorzustellen. Es ist wohl ein Zeichen von Beschränktheit. Denn alles, was ich selber überlebe, gilt mir immer noch wichtig als Denkmal eines Zustandes, der mir werthvoll war. Ich wünsche mein Alter umringt von solchen Denkmälern.

598.

Seltsam! Ich werde in jedem Augenblick von dem Gedanken beherrscht, dass meine Geschichte nicht nur eine persönliche ist, dass ich für viele etwas thue, wenn ich so lebe und mich forme und verzeichne: es ist immer, als ob ich eine Mehrheit wäre, und ich rede zu ihr traulich-ernst-tröstend.

599.

Ich will nie zum Widersprechen herausfordern; vielmehr: helft, mit mir das Problem zu gestalten! Sobald ihr gegen mich empfindet, versteht ihr meinen Zustand und folglich meine Argumente nicht! Ihr müsst das Opfer derselben Leidenschaft sein!

600.

Man hat mir etwas vom ruhigen Glück der Erkenntniss vorgeflötet — aber ich fand es nicht, ja ich verachte es, jetzt wo ich die Seligkeit des Unglücks der Erkenntniss kenne. Bin ich je gelangweilt? Immer in Sorge, immer ein Herzklopfen der Erwartung oder der Enttäuschung! Ich segne dieses Elend, die Welt ist reich dadurch! Ich gehe dabei den langsamsten Schritt und schlürfe diese bitteren Süssigkeiten.

Ich will keine Erkenntniss mehr ohne Gefahr: immer sei das tückische Meer oder das erbarmungslose Hochgebirge um den Forschenden!

601.

Die Vorstellung: „dieser Gedanke könnte nicht wahr sein!“ erschüttert mich. „Er wird als nicht wahr gelten!“ — lässt mich kalt, ich setze es voraus: denn sie haben nicht so viel Zeit und Leidenschaft zuzusetzen wie ich.

602.

Vielleicht weiss das schon alle Welt: aber ich weiss es erst seit gestern, da fiel es mir ein! Und nun lebe ich so fort, jeden Tag nur meine gestrige Entdeckung auf der Seele und bereit, sie an die Wand zu schreiben, damit alle Welt sich mit mir ihrer erfreue. — Welche Narrheit!

603.

Dieser Gang ist so gefährlich! Ich darf mich selber nicht anrufen, wie ein Nachtwandler, der auf den Dächern lustwandelt, ein heiliges Anrecht hat, nicht bei Namen genannt zu werden. „Was liegt an mir!“ Dies ist die einzige tröstende Stimme, die ich hören will.

604.

Es ist mein Fleiss und mein Müssiggang, meine Überwindung und mein Nachhängen, meine Tapferkeit und mein Zittern, es ist mein Sonnenlicht und mein Blitz aus dunklem Wolkenhimmel, es ist meine Seele und auch mein Geist, mein schweres, ernstes, granitenes Ich, das aber wieder zu sich sprechen kann: „was liegt an mir!“

605.

Wie die Italiäner sich eine Musik aneignen, dadurch dass sie dieselbe in ihre Leidenschaft hineinziehen — ja diese Musik wartet darauf, so persönlich interpretirt zu werden, und hat davon mehr als von aller Kunst der Harmonie — so lese ich die Denker und ihre Melodien singe ich nach: ich weiss, hinter allen den kalten Worten bewegt sich eine begehrende Seele; ich höre sie singen, denn meine eigene Seele singt, wenn sie bewegt ist.

606.

Ich höre euren Sirenengesang, ihr Weisen! Ach, nichts bewegt mich so! Aber ich sage euch: ihr selber habt ihn euch vorgesungen, ihr waret wie ich! Ihr waret die Narren dieser schönen Paradiese „Gerechtigkeit, Mässigung“: in Wahrheit sind es Utopien.

607.

Ich glaube, ich stelle mir die Freude der Weisheit und Gerechtigkeit zu hoch vor — wie die Griechen. Ich bin bezaubert bei allem, was dorthin winkt — wahr-

scheinlich weil ich sehr leidenschaftlich bin! — Ich bin äusserst misstrauisch gegen die beredten Verehrer der Leidenschaftlichkeit — ich muthmaasse, sie möchten gern etwas vorstellen. — Die Griechen lebten nur in der Gefahr: sie verehrten in der Kraft, der Ruhe, der Gerechtigkeit ihre Erholung, ihr Aufathmen, ihr Fest. Sie wollten nicht die Emotion noch —: nur in der Tragödie; die des Mitleids (weil sie für gewöhnlich hart waren).

608.

Warum ich der Leidenschaft in's Wort falle? Ich könnte volltönend und heftig und hinreissend meine Sache vorbringen, wie ich sie empfinde, — aber hinterher bin ich halbtodt und leidend, auch voller Verdruss über Übertreibungen, Auslassungen u. s. w. Andere haben in der Leidenschaft ihren Geist ganz: ich in der unterdrückten und bekämpften Leidenschaft. Es thut mir alles wohl, was mich an diesen meinen Zustand erinnert!!

609.

Woran liegt es, dass ich immer nach Menschen dürste, welche nicht Angesichts der Natur, eines Ganges auf den befestigten Höhen über Genua, klein werden? Weiss ich sie nicht zu finden?

610.

Eure Seele ist nicht stark genug, so viele Kleinheiten der Erkenntniss, so viel Geringes und Niedriges mit in die Höhe hinaufzutragen! So müsst ihr euch über die Dinge belügen, damit ihr eures Kraft- und

Grössengefühls nicht verlustig geht! Anders Pascal und ich. — Ich brauche mich der kleinen, erbärmlichen Details nicht zu entäussern — ich will ja keinen Gott aus mir machen.

611.

Es ist eine Beschränktheit, aber so empfinde ich. Das Bedürfniss nach Luxus scheint mir immer auf eine tiefe innerliche Geistlosigkeit hinzudeuten; wie als ob jemand sich selber mit Coulissen umstellt, weil er nichts Volles, Wirkliches ist, sondern nur etwas, das ein Ding vorstellen soll, vor ihm und vor anderen. Ich meine, wer Geist habe, könne viel Schmerzen und Entbehrungen aushalten und dabei noch glücklich sein, ja er müsse sich im Verhältniss zu einem, der Ehren und Luxus und Kameradschaft nöthig hat, schämen, weil er bei der Vertheilung der Güter zu gut weggekommen ist. Ich habe eine tiefe Verachtung gegen einen Banquier. Wer Luxus um sich hat, nun, mitunter muss er sich so stellen, dass er anderer wegen hineinpasst, aber dann soll er auch die Ansichten dieser Anderen haben und ertragen. Freisinnige, kühne, neue Ansichten halte ich für Schwindel oder eine widerliche Art Luxus, wenn sie nicht zur Armuth und zur Niedrigkeit drängen. Mit einer Art von weisser Wäsche hat sich zum Beispiel Lassalle für mich widerlegt. Leute mit solchen Bedürfnissen sollten fromm werden und als Magistratspersonen Ansehen erstreben, es giebt so viel Gutes zu erhalten und zu repräsentiren. Aber den Geist sollen sie nicht repräsentiren wollen! Wer geistig reich und unabhängig ist, ist so wie so auch der mächtigste Mensch, es ist, wenigstens für so humane Zeiten, schimpflich, wenn er noch mehr haben will: es sind die Unersättlichen. Einfachheit in

Speise und Trank, Hass gegen geistige Getränke, — es gehört zu ihm, wie die Getränke zu jenen gehören, welche sagen könnten: „das Leben wäre völlig reizlos," u. s. w.

612.

Ich habe keinen Begriff von mir aus von einem Menschen, welcher so sein will, wie es der gute Ton verlangt: der nicht zu lieben, zu hassen, zu urtheilen wagt, bevor er nicht weiss, wie hier der gute Ton befiehlt. Ich habe also gewiss keinen guten Ton! Ja ich verachte jeden, der so sein will wie ein Anderer! der hinblickt, um zu sehen, was die Anderen zu seinem Thun sagen! der immer an die Anderen denkt, nicht um ihnen zu nützen, sondern um vor ihnen nicht lächerlich zu sein — wäre er lächerlich, so würde er ihnen Vergnügen machen! entsetzlich! — Aber warum sollten wir nicht zu lachen geben! Wir selber haben den Vortheil davon, wenn unsere Mitmenschen guter Dinge sind! — „Aber sie achten nicht mehr, wenn sie lachen!" — Aber warum sollen sie euch fürchten? Und wehe mir, wenn etwas Lächerliches an mir genügt, um mir meine eigene Achtung vor mir zu nehmen! Das aber geschieht bei den Eitlen, die sich vernichten möchten, nach einem Etikettefehler.

613.

Die Veredelung der alltäglichen Gewohnheiten. Früher beim Priester theilweise: sein Gang, sein Handerheben, seine Stimme. Dann am Hofe: die Lust sich zu beherrschen und seine Empfindungen nicht merken zu lassen (oder in ein seidenes Gewebe eingehüllt) wurde gross. — Aber was heisst jetzt veredeln,

dem Ideal dienen! Welchem Ideal? Sofort müssen wir ein Ideal haben! Und woher nehmen und nicht stehlen! — Das meine ist: eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Anderen, dadurch dass er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen concurrirt und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen andere. Ein leichter Schlaf, ein freier, ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten, noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang ausser mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation — die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbst bereitete oder der Bereitung nicht entbehrende.

Ideale der Art sind die vorwegnehmenden Hoffnungen unserer Triebe, nichts weiter. So gewiss wir Triebe haben, verbreiten diese auch in unserer Phantasie eine Art Schema von uns selber, wie wir sein sollen, um unsere Triebe recht zu befriedigen — dies ist idealisiren. Auch der Schurke hat sein Ideal: nicht gerade für uns erbaulich. Es hebt ihn auch!

614.

Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort, Gesellschaft, Gegend, Bücher können nicht hoch genug gewählt werden, und anstatt sich zu accommodiren und gemein zu werden, muss man entbehren können ohne Dulderfalten.

615.

Ich bin passionirt für die Unabhängigkeit, ich opfere ihr alles — wahrscheinlich weil ich die abhängigste Seele habe und an allen kleinsten Stricken mehr gequält werde als andere an Ketten.

616.

Ich kenne einen, der sich durch den kleinen Windhauch seiner „Freiheit“ so verwöhnt hat, dass die Vorstellung, zu einer Partei zu gehören, ihm Angstschweiss macht, — selbst wenn es seine eigene Partei wäre!

617.

Ich gebe meinem Hang zur Einsamkeit nach, ich kann nicht anders: „obgleich ich es nicht nöthig hätte“ — wie die Leute sagen. Aber ich habe es nöthig. Ich verbanne mich selber.

618.

Ich will nur mit Menschen umgehen, welche ihr eigenes Muster haben und nicht in mir es sehen. Denn dies machte mich für sie verantwortlich und zum Sclaven.

619.

Ich bin oft beschämt darüber, wie gut ich es jetzt habe, und es spornt mich gewaltig an, zu denken, was einer mit dieser Musse machen könnte — und ich!

620.

Ich habe oft geglaubt, dass ich die Menschen belehren könne, und eine aus Stolz und Liebe gemischte Empfindung gegen sie gehabt. Jetzt, am Schlusse, sehe

ich ein, dass ich nichts zu lehren habe, aber dass ich von Herzen bitte, es möchte solche geben, welche mich würdigten, von ihnen zu lernen.

621.

Erhebt euch und geht, Freunde, schon viel zu lange habt ihr mich reden lassen. Der Wind wird kühler und lebhafter, das Gras auch — diese stille Höhe zittert, und es geht gen Abend. Geht und thut sofort, ich bitte euch, wenn ihr in das Thal kommt, eine kleine Thorheit, damit alle Welt sehe, wessen ihr hier von mir belehrt seid.

Nachbericht und Anmerkungen.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Beendigung des Druckes: December 1900.

Nachbericht.

Aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen. (1875/76—1879.)

Während der Periode, aus der die hier veröffentlichten nachgelassenen Arbeiten Nietzsche's stammen, erschienen drei Gedankensammlungen: „Menschliches, Allzumenschliches“ 1878, „Vermischte Meinungen und Sprüche“ 1879 und „Der Wanderer und sein Schatten“ Weihnachten 1879 mit der Jahreszahl 1880. Die beiden letzten, als „Nachträge“ zum ersten Werk bezeichnet, wurden in einer zweiten Ausgabe als Band II des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ zusammengefasst. In diese Sammlungen hat Nietzsche nur einen Theil des vorhandenen Stoffes aufgenommen. Die zurückgebliebenen Gedanken sind hier, so weit sie geeignet schienen, mitgetheilt. Die Geschichte ihrer Entstehung fällt mit der Geschichte der genannten Werke zusammen. Wir machen die folgenden Angaben darüber.

In den Herbst 1875 gehören, wie es scheint, die Anfänge von Nietzsche's aphoristischer Production. Er schrieb damals eine Reihe unzusammenhängender Gedanken in das Heft, in dem die Vorarbeiten zu der nicht ausgeführten Unzeitgemässen

Betrachtung: „Wir Philologen“ enthalten sind, (im Nietzsche-Archiv U III genannt). In der ersten Hälfte des Jahres 1876 entstanden weitere Aphorismen, die er zunächst in einem Taschenbuch, „Basler Taschen-Agenda auf das Schaltjahr 1876“ (Archivbezeichnung N V) skizzirte und dann in ein grösseres, stark gebundenes Heft (M I), welches er noch aus früherer Zeit besass und theilweise schon benutzt hatte (für „Schopenhauer als Erzieher“ zum Beispiel), umschrieb, wobei eine Anzahl neuer hinzukam. Diese drei Hefte wurden zu Grunde gelegt für eine Reinschrift, welche Peter Gast im Herbst 1876 nach Nietzsche's Dictat herstellte (M II). Sie erhielt den Titel: „Die Pflugschar“. Diese Pflugschar ist eine Sammlung von 176 Aphorismen, von denen der grössere Theil, meist stilistisch überarbeitet, in das „Menschliche, Allzumenschliche“ übergegangen ist. Auf dem Titelblatt steht ausser der Überschrift folgendes Motto:

„„Willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge! Dann geniessen deiner viele, dein geneusst sicherlich der Arme und der Reiche, dein geneusst der Wolf und der Aar und durchaus alle Creatur.“

Der Meier Helmbrecht.“

Der Inhalt ist in fünf Capitel getheilt:

„Wege zur geistigen Freiheit.
Menschliches und Allzumenschliches.
Das leichte Leben.
Weib und Kind.
Über die Griechen.“

Den Schluss bildet ein das Buch und seinen Zweck charakterisirender Aphorismus:

„Die Pflugschar schneidet in das harte und das weiche Erdreich, sie geht über Hohes und Tiefes hinweg und bringt es sich nah. Dies Buch ist für den Guten und Bösen, für den

Niedrigen und den Mächtigen. Der Böse, der es liest, wird besser werden, der Gute schlechter, der Geringe mächtiger, der Mächtige geringer."

[In einer Vorstufe sind noch die Worte hinzugefügt: „Hinter der Pflugschar geht der Säemann her."]

Im Winter 1876 und in dem darauf folgenden Jahre schuf Nietzsche weitere Aphorismen; die „Pflugschar" blieb zunächst liegen. Zwei Bleistiftnotizbücher (N VII, N XI) und ein Convolut von über hundert Quartblättern (Sorrentiner Papiere) geben uns die Resultate. Dazu kommt das schon früher genannte Buch (M I), das von October bis December 1876 weiter verwendet wurde, und das Pflugschar-Heft, dessen zufällig leer gebliebene Seiten zum Theil gefüllt wurden.

Über die Art, wie der Autor diese grossen Stoffmassen zu einem Buche zusammenfügen wollte, finden sich verschiedene Hinweise, die einander vielfach widersprechen. Im October 1876 und noch Monate später sollte eine fünfte Unzeitgemässe Betrachtung „der Freigeist" einen Theil des Materials, wahrscheinlich in der Form fortlaufender Darstellung, in sich aufnehmen. Capitelüberschriften für diese unvollendet gebliebene Schrift hat sich Nietzsche mehrfach notirt. So heisst es zum Beispiel:

„Cap. II. Der Freigeist in der Gegenwart.
Cap. III. Ziel des Freigeistes: Zukunft der Menschheit.
Cap. IV. Entstehung des Freigeistes."

Auf einem Blatt steht folgende Disposition:

„Erziehung zum Freigeist.
Erste Stufe: unter der Herrschaft des persönlichen Nutzens.
Zweite Stufe: unter der Herrschaft des Herkommens.
Dritte Stufe: unter der Herrschaft der Religion.
Vierte Stufe: unter der Herrschaft der Kunst.
Fünfte Stufe: unter der Herrschaft einer metaphysischen Philosophie.

Sechste Stufe: unter dem Gesichtspunkt des allgemeinen Nutzens.

Siebente Stufe: unter der herrschenden Absicht auf Erkenntniss.

Januar bis Mitte Februar

Sorrent 1877."

Hierzu gehört, wie es scheint, der Entwurf einer Vorrede:

„Nachdem ich von Jahr zu Jahr mehr gelernt habe, wie schwierig das Finden der Wahrheit ist, bin ich gegen den Glauben, die Wahrheit gefunden zu haben, misstrauisch geworden: er ist ein Haupthinderniss der Wahrheit.

Nun habe ich diesmal ein Thema vor mir, welches vielleicht das wichtigste der Menschheit ist. Denn was ist nicht durch Erziehung entstanden, stark geworden, gut und schlecht? — Zudem lässt es sich im grossen Maassstabe erst behandeln, nachdem die Ungläubigkeit zur herrschenden Gesinnung geworden ist. Da möchte ich nun namentlich die feurigen, überzeugungsdurstigen Jünglinge warnen, nicht sofort wieder meine Lehren wie eine Richtschnur für das Leben zu betrachten, sondern als wohl zu erwägende Thesen, mit deren practischer Einführung die Menschheit so lange warten mag, als sie sich gegen Zweifel und Gründe nicht hinreichend geschützt hat. Überdies ist mir die Weisheit nicht vom Himmel gefallen, denn ich bin kein „Genie", habe keine intuitiven Einblicke durch ein Loch im Mantel der Erscheinung. Schopenhauer mag das warnende Beispiel sein: er hat in allen Punkten, derentwegen er sich für ein Genie hielt, Unrecht."

Dann wieder soll jene vorläufige Sammlung: „die Pflugschar" bestehen bleiben, und für den vermehrten Stoff wird nach neuen Eintheilungen gesucht. Ferner notirt sich Nietzsche „Themata", über die seine Gedanken handelten oder handeln sollten. So giebt es folgendes Verzeichniss:

„Über die Maxime. Über die Novelle. Gegen die Dichter. Der Philosoph aus Vergnügen, der wohl an die Vorgänger, nicht an die Nachfolger denkt (worin Vergnügen ?). Unterschied von Freigeist und Philosoph. Thukydides als Ideal des Freigeist-Sophisten. Ursprung des Mitleids. Der Selbstmord in den Religionen. Der Kranke. Eitelkeiten der Gelehrten."

In diese Zeit gehört auch ein Buchplan, der nur losen Zusammenhang mit den vorliegenden Gedanken hat:

„Einleitung in die Philosophie der Gegenwart.

1. Allgemeine Gesichtspunkte (Philosophie).
2. Zur Religion.
3. Zur Moral.
4. Zur Kunst.
5. Wissenschaft und Fortschritt."

Langsam kommt dann das Buch, das wir als „Menschliches, Allzumenschliches" kennen, im Winter 1877/78 zu Stande. Die Feststellung der neun Hauptstücke ebenso wie die endgültige Feststellung des Titels macht dem Autor viele Mühe. Wir können den Entwickelungsprocess ziemlich genau verfolgen. Zwei vorläufige Capitelverzeichnisse seien angeführt. Das eine lautet: „Freundschaft, Weib und Kind, Erziehung, Erleichterung des Lebens, der Fortschritt, der Schriftsteller, Tod, Gesellschaft, Gedanken des Unmuths." Ein anderes: „Religion, Paraenetica, Im Verkehre, Kunst, Cultur (Geschichte u. s. w. Erziehung), Moralia."

In einem Widmungsvers zu dem fertigen Buch fasst Nietzsche die Vorgeschichte desselben so zusammen:

„Im bayrischen Walde fieng es an,
Basel hat was dazu gethan,
In Sorrent erst spann sich's gross und breit,
Und Rosenlaui gab ihm Luft und Freiheit.
Die Berge kreissten, am Anfang, Mitt' und End'!
Schrecklich für den, der das Sprichwort kennt!

Dreizehn Monat', bis die Mutter des Kinds genesen.
Ist's denn ein Elephant gewesen?
Oder gar eine lächerliche Maus?
So sorgt sich der Vater. Lacht ihn nur aus."

Verschiedene Pläne und Entwürfe zu Vorreden giebt es ebenfalls, die aber alle liegen blieben. Wir bringen zwei derselben am Anfang unseres Bandes. Andere Entwürfe zeigen die Absicht, auf die Wendung, die der Autor in seinen Grundanschauungen gemacht hatte, hinzuweisen:

„Lesern meiner früheren Schriften will ich ausdrücklich erklären, dass ich die metaphysisch künstlerischen Ansichten, welche jene im Wesentlichen beherrschen, aufgegeben habe: sie sind angenehm, aber unhaltbar. Wer sich frühzeitig erlaubt öffentlich zu sprechen, ist gewöhnlich gezwungen, sich bald darauf öffentlich zu widersprechen." [Vgl. vorne Nr. 26.]

„Vorrede. Nöthig, den ganzen Positivismus in mich aufzunehmen, und nun doch noch Träger des Idealismus zu sein."

„Einleitung. An Goethe zu erinnern „wenn einer redet, soll er positiv reden"."

Den Beschluss des Buches sollte der Epilog machen, welchen wir im Text abgedruckt haben. Eine andere Notiz lautet: „Zum Schluss: Vernunft und Wissenschaft „des Menschen allerhöchste Kraft!" "

Das „Menschliche, Allzumenschliche" erschien Anfang Mai 1878. — Nietzsche fasste, durch Missverständnisse und falsche Auslegungen, welche sein Werk erfuhr, veranlasst, den Entschluss, sich genauer und klarer, als es dort geschehen war, über die Änderung seiner philosophischen und künstlerischen Richtung auszusprechen. Der Sommer 1878 ist den ersten Aufzeichnungen zu einer Schrift gewidmet, die diesen Zweck verfolgen sollte.

Sie ist nicht ausgeführt worden. Wir fassen hier kurz zusammen was sich über dieselbe aus den Manuscripten ergiebt.

Vier Notizbücher (N VIII, N IX, N X, N XII), sehr flüchtig und fast durchweg mit Bleistift geschrieben, kommen hauptsächlich in Frage. Sie enthalten wie die übrigen Manuscripte aphoristische Gedanken in bunter Reihenfolge. Einige davon sind später in die „Vermischten Meinungen“ aufgenommen worden. Die meisten blieben liegen und haben in unserm Bande Raum gefunden. Der Inhalt ist sehr verschiedenartig; doch wiegen künstlerische, persönliche Reflexionen und allgemeine Cultur-Betrachtungen vor. In N VIII findet sich mitten auf einer Seite ein „Titel: der neue Umblick“, in N IX ein anderer: „Der Wanderer an die Freunde“, und auf der zweiten Seite von N XII zwei weitere: „Über die Ursachen der Dichtkunst“ und „Vorurtheile über die Dichter. Aphorismen.“ Ferner steht in dem letztgenannten Notizbuch gegen den Schluss hin ein mit „Plan“ bezeichneter Gedankengang:

„Plan.

Einsicht in die Gefährdung der Cultur. Krieg. Tiefster Schmerz. Brand des Louvre. Schwächung des Culturbegriffs (das Nationale, Bildungsphilister, Historische Krankheit).

Wie bekommt der Einzelne gegen die Epidemie Halt?

1. Schopenhauer's Metaphysik, überhistorisch; heldenhafter Denker, Standpunkt fast religiös.

2. Wagner's Vertheidigung seiner Kunst gegen den Zeitgeschmack.

Daraus neue Gefahren: Das Metaphysische treibt zur Verachtung des Wirklichen: insofern zuletzt culturfeindlich und fast gefährlicher.

Überschätzung des Genius.

Die Cultur der Musik lehnt die Wissenschaft, die Kritik ab; vieles Beschränkte aus Wagner's Wesen kommt hinzu. Rohheit neben überreizter Sensibilität. Das Deuteln und Symbolisiren nimmt überhand bei den Wagnerianern.“

Auf der gegenüberliegenden Seite stehen folgende Bemerkungen, die kaum mit dem Plan zusammenhängen können:

„Ich entfremdete mich der Kunst, Dichtung (lernte das Alterthum missverstehen) und der Natur, verlor fast mein gutes Temperament. Dabei das schlechte Gewissen des Metaphysikers.

Bedeutung von Bayreuth für mich. Flucht. Kaltwasser-Bad. Die Kunst, die Natur, die Milde kommt wieder."

Ferner die Worte: „Zweck der Mittheilung: Freunde," die sich möglicherweise auf den Plan beziehen.

Ausserdem sind einige Notizen in N XII mit dem Vermerk „Vorrede" oder „zur Vorrede" versehen. Andere weisen auch ohne dies unzweideutig auf ein Buch hin, zu dessen Structur sie gehören. Wir führen sie hier an:

„Vorrede. Dies Buch hätte ich überschreiben können: aus der Seele der Künstler und Schriftsteller; in der That ist es eine Fortsetzung des fünften Hauptstückes, welches jenen Titel trägt."

„Vorrede. Stellung des Weisen zur Kunst. Die Griechen feiner als wir: der Weise der Mann des Geschmacks.

Nicht nur Hunger thut noth (vielmehr darf dieser nicht zu arg sein) („Liebe" sagen die Schwärmer) sondern Geschmack. Ja Geschmack setzt schon Appetit voraus — sonst schmeckt uns nichts. Kritik ist die Lust am Guten, mit der Vermehrung der Lust durch Erkenntniss des Missrathenen. Woher die zahllosen Kritiker, wenn nicht Vergnügen dabei?" [Vgl. Verm. Meinungen und Sprüche No. 170, 149.]

„Zur Vorrede. Alle ästhetischen Phänomene werden allmählich (durch Metaphysik) unerklärlich, folglich unabschätzbar, folglich unter einander unvergleichbar: vollständige Unkritik die Folge und dadurch wieder Abnahme des Genusses und Überhandnahme des Geringen, Effectvollen, Täuschenden, Ehrgeizigen." [Vgl. Verm. Mein. No. 28.]

„Vorrede. Ich kenne kein Mittel, um etwas Gutes zu erkennen, als selber etwas Gutes zu machen. Dies giebt uns Flügel, mit denen sich zu manchem entlegenen Neste, in dem Gutes sitzt, fliegen lässt.“

„Zur Vorrede. Ich möchte meinen Lesern den Rath geben: das Kennzeichen, dass sie in die Empfindung des Verfassers eingedrungen sind — — —

Aber hier lässt sich nichts erzwingen. Eine Reise begünstigt.“

„Es giebt Leser, welche den etwas hochtrabenden und unsicheren Gang und Klang meiner früheren Schriften dem vorziehen, was ich gegenwärtig anstrebe — möglichste Bestimmtheit der Bezeichnung und Geschmeidigkeit aller Bewegungen, vorsichtigste Mässigung im Gebrauch aller pathetischen und ironischen Kunstmittel. Mögen jene Leser, welche sich ihren Geschmack nicht verkümmern lassen wollen, an diesen hier mitgetheilten Arbeiten etwas Willkommenes zum Ersatz dafür erhalten, dass ich ihnen den Verdruss machte, meinen Geschmack in diesen Dingen zu verändern. Sind wir uns doch allmählich in so vielen und grossen Bestrebungen so unähnlich, so fremd geworden, dass ich bei dieser Gelegenheit, wo ich noch einmal zu ihnen reden muss, nur von der harmlosesten aller Differenzen, der Stil-Differenz, reden möchte.“

„Ich wünsche, dass billig denkende Menschen dieses Buch als eine Art Sühne dafür gelten lassen, dass ich früher einer gefährlichen Ästhetik Vorschub leistete: deren Bemühen war, alle ästhetischen Phänomene zu „Wundern“ zu machen. — — Ich habe dadurch Schaden angestiftet unter den Anhängern Wagner's und vielleicht bei Wagner selbst, der alles gelten lässt, was seiner Kunst höheren Rang verleiht, wie begründet und wie unbegründet es auch sein mag. Vielleicht habe ich ihn durch meine Zustimmung seit seiner Schrift über „die Bestimmung der Oper“ zu grösserer Bestimmtheit verleitet und

in seine Schriften und Werke Unhaltbares hineingebracht. Dies bedauere ich sehr.“

„Schopenhauer's Wirkungen.

1. in den Händen der Ultramontanen — protestantischen und katholischen.

2. reinlichste Wissenschaft mit Spiritismus beschmutzt.

3. Geistergeschichten.

4. Wundergläubige wie Fr. W.

5. Philosophie des Unbewussten.

6. Genius und Inspiration bei Wagner, so dass alles Erkannte abgelehnt wird. Die „Intuition“ und der „Instinct“.

7. „Ausbeutung des Willens“ practisch als unbezwinglich, durch Dichter als Effectmittel.

8. der grobe Irrthum, dass das Mitleid den Intellect vertrete, auf die Bühne mit einer wahrhaft spanischen Gläubigkeit gebracht.

9. Königthum als überweltlich.

10. die Wissenschaft über die Achsel angesehen, in ihr selbst greift die Metaphysik um sich.

11. Gwinner's Biographie, Schopenhauer als Vorhalle zum Christenthum.

Allgemeines Frommwerden, der leibhafte voltairianisch gesinnte Schopenhauer, dem sein viertes Buch unverständlich wurde, wird bei Seite geschoben.

Mein Misstrauen gegen das System von Anfang an. Die Person trat hervor, er typisch als Philosoph und Förderer der Cultur. Am Vergänglichen seiner Lehre, an dem, was sein Leben nicht ausprägte, knüpfte aber die allgemeine Verehrung an — im Gegensatz zu mir. Die Erzeugung des Philosophen galt mir als einzige Nachwirkung, — aber mich selbst hemmte der Aberglaube vom Genius. Augenschliessen.“

„Keller, Burcknardt zu erwähnen: vieles Deutsche erhält sich jetzt besser in der Schweiz, man findet es hier deutlicher erhalten.“

„Schiller's Idealität zu charakterisiren (aus Körner's Briefen am besten)."

„Goethe: „Byron's Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Grosse bildet, sobald wir es gewahr werden." Dies auf Wagner's Kunst anzuwenden."

„Neben einer Moral der Gnade steht eine Kunst der Gnade (Inspiration). Beschreibung!"

„Da ich Wagner mit Demosthenes verglichen habe, muss ich auch den Gegensatz hervorheben."

„Ich zweifle nicht, dass dieselben Dinge, in einen dicken süssen Brei eingehüllt, williger geschluckt werden. — Wahrheiten über Wagner."

„Dies alles hat sich Wagner oft genug im heimlichen Zwiegespräch selber eingestanden: ich wollte, er thäte es auch öffentlich. Denn worin besteht die Grösse eines Charakters, als darin, dass er, zu Gunsten der Wahrheit, im Stande ist, auch gegen sich Partei zu ergreifen?"

„Die höchste Aufgabe am Schluss, Wagner und Schopenhauer öffentlich zu danken und sie gleichsam gegen sich Partei nehmen zu machen."

„Plato's Abwendung von der Kunst symbolisch-typisch am Schluss."

— Können wir aus diesen Daten eine klare Vorstellung von dem beabsichtigten Buche gewinnen? Das Meiste wird uns der „Plan" lehren. Er ist verständlich und in sich geschlossen. Wir haben es mit einer Schrift über die gegenwärtige Cultur zu thun. Nietzsche will die Umstände schildern, die eine gedeihliche Weiterentwicklung gefährden. Er nennt die „nationalen" Be-

strebungen, die selbstzufriedene „Bildung“ und die „historische Krankheit“. Man erinnert sich dabei an die Gedanken der beiden ersten „Unzeitgemässen Betrachtungen“. Diese Gefahren werden durch die Gegenströmung, welche von Schopenhauer und Wagner ausgeht, scheinbar wett gemacht. In Wahrheit aber sind diese beiden Männer selbst eine Gefahr für die Cultur. Ihre Wirkungen weisen in's Religiöse, Mystische. Der Plan giebt keine Andeutung darüber, ob das Buch bei diesen kritischen Negationen stehen bleiben oder eine positive Gegenaufstellung machen sollte. — Gehören zu diesem Culturbuch die Titel, welche wir vorher angaben? „Der neue Umblick“ würde ganz gut passen, „der Wanderer an die Freunde“ weniger, die übrigen gar nicht. Mit den Entwürfen „zur Vorrede“ u. s. w. steht es ähnlich. Einiges fügt sich ausgezeichnet dem Gedankengange des Culturbuchs ein, zum Beispiel „Schopenhauer's Wirkungen“, „Keller, Burckhardt zu erwähnen etc.“. Anderes widerstrebt. So ist es kaum möglich, dass er von dem Buche sagen konnte, er hätte es überschreiben können: aus der Seele der Künstler und Schriftsteller, da es eine Fortsetzung des V. Hauptstückes im „Menschlichen“ sei. Oder: es sei in der Schrift von nichts anderem als von einer „Stil-Differenz“ zwischen ihm und seinen Freunden die Rede. Dieser Widerspruch ist entweder so zu erklären, dass Nietzsche zwei oder noch mehr verschiedene Bücher plante, eines davon über die gegenwärtige Cultur, ein anderes wahrscheinlich über künstlerische Fragen. Oder der Buchplan ist ganz schwankend und hat bei dem Autor noch keine feste Gestalt gewonnen. Jedenfalls fehlt uns die Möglichkeit ihn zu fixiren. — Noch ein fraglicher Punkt kommt hinzu, nämlich wie weit die persönliche Färbung des Buches gehen sollte. Manches scheint auf ein autobiographisches Buch zu deuten. Dieses würde wiederum zu dem Culturplan keine directe Beziehung haben und kann auch mit dem zweifelhaften Buch über Stilfragen kaum identisch sein. Höchstens dass in einer Vorrede persönliche Bemerkungen über des Autors innere Wandlung in den letzten Jahren Platz gefunden hätten. Durchaus abzuweisen ist der Gedanke, dass Nietzsche eine Schilderung seiner persön-

lichen Beziehungen und Erlebnisse mit Wagner und eine Charakteristik von dessen Persönlichkeit und seiner eigenen habe geben wollen. Was Nietzsche damals in diesem Sinne aufgezeichnet hat, war allem Anschein nach nur für ihn selber bestimmt und sollte keine oder nur in veränderter Form eine litterarische Verwendung finden.

Alle diese Pläne liess Nietzsche jedoch fallen und kehrte zu der aphoristischen Art des „Menschlichen, Allzumenschlichen" zurück. Er veröffentlichte einen „Anhang" dazu im März 1879 unter dem Titel: „Vermischte Meinungen und Sprüche". Das Material schöpfte er aus einer Anzahl Notizbüchern, von denen fünf erhalten sind (N XIII, N XV, N XVI, N XVII, N XVIII). Ausserdem benutzte er die vorhergenannten vier Notizbücher (N VIII, N IX, N X, N XII) und griff auf die „Sorrentiner Papiere" zurück. Diese letzteren hatten schon für das „Menschliche" die meisten Gedanken hergegeben, wurden aber auch durch die erneute Durchsicht für die „Vermischten Meinungen" noch lange nicht erschöpft. Für unsere Veröffentlichung haben diese Blätter die bei weitem reichste Ausbeute geliefert.

In demselben Jahre entstand ein weiteres Aphorismenbuch: „Der Wanderer und sein Schatten" und kam Weihnachten 1879 als „zweiter und letzter Nachtrag" zum „Menschlichen" heraus. Die Vorarbeiten dazu enthalten die Notizbücher N XIV, N XIX, N XX, N XXI, N XXII. Der Titel sollte den Zusatz erhalten: „Ein Geschwätz unterwegs". Ein anderer Titel lautet: „St. Moritzer Gedankengänge". Nietzsche hatte vor, das Buch mit einer Fiction herauszugeben: „Dieser Dialog ist nicht von mir. Er wurde mir eines Tages übersandt, mit der einzigen Bemerkung, dass ich ihn lesen und weitergeben dürfe. Das Erstere that ich, das Andere thue ich". — Zur Ausführung zweier Schriften, die in dieser Zeit geplant wurden, kam es nicht. Die Titel und wenige Vorarbeiten, die zum Theil in den „Wanderer" übergingen, sind erhalten. „Gegen die strafende Gerechtigkeit. Ein Versuch zur Milderung der Sitten" (Vgl. Wanderer No. 23ff., 33). — „Via Appia. Gedanken über den Tod" (Vgl. Wanderer No. 185).

Aus der Zeit der Morgenröthe. (1880/81.)

Die Arbeiten zur Morgenröthe und damit auch das von Nietzsche nicht verwendete, erst von uns veröffentlichte Material liegen in folgender Fassung vor. Das Erste sind zwei Notizbücher (N XXVI und N XXVII), fast durchweg mit Bleistift und sehr flüchtig, meist wohl im Freien geschrieben. Das eine (N XXVI) reicht, wie einige Notizen beweisen, bis in die Basler Zeit zurück; die philosophischen Niederschriften jedoch, die es enthält, sind (wie auch bei N XXVII) nur für die Morgenröthe oder deren Vorstufe, nicht für die vorhergegangenen Werke verwendet. Als erste Vorstufe der Morgenröthe stellt sich ein Aphorismenheft dar, das Nietzsche im Frühling 1880 nach diesen Notizbüchern Peter Gast dictirte; es trägt den Titel: „L'Ombra di Venezia" (M XIII). Bei der Herstellung der Morgenröthe griff Nietzsche nicht mehr auf jene beiden Notizbücher, sondern nur noch auf diese Reinschrift zurück, die im Wesentlichen den Stoff der Notizbücher, meist etwas verändert, enthält. Doch blieb uns in den Notizbüchern immer noch eine gewisse Nachlese. Auch die Reinschrift L'Ombra hat Nietzsche nur etwa zur Hälfte für die Morgenröthe verwendet. Der Rest bildet einen beträchtlichen Theil des oben von uns abgedruckten Stoffes. Die Anordnung der Aphorismen in L'Ombra ist noch ganz zufällig und ohne jede Disposition. Das Heft enthält folgende Vorrede:

„Vorrede.

Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrack ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — hässliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht aus-

gehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit: und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muss sich auf eine langwierige Cur gefasst machen.

Nachdem ich soviel und dazu nicht das Erbaulichste von mir gesagt habe — wie es die Sitte der Vorrede zwar nicht anräth, aber doch erlaubt —, darf ich wenigstens hoffen, damit erreicht zu haben, dass meine neuesten Gedanken, welche ich im vorliegenden Buche mittheile, nicht ohne Vorsicht gelesen werden."

Auf dieses Heft folgen zwei umfangreiche, auch mit Bleistift, aber sehr sorgfältig und sehr klein geschriebene Notizbücher (N XXV und N XXIII), voll eingehender, meist moralischer Studien, die den Hauptstoff zur Morgenröthe und auch zu unserem Nachtrag geliefert haben. Sie zeigen eine bedeutsame Weiterentwicklung des Philosophen Nietzsche, die sich in „L'Ombra" erst ankündigt. In dieser Zeit hat Nietzsche seine Hauptansichten über die Moral concipirt. Nach einem kleineren Notizbuch ähnlichen Charakters (N XXIV) folgen zwei (N XXVa und N XXVb), die erst vor kurzem in den Besitz des Archivs gelangt sind und die gleichfalls einen sehr bestimmten und eigenartigen Charakter tragen. Sie erinnern bereits an die Stimmung der fröhlichen Wissenschaft durch den sehr persönlichen und poetischen Ton, der aus ihnen spricht, wodurch sie von den vorhergehenden, streng kritischen und sachlichen Aufzeichnungen abstechen. Übrigens hat Nietzsche die Notizbücher XXIII, N XXIV und N XXV, obwohl sie vor Drucklegung der Morgenröthe abgefasst und für dies Buch hauptsächlich verwendet sind, theilweise auch noch zur fröhlichen Wissenschaft benutzt, ähnlich wie wir ihn bei der Herstellung des ersten Nachtrages zum Menschlichen auf das vor der Entstehung des Hauptbuches liegende Material zurückgreifen sehen. Als Letztes finden wir ein Convolut von losen Notizbuchblättern (N XXVIII), die aus verschiedenen, verloren gegangenen Notiz-

büchern stammen und sich über die ganze Zeit der Arbeit an der Morgenröthe erstrecken. — Aus diesem ganzen Material hat Nietzsche eine Auswahl getroffen und in einer Reinschrift zusammengestellt, nach der dann Peter Gast im Februar und März 1881 das Druckmanuscript zur Morgenröthe anfertigte. Diese Reinschrift Nietzsche's (M X) trägt den schon im Jahre 1876 (Vgl. oben S. 396) beabsichtigten Titel: „Die Pflugschar. Gedanken über die moralischen Vorurtheile." Auch in diesem Heft finden sich noch einige, bei der Fertigstellung der Morgenröthe nicht mit verwendete Aphorismen, die wir zum Abdruck bringen.

Im Jahre 1880 hat Nietzsche wiederum mehrere Bücher geplant, die nicht zur Ausführung gekommen sind. Auch kleinere Arbeiten, philosophische Essais hatte er damals vor, die als Zeitschriftenveröffentlichungen gedacht waren. Es giebt eine Reihe Titel wie auch einige „Pläne" in den Manuscripten, die von diesen Absichten Kunde geben und die wir hier mittheilen. Welche von ihnen auf ein Buch und welche auf einen Aufsatz sich beziehen, lässt sich schwer entscheiden.

„Vita contemplativa. Fingerzeige und Wegweiser dahin." — „Die Emigranten." — „Passio nova oder von der Leidenschaft der Redlichkeit." Varianten dieses Titels lauten: „Zur Geschichte der Redlichkeit." „Die Leidenschaft der Redlichkeit." — „Vertraulichkeiten mit dem nächsten Freunde und dem nächsten Feinde." — „Religion der Tapferkeit. 1. Leidenschaft der Redlichkeit. 2. Die grösste Frage. 3. Tapferkeit und nichts mehr." — „Die grosse Frage." — „Vom Aberglauben." — „Vom Loben und Tadeln." — „Von der zulässigen Lüge."

Die „Pläne" gehören zu den Schriften über die „Redlichkeit" und die „Emigranten".

„Plan.

1. Cap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es thut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf

gegen die Leidenschaft zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Cap. Wir entdecken plötzlich, dass es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntniss, wir trachten nach dem ungetrübten, morgenstillen Lichte des Weisen. Aber wir errathen: auch dieses Licht ist leidenschaftliche Bewegung, aber sublimirt, für Grobe unerkennbar.

3. Cap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst). Wir suchen sie durch Zerlegung zu tödten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, wie überhaupt Leidenschaften entstehen, wie sie veredelt werden und wirken.

4. Cap. Die Rückwirkung von aussen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irrthümer kehren von aussen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden u. s. w. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie lässt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker."

„Zum Plan

Wodurch ist das Bedürfniss nach einem festen Halt so gross geworden? Weil wir angelehrt worden sind, uns zu misstrauen: das heisst weil wir keine Leidenschaft mehr haben dürfen, ohne schlechtes Gewissen! Durch diese Verlästerung unseres Wesens ist der Trieb nach Gewissheit ausser uns so gross geworden. 1. religiöser Weg, 2. wissenschaftlicher Weg, 3. Hingebung an Geld, Fürsten, Parteien, christliche Secten u. s. w.: welche wir fanatisch nehmen müssen, also falsch verstehen müssen, damit sie uns das Begehrte leisten. Die Juden hatten diese Verachtung von sich und vom Menschen überhaupt.

Ziel: 1. Die noch so sehr sicher gestellte Welt ist zuletzt einer individuellen Messung unterworfen: so lange wir forschen, können wir das Individuum oft ausschliessen; zu dem, was wir zuletzt finden, giebt es immer eine subjective

Stellung! 2. wir müssen stolz genug von uns denken, um eine subjective Stellung nur zu wirklichen Dingen einzunehmen, nicht zu Schemen! und lieber den Zweifel und die Meerfahrt ertragen, als zu schnell Gewissheit wollen! 3. Die Ehre der eigenen Seele wieder herstellen!"

„Zum Plan.

Ein Bild des Griechenthums als der Zeit, die die meisten Individualitäten hervorgebracht hat. Das Fortleben in der Renaissance!

Polemik gegen mittelalterlich, höfisch, liberal-parlamentarisch, socialistisch. Ich sehe die socialistischen Körper sich bilden, unvermeidlich! Sorgen wir, dass auch die Köpfe für diese Körper anfangen zu keimen! Jene Organisationen bilden den zukünftigen Sclavenstand, mit allen ihren Führern — aber darüber erhebt sich eine Aristokratie vielleicht von Einsiedlern! Es ist die Zeit des Gelehrten vorbei, der wie alle anderen lebt und glaubt (als Werkzeug der Kirche, der Höfe, der kaufmännischen Parteien u. s. w.)! Der grosse Heroismus thut wieder noth!

Die einzige erobernde Macht grossen Stils ist Russland (ohne dies Erobern-wollen sind die Staaten castrirt! Es gehört dazu, überschüssige Kraft nach aussen zu wenden!) Folglich wird es Europa nöthigen sich zu einigen. Aber den Socialismus ergreift der endliche Ekel dieses Kriegszustands ohne Ende und überbrückt den Völker- und Dynastienhader! Wir gehen wilderen Zeiten entgegen! Das ist ein Vorzug, denn diese übernervöse Gegenwart ist nichts mehr werth, eine Reinigung vom Hyperchristlich-Moralischen thut noth, ein Zu-Grunde-gehen und Ohnmächtigwerden der Eleganten, Unkräftigen, Verzärtelten u. s. w."

„1) Das verschiedene Wachsthum der Triebe unter dem Clima der verschiedenen moralischen Grundurtheile.

2) Gründe der Verschiedenheit des moralischen Urtheils.

3) Irrthümlichkeit und Wahn aller moralischen Urtheile.

4) Kann die Wissenschaft Ziele geben? **Nein.**

5) Die individuelle Moral: unsere Triebe nach **unserem** Ideal formirt und mit Hülfe der Wissenschaft. (Als Künstler unser Ideal schaffen.)

6) Die günstigen politischen und socialen Verhältnisse für diese Einsiedler!"

Ferner findet sich ein Verzeichniss von Capitelüberschriften, das bereits an die Stoffvertheilung der jetzigen Morgenröthe erinnert:

§ 1. Mensch der Erkenntniss, sein Werden, seine Aussichten.
§ 2. Ur-Moral.
§ 3. Christenthum.
§ 4. Zeit-Moral (Mitleid).
§ 5. Orientirung über die nächste Umgebung, Stände, Völker u. s. w.
§ 6. Aphorismen über die Affecte.

Den Titel „Morgenröthe" hat Nietzsche erst gewählt, nachdem er verschiedene andere Absichten, die neue Aphorismensammlung zu benennen, aufgegeben hatte. Seine Manuscripte bieten folgende, offenbar auf den Stoff oder einen Theil des Stoffes der jetzigen Morgenröthe sich beziehenden Titel: „Die moralischen Vorurtheile." — „Was zu verlernen ist." — „Die Erlösung. Was zu verlernen ist." — „Vom Leben der Denker. Moralische Fragen." — „Vademecum, Vadetecum. Gedanken über die individuelle Sittlichkeit." — „Das Gefühl der Macht." — Man erinnere sich auch an den schon oben erwähnten Titel: „Die Pflugschar. Gedanken über die moralischen Vorurtheile." Die schliessliche Wahl des Titels „Morgenröthe" verdankt Nietzsche einer Anregung Peter Gast's, wie uns dieser erzählt. Zur Zeit, als Nietzsche L'Ombra di Venezia vorbereitete, um es dann Peter Gast zu dictiren, verfasste auch Peter Gast ein Aphorismenheft, in das er als Motto die später von Nietzsche für die Morgenröthe als Motto ver-

wendeten Worte eintrug: „Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben.“ Hierdurch angeregt nannte Nietzsche sein Buch zuerst „Eine Morgenröthe“ und schliesslich „Morgenröthe.“

Folgende Ansätze zu Vorreden für die Morgenröthe oder eine der geplanten Schriften seien noch angeführt:

„Für mich erdacht und für jene aufgeschrieben, welche einer herzlichen und feinen Antheilnahme an menschlichen Dingen ebenso fähig sind, als sie sich vom zudringlichen Gelüst des Reformators und Sittenpredigers frei wissen — so mögen diese Gedanken —“

„Werden sich meine Leser einen einzigen Gedanken und diesen in hundert und aberhundert Wendungen und Beleuchtungen gefallen lassen? Aber es ist ein Erforderniss der allgemeinen Gesundheit, und man hat Härteres in ihrem Dienste gethan als ein Buch zu lesen, das nicht zu den unterhaltenden gehört.“

Eine Vorstufe des Aphorismus 52 der Morgenröthe und No. 596 d. Bd. tragen gleichfalls die Bemerkung: „Zur Einleitung.“

Anmerkungen.

(Über die Grundsätze für den Text siehe „Vorwort“. Bei den von Peter Gast nach Dictat hergestellten Reinschriften „die Pflugschar“ (Vgl. Nachbericht S. 396) und „L'Ombra di Venezia“ (Vgl. Nachbericht S. 408) haben wir Nietzsche's Vorstufen und Entwürfe, so weit sie vorhanden sind, verglichen und mehrere Hörfehler und Versehen danach verbessert. — Abkürzungen: MAm = Menschliches, Allzumenschliches, Band I; VM = Vermischte Meinungen und Sprüche; W = Der Wanderer und sein

Schatten; M = Morgenröthe; FrW = Die fröhliche Wissenschaft (— die Zahlen hinter diesen Bezeichnungen bedeuten die Aphorismen-Nummern —); Pfl. = Die Pflugschar; L'Ombra = L'Ombra di Venezia; N. = Nietzsche; Ms. = Manuscript; Z. = Zeile; Aph. = Aphorismus; (?) = nicht sicher lesbar; (!) = den Buchstaben nach sicher, dem Sinne nach auffällig.)

Aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen. (1875/76—1879.)

Vorrede: Reisebuch. — Z. 17. „Wesen der Reise“: im Ms. durchstrichen. — Datum „Rosenlaui-Bad, am 26. Juli 1877.“ Im Ms.: „Rosenlaui-Bad, am 26. Juli,
Sommersonnenwende 1877.
(Mittsommerwende ?).“
Ursprünglich schrieb N. „Rosenlaui-Bad, Sommersonnenwende 1877.“ Bei einer etwa einen Monat späteren Überarbeitung setzte er das Datum „26. Juli“ hinzu und hatte den Gedanken „Sommersonnenwende“ durch „Mittsommerwende“ zu ersetzen.

Aphorismus.

No. 1. — Im Ms. schliesst an diesen Aph. eine Vorstufe von MAm 235.

No. 8. — Z. 2. Zwischen „fördert“ und „so kann“ im Ms.: „(— nämlich es giebt keine prästabilirte Harmonie zwischen der Förderung der Wissenschaft und der Menschheit —).“ Vgl. MAm 517.

No. 13. — Z. 1. „Der Weg“: im Ms. „Weg“.

No. 24. — Z. 13 ff. Die beiden letzten Gebote hiessen ursprünglich: „Du sollst die Wahrheit denken, aber sie nur den Freunden sagen“ und „Du sollst die Welt gewähren lassen“. Später durch die Fassung im Text ersetzt.

No. 48. — Z. 3. Hinter „soll“ im Ms. noch der abgebrochene Satz: „Gegen die sogenannten Naturgesetze und namentlich die ökonomischen ist“.

No. 49. — Z. 25—33. Vgl. hierzu MAm 13.

No. 50. — Z. 7. „gewöhnlich“: im Ms. „gew.“.

No. 59. — Z. 16. „aber“ (?). Vielleicht: „eben“.

No. 61. — Z. 6. „Antworten“: im Ms. ursprünglich „deren Lösungen“; „Lösungen“ von N. verbessert in „Antworten“. „Deren“ dadurch unmöglich geworden.

No. 71. — Z. 10. „gehört“: im Ms. durchstrichen.

No. 77. — Z. 2. Im Ms. fehlen die Worte „tadelt man“.

No. 83. — Z. 3. „zurückzuweisen“ (?).

No. 89. — Aph. schliesst im Ms. an eine Vorstufe von MAm 39. Vor unserem Anfang: „Wenn die schlechte ungeschickte Handlung“ der Zwischensatz: „In der That sind diese Folgen bedenklich.“

No. 106. — Z. 3. „ist“ fehlt im Ms.

No. 110. — Im Ms. schliesst an diesen Aph., nur durch einen Gedankenstrich getrennt, eine Vorstufe von MAm 365.

— Z. 16. „an“: im Ms. „auf“.

No. 126. — Z. 3. Der Schluss von „Wenige“ ab lautet im Ms.: „W. gen. w. h.“

No. 128. — Z. 6. „überreifer“: im Ms. (Pfl.) „überreicher“ Nach N.'s Vorstufe verbessert.

No. 138. — Im Ms. schliesst an diesen Aph. unmittelbar eine Vorstufe von MAm 581.

No. 150. — Z. 1. „vielen oder allen.“ Statt dessen ursprünglich: „der Vielsamkeit“.

No. 156. — Z. 1. „sind“: im Ms. „ist“

— Z. 2. Die Worte „stimmt damit“ sind nicht sicher lesbar. Hinter „überein“ steht im Ms. ein zweites „ein“.

No. 175. — Z. 5 f. Statt „Oben und Unten“ im Ms. „Oben und Innen“.

No. 179. — Aph. schliesst im Ms. unmittelbar an eine Vorstufe von MAm 212.

No. 186. — Z. 2. „stirbt“ (?).

No. 191. — Z. 7. Aph. schliesst im Ms. nicht mit „Convention“ ab. Es folgen noch zwei kurze, durchstrichene, unleserliche Worte, darauf: „der Zwang“ (abbrechend).

No. 201. — Z. 6. Im Ms. über dem Wort „Ernst“ ein von N. geschriebenes unklares Wort, wie es scheint: „Thätigsein“.

No. 202. — Z. 17. „Schriften“ (?).

No. 204. — Z. 6. Im Ms. „wärmeleitendes Medium“.

No. 205. — Z. 14. Im Ms. „entwickelter höher steht.“

No. 212. — Z. 4. „unbestimmte“ (?).

No. 218. — Z. 3. „ohne“ Conjectur. Im Ms. „und“.

No. 228. — Z. 1. „darin“: im Ms. „darauf“.

No. 230. — Z. 2. „sein“ fehlt im Ms.

No. 253. — Im Ms. folgen am Schluss noch die Worte: Das wühlt so stark, dass ich zweimal zweifelte ob Musik.“ Vielleicht zu vervollständigen: „ob er Musiker sei.“

No. 256 und 257. — Vgl. hierzu VM 296, M 218.

No. 259. — Z. 1. Über „Manier“ im Ms. ein kurzes, unleserliches Wort: „hart“ (?).

No. 277. — Z. 2. „beim Anblick“: im Ms. (Bleistift, sehr flüchtig) ist von N. ein eingeklammertes Wort hinzugeschrieben, das vor das erste oder das zweite Wort gehört: „(inneren)“ oder „(immer)“.

No. 279. — Z. 25. Der in Klammern stehende Satz ist später eingefügt. Die Klammern stammen von den Herausgebern.

No. 280. — Im Ms. steht am Schluss noch der Satz: „Auch im Alterthum wurde viel zurecht geschnitten.“

No. 285. — Z. 2. Den Buchstaben nach besser „aber“ als „eben“.

No. 294. — Z. 3. Am Schluss der Name „Materna“ (?).

No. 298. — Z. 2. Hinter „Partei“ im Ms.: „(Fr. W.)“.

No. 312. — Z. 3. Im Ms. stehen zwischen „Grossen“ und „Wagner's“ ein oder zwei unklare Worte: „und“ (?) „selbst“ (?). — „Wagner's“(?).

No. 313. — Z. 1. „zur“ (?).

No. 324. — Z. 4. „misstönenden“ (?).

No. 331. — Z. 7. „anerzogene“: im Ms. „angezogene“.

No. 332. — Z. 8 f. „ihre Opfer, das heisst die Ketzer und Idealisten“. Diese Worte hat N. später mit Rothstift durchstrichen und die Worte „gegen (?) die Ritterromane“ darübergeschrieben.

No. 334. — Z. 4. „sind“ fehlt im Ms.

No. 335. — Z. 3. „anerzogenen“: im Ms. „angezogenen“.

No. 340. — Z. 12. „zu sein scheinen“: im Ms. dahinter „(vor die Sinne führen)“.

No. 342. — Z. 1. „Jean Paul“: im Ms. „ihn“. Aph. schliesst im Ms. unmittelbar an eine Vorstufe von W 99.

No. 350. — Aph. schliesst im Ms. unmittelbar an eine Vorstufe von MAm 188.

No. 363. — Z. 9. „des Christenthums“: im Ms. „der christlichen“.

— Z. 12. „worden ist“ fehlt im Ms.

No. 365. — Z. 6 f. „kunstbedürftigen“ (?).

No. 369. — Z. 2. „Nationale“. Auf der gegenüberliegenden Seite folgende, an „Nationale“ angeschlossene, im Zusammenhang nicht verständliche Worte: „so wie Wagner an die Franzosen Goethe an Franzosen und Griechen“.

No. 375. — Z. 3. „Werdende“ (?).

No. 378. — Z. 2. „Richard Wagner in Bayreuth“: im Ms. „R. W“.

No. 382. — Z. 4. „würde“ fehlt im Ms.

No. 406. — Z. 1. „oder eine Geliebte“: im Ms. „oder Geliebte“.

No. 410. — Z. 2. Hinter „hüten“ im Ms. der später eingeschobene Satz: „wozu die erwähnte Scham vor einem Mysterium verführt“. Aph. sollte wahrscheinlich mit MAm 100 in Zusammenhang gebracht werden.

No. 410. — Am Schluss späterer Zusatz, der an den letzten Gedanken nicht anzuschliessen ist: „so dass sie jetzt erst etwas Grosses und Ehrwürdiges geworden ist, wo ein monogamischer Instinct entstanden ist. Das Unmögliche vollends“ (?).

No. 420. — An den Aph. schliesst im Ms. eine Vorstufe von MAm 539.

No. 426. — Z. 12. „und dem Freihandel“: im Ms. „und Freibeutern“. Wohl Schreibfehler N's.

No. 443. — Z. 10. „scheinbare“ (?). — Vielleicht „schaubare“?

No. 448. — Z. 19. „die“: im Ms. „wir“.

No. 454. — Erster Aph. des Cap. 1 der „Pflugschar“: „Wege zur geistigen Freiheit“ (Vgl. Nachbcr. S. 396). Vor unserem Anfang stehen im Ms. noch die Worte: „Was sie von Schulen haben kann: —“

— Z. 6 ff. „Auch darin — geht.“ Vorstufe von MAm 520.

No. 459. — Z. 9 f. Vgl. VM 268.

No. 462. — Z. 31 ff. „Unglückliche — verdorben ist!“ ursprünglicher Text. Von N. ersetzt durch folgenden, fragmentarisch gebliebenen Satz: „Wer einen geistreichen Autor liest und am Schlusse glaubt, er habe alles verstanden, exc. — — der ist glücklich.“

— Z. 36. „sogar“ (?).

No. 477. — An den Aph. schliesst im Ms. eine Vorstufe von W 295.

Aus der Zeit der Morgenröthe. (1880/81.)

No. 8. — Z. 7. „der“: im Ms. „die“.

No. 11. — Z. 15. „er“: im Ms. „man“ (?).

No. 12. — Z. 2. „auf“: im Ms. „an“.

No. 15. — Z. 5. „schön“: im Ms. „gut“ und „schön“ in einander geschrieben.

No. 18. — Z. 9. „Lippen“: im Ms. „Liebe“.

No. 19. — Z. 7. Hinter „*amorem!*“ im Ms. noch Folgendes: „Ach ich selber habe es gelobt!“ Dann ein kurzes, unleserliches Wort.

No. 24. — Z. 3. „man“ fehlt im Ms.

No. 26. — Z. 6. „tüchtig“ (!).

No. 32. — Z. 3. „werden“ fehlt im Ms.

No. 40. — (L'Ombra) Z. 5. „gerecht“: Vorstufe „recht“.

No. 41. — Z. 3. „sich“ fehlt im Ms.

No. 58. — Aph. bildet im Ms. den Schluss einer Vorstufe von M 44. Er schliesst an die Worte „Bedeutungslosigkeit des Ursprungs zu:“, und wurde dann durch den jetzigen Schluss: „während das Nächste“ ersetzt

No 59. — (L'Ombra) Z. 6. „auch hätte er“: Vorstufe „er hätte“.

No. 73. — Aph. steht auf einem losen Blatt, das mitten im Satz abbricht. Die Fortsetzung ist nicht vorhanden.

No. 74. — Z. 7. „Vielheit“ (!).

— Z. 17 f. Die Worte „in lustvollen Vorstellungen und Bildern“ stehen im Ms. über dem ursprünglichen, nicht durchstrichenen Text: „im Scheine“.

No. 75. — Z. 2. „sich“: im Ms. „sie“.

No. 79. — Z. 17. Hinter „die Gegenstände“ im Ms. „womit“ (!).

No. 85. — Hinter dem Aph. die Worte: „struggle of existence?“

No. 104. — Z. 12. „über“ fehlt im Ms.

— Z. 15. „schieben“: im Ms. „sich schieben“.

No. 109. — Z. 2. „a)“ verlangt eigentlich Fortführung durch b) u. s. w.

No. 114. — Im Ms. am Schlusse noch der Satz: „(zum Beispiel wer Stolz im Fundamente hat)“.

No. 115. — Z. 6. Hinter „Wollust“ im Ms. der eingeschobene Satz: „(der Trieb der Ehe (?) [Ehre(?)] als Grundlage)“.

— Z. 7. „dem Triebe etwas Unangenehmes“: im Ms. „der Trieb uns unangenehm“.

No. 121. — Aph. bricht im Ms. ab.

No. 141. — (L'Ombra) Z. 2. „Erhebliches“: Vorstufe „Erhebendes“.

No. 146. — Im Ms. am Schluss: „(? ?)“.

No. 148. — Z. 1. Im Ms. „Man muss also“. Aph. schliesst im Ms. an Aph. 325 d. Bd. an. Wir konnten sie trotzdem nicht zusammenziehen, weil ihr Hauptinhalt in verschiedene Gebiete weist. — „studiren“: nur noch „stu“ lesbar (Bleistiftvorlage).

— Z. 2. „noch“: nur der erste Buchstabe lesbar.

No. 150. — Z. 2. „dem“ fehlt im Ms.

No. 160. — Z. 1. „geht“: im Ms. „genügt.“ Verschrieben im Gedanken an die folgende Z.

No. 162. — Z. 13. „ist“ fehlt im Ms.

No. 166. — Z. 1. „ihn“ fehlt im Ms.

No. 192. — Z. 2 f. „Wir — uns“ (!). „wenden“ (?).

— Z. 22 f. „Die Oliven — ebenso“ (!).

No. 193. — Z. 5 f. Vgl. M 174.

No. 198. — Z. 3. „Reiz“ (?).

No. 196. — Aph. schliesst im Ms. an eine Vorstufe von M 132.

No. 200. — Z. 41 f. „wenn nicht — müssen“ grammatisch auffällig. Von N. eingesetzt statt folgender Fassung: „wenn nicht eben seine Äusserung zum Besten der Cultur“.

No. 212. — Z. 5. „hat“ fehlt im Ms.

— Im Ms. schliesst an den Aph. eine Vorstufe von FrW 186.

No. 213. — Im Ms. am Schluss noch der Satz: „Dies ist sehr gut, ein nothwendiger Bau der Gesellschaft und Redlichkeit!“

No. 217. — Z. 5. „die“ fehlt im Ms.

No. 219. — Aph. schliesst im Ms. nicht ab. Es folgen zwei Worte eines weiteren Satzes: „Jedes Ziel“.

No. 228. — Z. 8. „Wohlbefinden“: im Ms. „Wohlthun“.

No. 234. — Z. 1 f. Im Ms. „Ausnahme zu sein.“

No. 236. — Z. 11 ff.: Vgl. M 231.

No. 239. — Z. 19. „uns“: im Ms. „sich“.

No. 242. — Z. 16 f. „es entleert sich zugleich“ (!).

No. 243. — Z. 8. „auch eine“ (?).

— Z. 13. „bemerken“ (?).

No. 245. — Z. 8. „die Person:“ „die“ fehlt im Ms.

No. 249. — Z. 5. „Reines“ (?).

No. 278. — Z. 3. „dauerndem“ (?).

No. 283. — Z. 2. „bei:“ im Ms. „zu“.

No. 307. — Z. 2. „Nur-percipiren“ (?).

No. 314. — Z. 5. Hinter „Empfindung“ im Ms. zwei unleserliche Buchstaben, vielleicht abgekürzte Worte.

No. 321. — Z. 7. „uns“: im Ms. „sind“.

No. 322. — Z. 2. „sanften“ (?).

No. 325. — Z. 8. „solches“ (?).

— Z. 13. „in“: im Ms. „bei“.

No. 342. — Im Ms. am Anfang: „1)“.

No. 348. — Z. 2. „es“: im Ms. „ihn“.

No. 350. — Z. 8. „können“ (?).

No. 354. — Z. 2. „deren“ fehlt im Ms.

No. 360. — (L'Ombra) Z. 1. „soll“: Vorstufe „sollte“.

— Z. 7. „grosse“ nach der Vorstufe eingefügt; im Ms. „ebenso Übelthäter“.

No. 361. — Z. 2 f. „halbtrunken“ (?).

No. 368. — (L'Ombra) Z. 6. „ihn“ fehlt im Ms. Die Vorstufe ist ohne diesen Satz.

— Z. 9. „uns“ nach der Vorstufe eingefügt.

No. 380. — Z. 2. „wenn“ fehlt im Ms.

No. 407. — Z. 6. „die“ fehlt im Ms.

No. 411. — Z. 3. „von“ fehlt im Ms.

No. 412. — Z. 3. „Menschen“: im Ms. „M.“ Vielleicht „Manche“.

No. 415. — (L'Ombra) Z. 8. „Geistigkeit“ aus der Vorstufe hergestellt. Im Ms. „Geistlichkeit“.

No. 417. — (L'Ombra) Z. 11. „wollten“ aus der Vorstufe hergestellt. Im Ms. „wollen“.

No. 420. — Z. 14 ff. Vgl. M 88.

— Z. 16. „Luther“: im Ms. „er“.

No. 433. — Z. 7. „fernen“(?).

— Z. 38. „ihre Gewohnheiten“ : im Ms. steht davor schon ein „ihre“ mit einem Substantivum, das nicht lesbar ist.

No. 435. — Z. 12 f. „der Verehrung“ fehlt im Ms.

No. 439. — Z. 15. Ursprünglicher Text: „Nicht Opferung für andere, sondern der volle“. Die corrigirte Fassung ist nicht sogleich verständlich. Das Subject ist aus dem Vorhergehenden zu ergänzen.

No. 442. — Aph. bildet den Schluss einer Vorstufe von M 210.

No. 464. — (L'Ombra) Z. 12. „einmal“ aus der Vorstufe hergestellt. Im Ms. „eine“. Vgl. nächste Zeile „einmal auslöschte“.

No. 471. — Z. 8. „sich über alles“ fehlt im Ms.

No. 473. — Z. 12. „ist“ fehlt im Ms.

No. 486. — Z. 2. „erwählen“: im Ms. durchstrichen und durch ein nicht lesbares Wort ersetzt. „nennen“(?).

— Z. 6. Hinter „vor“ im Ms.: „(selbst bedeutende Gelüste)“. Nicht verständlich. Statt „Gelüste“ vielleicht „Gelehrte“ zu lesen.

No. 489. — Z. 1. „Rache“(?).

No. 492. — Z. 1. Im Ms. „Bei Erzählern vermeiden die feineren,“.

No. 498. — Aph. ist aus einer Vorstufe von M 207 genommen, wo er an die Worte: „(er ist unordentlich in sich)“ (M S. 208 Z. 3 v. o.) anschliesst. Der Anfang lautet im Ms. „Dann muss man auch“.

No. 501. — Z. 2. „sich“: im Ms. „sie“.

No. 539. — Z. 8. „vorwurfsvoll“(?).

No. 541. — Z. 19. „davor“: im Ms. „dafür“.

No. 557. — Z. 8. „Ofen-“(?).

No. 570. — Z. 35. „des Adels, der Denker“: die Artikel fehlen im Ms.

No. 571. — Auf derselben Seite des Ms. wie der Aph. und auf der Gegenseite stehen noch folgende, dem Gedanken nach zugehörige Bemerkungen, die aber stilistisch nicht anzuschliessen sind:

„und die kaufmännische kalte Klugheit wird ihre Reaction haben in einer absoluten Verachtung der Klugheit und des Respectablen: folglich sehr viel Narrheit.“

„Die individuelle Opferung, zu massenhaft bei Socialisten und anderen, erzeugt einen zusammenfassenden Ausdruck: Grossmuth!“

No. 576. — Z. 8. „vor“: im Ms. darüber zwei unsichere Wörtchen, vielleicht „auf die“.
— Z. 17 ff. Vgl. M 167.
No. 589. — Z. 1. „Es“ : „Es“ und „Das“ in einander geschrieben.
No. 619. — Z. 3. „Musse“ (?).
No. 620. — Im Ms. folgt am Schluß noch der unvollständige Satz: „: denn die Fragen, die ich mir aufgeworfen habe, sind mächtig und“.

Die Herausgeber des Nietzsche-Archivs.

206792
Philos.
N677
1917
Author Nietzsche, Friedrich
Title Werke. Vol.11

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU